

Cultura21 eBooks Series on Culture and Sustainability

Cultura21 eBooks Reihe zur Kultur und Nachhaltigkeit

Vol. / Band 1

# Das „Projekt Nachhaltigkeit“

Zu den Grenzen des Nachhaltigkeitskonzepts

aus kultureller Perspektive

Lisa Grabe

**cultura<sup>21</sup>**

Dieses Werk wurde als Masterarbeit im Studiengang Kulturtheorie und interkulturelle Studien des Studiengangs angewandte Kulturwissenschaften an der Leuphana Universität Lüneburg, von Lisa Grabe vorgelegt.

Gutachter:

Prof. Dr. Volker Kirchberg

Sacha Kagan

ISBN: 978-3-945253-00-7

© Lisa Grabe, 2010

Dieses Werk ist unter einem Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 3.0 Germany Lizenzvertrag lizenziert. Um die Lizenz anzusehen, gehen Sie bitte zu <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/3.0/de/> oder schicken Sie einen Brief an Creative Commons, 171 Second Street, Suite 300, San Francisco, California 94105, USA.

Cultura21 eBooks Series on Culture and Sustainability  
Sacha Kagan and Davide Brocchi, editors

Cultura21 eBooks Reihe zu Kultur und Nachhaltigkeit  
Sacha Kagan und Davide Brocchi, Herausgeber

Vol. / Band 1

The Cultura21 eBooks Series on Culture and Sustainability presents findings from inter- and trans-disciplinary perspectives in research and practice. The eBooks are published openly online by Cultura21 Institut e.V. in order to support broad dissemination and to stimulate further debates in civil society and further action-research in the field.

All volumes in the series are available freely at:  
<http://magazin.cultura21.de/piazza/texte>

Die Cultura21 eBooks Reihe zu Kultur und Nachhaltigkeit stellt Befunde aus inter- und transdisziplinären Perspektiven von Forschung und Praxis vor. Die eBooks werden durch Cultura21 Institut e.V. online veröffentlicht, um eine umfassende Verbreitung zu unterstützen und Debatten in der Zivilgesellschaft sowie weitere anwendungsbezogene Forschung in diesem Feld zu fördern.

Alle Ausgaben dieser Reihe sind frei verfügbar auf:

<http://magazin.cultura21.de/piazza/texte>

# Inhalt

Inhalt.....	4
Einleitung.....	5
1. Nachhaltigkeit: Begriff und Diskurs.....	12
1.1 Ein schwieriger Begriff.....	14
1.2 Gibt es eine Definition?.....	20
1.3 Der Nachhaltigkeitsdiskurs.....	28
1.4 Problematisierung des Begriffs und des Konzepts.....	37
1.5 Unschärfe als Stärke.....	45
1.6 Zwischenfazit.....	50
1.6.1 Arbeitsdefinition.....	51
2. Die kulturelle Perspektive auf Nachhaltigkeit.....	53
2.1 Debatte über die kulturelle Dimension.....	56
2.1.1 Zum Kulturbegriff.....	64
2.2 Dominante Paradigmen hinterfragen.....	68
2.2.1 Wachstum und Nachhaltigkeit?.....	72
2.2.2 Das soziologische Paradigma.....	78
2.3 Nachhaltigkeit als kulturelle Herausforderung.....	84
2.4 Kulturen der Nachhaltigkeit.....	94
2.5 Zur Reichweite der kulturellen Perspektive.....	100
2.5.1 Der erhobene Zeigefinger.....	102
2.5.2 Transdisziplinarität als Forschungsansatz für kulturelle Nachhaltigkeit.....	105
2.5.3 Die Rolle der Kulturwissenschaften.....	109
2.6 Zwischenfazit.....	112
3. Nachhaltigkeit im „flexiblen Kapitalismus“.....	118
3.1 Eine Momentaufnahme.....	121
3.2 Kritik am Status quo: der Begriff der Unnachhaltigkeit.....	127
3.3 Das Leben ist ein Projekt.....	135
3.3.1 Die projektbasierte Polis als „dominantes Paradigma“ .....	138
3.3.2 Zu den Auswirkungen der Projekt-Logik.....	142
Schlussbetrachtungen.....	155
Literatur.....	167

# Einleitung

In den Debatten um Klimaschutz, globale Gerechtigkeit, Zukunft und die menschlichen Lebensgrundlagen hat der Begriff der Nachhaltigkeit in den letzten 20 Jahren eine bemerkenswerte Karriere erlebt. Seitdem das Prinzip der Nachhaltigkeit – der Versuch die Bedürfnisse aller heute lebenden Menschen zu befriedigen, ohne dabei die Möglichkeiten der zukünftigen Generationen für ihre Bedürfnisbefriedigung einzuschränken – Ende der 1980er-Jahre zum zentralen Politikziel auf UN-Ebene wurde<sup>1</sup>, hat dieser Begriff sich in der wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Diskussion etabliert. Während zunächst noch ökologische Schwerpunkte gesetzt wurden, rücken in den letzten Jahren immer mehr soziale und gesamtgesellschaftliche Fragen in Bezug auf eine „nachhaltige Entwicklung“ in den Fokus. Unter dem Begriff Nachhaltigkeit werden verschiedene Krisendimensionen in Zusammenhang gestellt und als Teil einer einzigen globalen Krise betrachtet, die es zu bearbeiten gilt (vgl. Hauff 1987: 4). Und so gehören globale Umweltprobleme, die näher rückenden Grenzen der Belastbarkeit des Globus für menschliche Aktivitäten, aber auch eine wachsende Weltbevölkerung, Schwierigkeiten einer globalisierten Gesellschaft, Entfremdung und Armut zum breiten Themenfeld der Nachhaltigkeit.

Mittlerweile wird durch Wissenschaft und Politik scheinbar nahezu jedes Thema in den Nachhaltigkeitskontext eingereiht – von der Entwicklung der Biotechnologie bis hin zur effizienteren Organisation der Mobilität (vgl. Schäfer/ Schön 2000: 11). Obwohl sich der Begriff der Nachhaltigkeit bei der Bevölkerung nicht durchzusetzen scheint – ein geringer Bekanntheitsgrad wird regelmäßig in verschiedenen

Studien nachgewiesen (vgl. z.B. Kuckartz/ Rheingans-Heintze 2006) – erfreut er sich bei Politik, Medien und in Wirtschaft und Wissenschaft größter Beliebtheit, weil er positiv konnotiert ist und so etwas wie moralische Legitimität ausstrahlt. Der Nachhaltigkeitsdiskurs selbst ist dennoch von den Schwierigkeiten geprägt, eine abstrakte Idee in konkrete Handlungsregeln umsetzen zu müssen, sich angesichts eines normativen Anspruchs Legitimität zu verschaffen und zudem einen unliebsamen Begriff zu popularisieren, um das Leitbild der Nachhaltigkeit im Alltagsleben der Menschen zu integrieren. Da „Nachhaltigkeit“ zudem alle gesellschaftlichen Teilbereiche betrifft und von verschiedensten Disziplinen bearbeitet und erforscht wird, kann ein *gemeinsamer Konsens* über die genaue Problemdefinition und entsprechende Lösungsansätze außerdem nur breit und abstrakt angesetzt sein – vielfach wird kritisiert, dass deshalb nur noch Unverbindlichkeiten und Worthülsen den Diskurs bestimmen. Viele wissenschaftliche Stimmen zum Nachhaltigkeitsbegriff sind eher skeptisch und stehen diesem „Modewort“ kritisch gegenüber. Die Bilanz über die Veränderungen seit dem Brundtland-Bericht 1987 und der Rio-Konferenz 1992 (den beiden Meilensteinen des Nachhaltigkeitsdiskurses) fällt allgemein eher nüchtern aus:

„Trotz viel Nachhaltigkeitsrhetorik, trotz einzelner positiver Projekte und Veränderungen zeigt die Gesamtbilanz, dass wir in Deutschland und global nicht auf einem zukunftsfähigen Weg sind, sondern die Probleme sich verschärfen, sei es beim Klimawandel, der biologischen Vielfalt oder dem Hunger in der Welt. Wir sind weit entfernt von einem Wirtschaftsstil und Wohlstandsmodell, das weltweit tragbar und übertragbar ist.“ (Brot für die Welt et al. 2009: 2)

Die *Grundannahme* dieser Arbeit ist dennoch, dass die Idee der Nachhaltigkeit nach wie vor von sehr hoher Relevanz ist und dass das

Konzept durchaus einen geeigneten Rahmen für die Diskussion grundlegender gesellschaftlicher Fragen bietet. Schließlich ist die Etablierung des Begriffs eng verbunden mit dem Bewusstsein, dass sich etwas verändern muss und dass der Mensch, der nun sichtbar Spuren auf dem Planeten hinterlässt, nicht nur eine weitere Entwicklung beeinflussen *kann*, sondern dieses auch *muss*: „Nachhaltigkeit ist heute keine Option mehr, sondern eine existenzielle Frage, die jeden betrifft“ (Brocchi 2007a: 1). Schwierig ist nur, dass der gleiche Begriff für verschiedene Arten der Problemsicht und für grundunterschiedliche Problemlösungsansätze verwendet wird. So ist das Konzept zum einen stark ökologisch geprägt, da es um die Bewahrung der natürlichen Ressourcen und die Grenzen der Natur geht – Umweltschutz und moralische Appelle, das eigene Verhalten zu ändern, stehen hier im Vordergrund. Zum anderen dominieren momentan Überlegungen zur ökologischen Modernisierung des Wirtschaftssystems, technisch-wissenschaftlichen Innovationen und Effizienzforderungen den Diskurs und stellen damit ökonomische Belange an erste Stelle – wirtschaftliches Wachstum ist und bleibt die *Maxime*, und es kann sogar helfen Ziele der Nachhaltigkeit zu verwirklichen.

*Ziel* dieser Arbeit ist es diese Schwierigkeiten des Nachhaltigkeitsdiskurses zu beleuchten und zu erfragen, warum sich dieses vielseitige Leitbild nur schwer durchsetzt. Dafür wird eine bestimmte Perspektive eingenommen, die sich ganz explizit für das Festhalten am Nachhaltigkeitsbegriff ausspricht und ihn wieder greifbarer und gehaltvoller werden lassen möchte: die *kulturelle Perspektive auf Nachhaltigkeit*. Hier geht es darum, den „Nachhaltigkeitsboom“ (Sebaldt 2002a: 16) von Seiten der Wirtschaft

und Technikwissenschaften kritisch zu hinterfragen und zu zeigen, dass Nachhaltigkeit, anders als es von einer ergebnisorientierten Politik oftmals suggeriert wird, kein „Projekt“ ist, dass kurzfristig in Angriff genommen werden kann, wenn es brenzlig wird. Aus der kulturellen Perspektive heraus wird deutlich, dass Nachhaltigkeit ein *Leitbild* ist, das einen gesamtgesellschaftlichen Transformationsprozess einleiten und lenken soll und dafür Ideen, Möglichkeiten und Optionen zur Verfügung stellt.

Zunächst soll es im *ersten Kapitel* darum gehen, Begriff und Konzept der „Nachhaltigkeit“ zu beleuchten und zu klären, was darunter eigentlich zu verstehen ist. Zu zeigen ist, warum der Begriff an sich schon Schwierigkeiten bereitet, wo die Idee der Nachhaltigkeit ihre Ursprünge hat, wie sich Diskurs und Konzept schließlich entwickelt haben und welche Probleme heute im Diskurs bestehen. Neben den vielen Unwegsamkeiten sollen auch die Vorteile und Gründe aufgezeigt werden, die das Leitbild Nachhaltigkeit auszeichnen, um dann eine Definition zu entwerfen, die den Begriff für die weiteren Untersuchungen arbeitsfähig macht.

Als etablierter Begriff und international anerkanntes Leitbild für eine wünschenswerte gesellschaftliche Entwicklung scheint es der „Nachhaltigkeit“ heute an Überzeugungskraft und Attraktivität zu fehlen, weshalb im weiteren zu fragen ist, was genau die Durchsetzung von „nachhaltiger Entwicklung“ hemmt und wo das Konzept an Grenzen stößt. Durch die kulturelle Perspektive auf das Nachhaltigkeitskonzept, die es im *zweiten Kapitel* darzustellen gilt, sollen Grenzen und Begrenzungen des Konzepts unter aktuellen gesellschaftlichen und ökonomischen Bedingungen aufgezeigt werden: „Etwas als Perspektive zu bezeichnen heißt, davon auszugehen, daß dies nicht die einzig

mögliche Betrachtungsweise ist“ (Schimank/ Volkmann 1999: 6), deshalb gilt es auch zu fragen, was erfährt man über „Nachhaltigkeit“, wenn man sie aus dieser Perspektive betrachtet? Es wird deutlich, dass das Nachhaltigkeitskonzept nicht nur ein in mehrfacher Hinsicht unscharfes und kontrovers interpretiertes Leitbild ist, sondern sich dahinter auch unterschiedliche Weltbilder und Gesellschaftskonzepte aber auch unterschiedliche Interessen und Wertepräferenzen verbergen. Dabei wird hier die These vertreten, dass die aktuelle globale Krise keineswegs eine „Umweltkrise“ sondern vielmehr als eine „Krise der aktuellen Kultur“ zu deuten ist, weil das momentane Werte- und Normensystem grundlegenden Prinzipien der Nachhaltigkeit widerspricht. Neben der Darstellung der Debatte über die „kulturelle Dimension der Nachhaltigkeit“ soll es hier deshalb vor allem darum gehen zu zeigen, warum Nachhaltigkeit eine genuin *kulturelle* Herausforderung ist und dass es vermehrt darum gehen muss, dominante Paradigmen zu hinterfragen.

Die Frage nach den aktuellen Werten und Normen als hemmende Strukturen für nachhaltige Entwicklung führt schließlich zum *dritten Kapitel*, in dem es um Nachhaltigkeit im „flexiblen Kapitalismus“ gehen soll. Es wird die These vertreten, dass eine Verbindung von soziologischen Zeitdiagnosen und Nachhaltigkeitsvokabular helfen kann, Strukturen aufzuzeigen, die Nachhaltigkeit eher hemmen als fördern. Anhand prägnanter Thesen aus zwei exemplarischen Zeitdiagnosen (Boltanski/ Chiapello 2003; Sennett 2009), die sich auf die neuen Arbeitsstrukturen im „Neuen Geist des Kapitalismus“ (Boltanski/ Chiapello) beziehen, soll auf die aktuelle Dominanz „unnachhaltiger“ Werte im momentan vorherrschenden Paradigma der „projektbasierten Polis“ verwiesen werden. Den „Kulturen der

Nachhaltigkeit“, die im zweiten Kapitel als Vorschlag für ein „nachhaltiges Paradigma“ entworfen werden, wird hier die „Kultur der Unnachhaltigkeit“ gegenübergestellt, um die Gegensätzlichkeit der Sichtweisen und Strukturen zu verdeutlichen. Es ist zu zeigen, dass gewisse Zeitdiagnosen in dieser Hinsicht auch als „Kritik an der momentanen Dominanz der Unnachhaltigkeit moderner Gesellschaften“ interpretiert werden können.

Der Titel der vorliegenden Arbeit stellt eine Anspielung auf diese Projekt-Logik des „Neuen Geistes des Kapitalismus“ dar, wobei das Projekt sinnbildlich für die Dominanz der Kurzfristigkeit steht, sowie für den aktuellen Trend, alles flexibler, mobiler oder kreativer gestalten zu wollen bzw. zu müssen. Die Wortschöpfung „Projekt Nachhaltigkeit“ verweist dementsprechend auf den Widerspruch zwischen einem Konzept, das auf so etwas wie Dauerhaftigkeit, Ganzheitlichkeit und langfristige Planung zielt, und einer Organisationsform, deren Zweck es ist kurzfristig ein definiertes Ziel und einmaliges Vorhaben, zu verwirklichen.

#### *Zur Ein- und Abgrenzung des Themas*

„Nachhaltigkeit“ ist ein sehr komplexes und abstraktes Themenfeld zu dem es eine unübersichtliche Menge an Literatur gibt. Für die Bearbeitung des Nachhaltigkeitsdiskurses wurde fast ausschließlich deutschsprachige Literatur verwendet, weil der Fokus explizit auf dem deutschen Begriff der Nachhaltigkeit liegt. Die verwendete Literatur bezieht sich zwar meist auch auf die internationale Diskussion, doch insgesamt ergibt sich dadurch ein eingeschränkter Blickwinkel, auf den es hier zu verweisen gilt. Da sich die Fragestellung der vorliegenden Arbeit speziell auf die *Problemanalyse* aus der kulturellen Perspektive

bezieht, wurde auf die Darstellung von Ansätzen zur Problemlösung (bestehende Handlungsvorschläge, Kommunikationsstrategien u.ä.) und alternativen Perspektiven weitestgehend verzichtet. Wenn möglich wurde mit Verweisen gearbeitet, doch aufgrund der Komplexität des Themenfeldes mussten viele wichtige und interessante Aspekte ausgespart werden, um allein die hier gestellten Fragen präzise bearbeiten zu können.

# 1. Nachhaltigkeit: Begriff und Diskurs

Seit den 1980er-Jahren wird über „Nachhaltigkeit“ oder „nachhaltige Entwicklung“ als Leitbild und normativer Handlungsrahmen für eine zukünftige gesellschaftliche Entwicklung diskutiert. Es kursieren diesbezüglich eine Reihe von Konzepten, die sich größtenteils auf spezifische Bereiche der menschlichen Lebenswelt beziehen. Anlass für die Forderungen einer nachhaltigen Entwicklung bildeten dabei vor allem diverse ökologische Krisenphänomene, die seit den 1960er-Jahren verstärkt in den Fokus der gesellschaftlichen Debatte gerieten (Sevesounglück 1976, Katastrophe von Bhopal 1984, Super-GAU Tschernobyl 1986), sowie ein neues Bewusstsein für sozialen Ungerechtigkeiten und die ungerechte Verteilung der Lebenschancen weltweit. Maßgeblich durch die Beschlüsse der Weltumweltkonferenz in Rio de Janeiro 1992, aber auch durch die Verwendung verschiedener gesellschaftlicher Gruppen (aus Politik, Wissenschaft, Wirtschaft oder Nicht-Regierungs-Organisationen usw.), hat der Begriff an Legitimation und globaler Bedeutung gewonnen (vgl. Tremmel 2003: 27). Seitdem ist es auch die erklärte Politik der Regierungen, die Idee der Nachhaltigkeit als Orientierungsrahmen einzuführen. Zahlreiche Initiativen sind seither (meist unter dem Schlagwort Agenda) aktiv geworden und es gibt eine unüberschaubare Fülle an Büchern und Aufsätzen zum Thema. Dennoch fällt die Diskussion mühsam aus (vgl. Fischer/ Hahn 2001). Das Konzept wird gesellschafts-, wissenschafts- und bildungspolitisch diskutiert und der Begriff erfreut sich in Medien und Wissenschaften größter Beliebtheit. Bei repräsentativen Umfragen zeigte sich jedoch, dass viele mit dem Begriff „Nachhaltigkeit“ nichts verbinden können: 2004 wussten lediglich 22% etwas mit „nachhaltiger

Entwicklung“ anzufangen (vgl. Kuckartz/ Rheingans-Heintze 2006: 16).  
Wage Assoziationen zu „Gerechtigkeit“, „Zukunft“ oder „Ressourcen“  
mögen vorhanden sein, ein genaueres Verständnis von der Diskussion  
um Nachhaltigkeit jedoch weist nur jede/r zehnte BundesbürgerIn nach  
(vgl. ebd.).

Der Begriff der Nachhaltigkeit an sich ist bei der Bevölkerung also nicht  
sehr bekannt, auf konkrete Nachfrage hin stellt sich jedoch heraus,  
dass einige Kerngedanken des Konzepts auf große Zustimmung  
stoßen<sup>2</sup>. Aufgrund dessen lässt sich durchaus fragen, ob überhaupt am  
Begriff der Nachhaltigkeit festgehalten werden soll? Dass mit  
„Zukunftsfähigkeit“, „Dauerhaftigkeit“, „Nachhaltigkeit“, „nachhaltiger  
Entwicklung“ oder „Sustainability“ und „Sustainable Development“  
zudem unterschiedliche Begriffe in der Debatte kursieren und für  
weitere Verwirrung sorgen, scheint der Frage nur Berechtigung zu  
verleihen. Abgesehen von den begrifflichen Schwierigkeiten ist jedoch  
häufig der Diskussionsgegenstand unklar. Während zu Beginn der  
wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Diskussion noch  
Umweltprobleme im Vordergrund standen, geht es in den letzten  
Jahren vermehrt um soziale Fragen, wie der Entwicklungsproblematik  
der „Dritten Welt“, Arbeitslosigkeit, Bildungsdefizite oder  
Chancengleichheit.

Um nun über „Grenzen des Nachhaltigkeitskonzepts“ sprechen zu  
können, bedarf es erst einmal der Begriffserklärung sowie einer Skizze  
der bisherigen Debatte. Im folgenden Kapitel wird dabei bewusst zuerst  
auf begriffliche Aspekte eingegangen bevor überhaupt von einer  
Definition die Rede sein wird. Denn ganz abgesehen von den  
bestehenden Definitionsschwierigkeiten, die dann anschließend  
dargestellt werden, fangen „die Probleme“ schon bei der Wortwahl an.

In einem weiteren Schritt wird der Verlauf der Nachhaltigkeitsdebatte und deren Komplikationen nachgezeichnet werden. Begriff und Konzept getrennt zu diskutieren ist kaum möglich, deshalb kann es hier zu gewissen Überschneidungen kommen. Am Ende des Kapitels wird – auch als Grundlage für die weitere Diskussion – zusammenfassend eine Arbeitsdefinition entworfen. Ziel dieses Kapitels ist es die Vielschichtigkeit der Nachhaltigkeitsdebatte darzulegen und ein erstes Verständnis dafür zu schaffen, warum dieses Leitbild sich scheinbar nicht durchsetzen kann.

## 1.1 Ein schwieriger Begriff

Die Schwierigkeit des Themas besteht schon darin, die Begrifflichkeiten zu klären. „So populär der Begriff auch ist, so groß ist die babylonische Sprachverwirrung, die er ausgelöst hat“ fasst Sebaldt passend zusammen (Sebaldt 2002a: 10). Zunächst sei darauf verwiesen, dass „nachhaltig“ im deutschen Sprachgebrauch ein „Doppelleben“ führt (vgl. Grober 2010a). Zum einen wird nachhaltig als allgemeine Vokabel verwendet, simpel als Bezeichnung dafür, dass etwas „nachdrücklich“, „intensiv“ oder „von Dauer“ ist, zum anderen als politischer Begriff, der ein komplexes Leitbild umschreiben soll.

Von der Herkunft des Wortes her ist „nachhalten“ im Sinne von andauern oder anhalten zu verstehen. Tremmel stellt den Begriff „Nachhaltigkeit“ als ein „neutrales Definiendum“, ein sich nicht selbsterklärenden Begriff dar (vgl. Tremmel 2003: 88), „Sustainability“ dagegen leite sich aus dem lateinischen „sustinere“ ab, und habe damit schon an sich eine Bedeutung (zu Deutsch: aufrechterhalten, erhalten, schützen) (vgl. ebd.). Während sich das deutsche Wort im Grunde genommen also nur auf die *Fortdauer*, auf eine zeitliche Dauer von

etwas bezieht, steckt im englischen Wort auch der Sinn, *aktiv* einen Zustand zu stützen oder in Gang zu halten (vgl. Hirsch Hadorn/ Brun 2007: 235). Wie Grober belegt, umschreibt das Oxford English Dictionary das Verb „sustain“ tatsächlich mit „to keep in being“, zu Deutsch in etwa „im Dasein halten“, was soviel wie tragfähig oder aufrechterhaltbar meint und damit sehr nahe an nachhaltig liegt (vgl. Grober 2010a: 67). Auf der einen Seite unterscheiden sich diese beiden Begriffe jedoch, weil „to sustain“ aus dieser Sicht den momentanen Zustand bewertet (ist es *so wie es ist* tragbar?), und „nachhalten“ *nur* eine zeitliche Dimension umfasst (ist es möglich genügend Ressourcen für die Zukunft zu bewahren?) (vgl. ebd.: 67f.). Während prominente Nachhaltigkeitsverfechter wie der Physiker Dürr den deutschen Begriff nicht sehr glücklich gewählt finden und auch in der deutschen Debatte den englischen Sustainability-Begriff bevorzugen würden<sup>3</sup>, hält insbesondere Grober am deutschen Begriff fest und versucht dessen Aussagekraft zu verteidigen. Er weist nach, dass in einem 1809 herausgegebenen *Wörterbuch der deutschen Sprache* „Nachhalt“ als das definiert wurde, „woran man sich hält, wenn alles andere nicht mehr hält“ (vgl. Grober 2010: 14). Nachhaltigkeit als Gegenbegriff zu „Kollaps“ erscheine heute passender denn je. So wurde auch im ersten Bericht an den Club of Rome 1972 das Wort „nachhaltig“ in diesem Sinne benutzt: „We are searching for a model output that represents a world system that is: 1. *sustainable without sudden and uncontrollable collapse*; and 2. *capable of satisfying the basic material requirements of all of its people*“ (Meadows et al. 1972<sup>4</sup> zit.n. Grober 2002: 117, Hervorh. durch LG<sup>5</sup>). Grober weist dem Wort mit diesen Hinweisen eine neue Strahlkraft nach und findet, dass der deutsche und der englische Begriff auf der Bedeutungsebene damit gleichziehen und sich auf das

Bemühen beziehen etwas „im Dasein zu halten“ (vgl. Grober 2010a: 68). Der Begriff Nachhaltigkeit „bezeichnet, was standhält, was tragfähig ist, was auf Dauer angelegt ist, was *resilient* ist, und das heißt: gegen den ökologischen, ökonomischen und sozialen Zusammenbruch gefeit“ (Grober 2010: 14).

In der allgemeinen Diskussion um das Nachhaltigkeits*konzept* werden die beiden Begriffe „Sustainability“ und „Nachhaltigkeit“ im gleichen Sinne verwendet. Dies ist vor allem darauf zurückzuführen, dass sich das Adjektiv „nachhaltig“ vor 250 Jahren in der Fachsprache der internationalen Forstwirtschaft etabliert hat. Es stand – kurz gesagt – für das Prinzip, in einem Wald nicht mehr Holz zu schlagen, als im selben Zeitraum nachwachsen kann. Im Englischen wurde dieses Prinzip mit „sustained yield forestry“ übersetzt und stand somit in direkter Verbindung zum deutschen Nachhaltigkeitsbegriff. Diese Begrifflichkeiten wurden schließlich in den 1980er-Jahren der Forstsprache entlehnt und konzeptionell mit der Development-Idee verknüpft. „Sustainable Development“ erklärt sich deshalb als dauerhafte, ökologisch tragfähige und somit nachhaltige Entwicklung (vgl. Grober 2002: 117). Der Begriff „Sustainability“ wird seitdem meist mit „Nachhaltigkeit“ übersetzt, sowie „Sustainable Development“ mit „nachhaltiger Entwicklung“. Dabei bedeutet die Übertragung von Sustainable Development ins Deutsche ebenso zukunftsfähige, zukunftsgerechte, dauerhafte, dauerhaft tragfähige, aufrechterhaltbare, naturverträgliche, naturerhaltende, zukünftig existenzfähige oder anhaltende Entwicklung (vgl. Tremmel 2003: 95)<sup>6</sup>.

Die Uneinigkeit über den Begriff und seine Bedeutung spiegelt sich auch darin wider, dass in der deutschsprachigen Nachhaltigkeitsdebatte lange Zeit mehrere zueinander synonyme

Begriffe kursierten. Während zum Beispiel das Grundsatzpapier der deutschen Nachhaltigkeitsdebatte, der vielzitierte Brundtland-Bericht (Hauff 1987), in der deutschen Fassung von „dauerhafter“ Entwicklung spricht, entschied sich der Sachverständigenrat für Umweltfragen (SRU) dafür, das Konzept mit „dauerhaft-umweltgerechter Entwicklung“ zu umschreiben (vgl. SRU 1994: 46). Die AutorInnen der Studie *Zukunftsfähiges Deutschland* dagegen wählten den Begriff „zukunftsfähig“, da dieser eindeutiger über die umweltpolitische Diskussion hinausweise (vgl. BUND/ Misereor 1997: 24). Von der deutschen Bundesregierung und den Fachministerien wird jedoch seit der Rio-Konferenz überwiegend der Terminus nachhaltige Entwicklung verwendet und seitdem der Rat für nachhaltige Entwicklung berufen und die nationale *Strategie für eine nachhaltige Entwicklung* verabschiedet wurde, ist die Frage der Übersetzung von Sustainable Development und die Verwendung von nachhaltiger Entwicklung beinahe unstrittig (vgl. Tremmel 2003: 96).

### *Nachhaltigkeit oder nachhaltige Entwicklung?*

Eine weitere Anmerkung zum „schwierigen Begriff“ der Nachhaltigkeit bezieht sich auf die Unterscheidung oder Gleichsetzung von „Nachhaltigkeit“ und „nachhaltiger Entwicklung“ (oder „Sustainability“ und „Sustainable Development“) und deren semantische Auswirkung. Im Deutschen werden die beiden Begriffe heute, sei es zur Vereinfachung, oder aus „Faulheit“, zum größten Teil synonym verwendet. Doch es gibt durchaus Argumente für eine sprachliche Unterscheidung.

Die Argumentation für die Bevorzugung des Terminus „nachhaltige Entwicklung“ gründet vor allem auf dem Verständnis des

Nachhaltigkeitskonzepts als *Prozess*. Wie Oehme beispielsweise erklärt, zielt die Verwendung von Nachhaltigkeit allein auf einen dauerhaften, statischen Zustand ab und beziehe sich dabei eng auf das forstwirtschaftliche Nachhaltigkeitsprinzip, den Bestand dauerhaft zu erhalten (vgl. Oehme 2007: 210). Diese Auffassung sei jedoch auf sozioökonomische Systeme nicht übertragbar. Der Begriff der *Entwicklung* dagegen beschreibe einen dynamischen, fortsetzbaren Prozess und erst durch die Verbindung der Begriffe werde der Inhalt des Leitbildes deutlich, findet Oehme. Nachhaltigkeit meine letztlich Entwicklung unter Aufrechterhaltung der verschiedenen Produktiv- und Reproduktionssysteme (vgl. ebd.). Schmidt und Ipsen unterstreichen die „dynamische Perspektive“ auf Nachhaltigkeit aus den gleichen Gründen. Es handele sich ihrer Meinung nach um einen multiperspektivischen Prozess, und nicht um ein feststehendes Ziel: „Ohne Entwicklung keine ‚Nachhaltigkeit‘“ (Schmidt/ Ipsen 2004: 7)<sup>7</sup>.

Da der *Entwicklungsbegriff* jedoch semantisch verschiedenartig geprägt ist, wird von anderen für eine Trennung von Nachhaltigkeit und Entwicklung plädiert. Nicht nur, dass Nachhaltigkeit genauso als prozessual verstanden werden könnte, ohne dass dies sich im Wort widerspiegelt – diese Begriffskombination selbst sei problembehaftet, heißt es. Diese Argumentation gegen „Entwicklung“ als ein von westlichen Vorstellungen geprägter und deshalb zu vermeidender Begriff, wird an anderer Stelle im Sinne der Problematisierung des Konzepts aufgegriffen und erläutert (siehe Kapitel 1.4).

Robinson verweist darauf, dass Regierungen und private Organisationen eher den Terminus nachhaltige Entwicklung verwenden, während sich akademische und Nicht-Regierungs-Organisationen eher auf den Nachhaltigkeitsbegriff beziehen (vgl.

Robinson 2004: 370). Neben der Kritik am Entwicklungsbegriff rühre diese Unterscheidung zum einen daher, dass die im Brundtland-Bericht definierte Auffassung verbunden mit dem Entwicklungsbegriff weniger radikal und handhabbarer und somit attraktiver für Regierungen und Unternehmen erscheine. Zum anderen sei diese terminologische Unterscheidung eine Grundsatzfrage, da Entwicklung eben auch synonym mit Wachstum verstanden werden könne und damit je nach Standpunkt dem Kern der Nachhaltigkeit widersprechen würde (vgl. ebd.). Tremmel betont, dass es nur einen deutschen Diskurs gibt, der Nachhaltigkeit und nachhaltige Entwicklung gleichermaßen behandle (vgl. Tremmel 2003: 15).

Das grundlegende Problem, dass schon sprachlich kaum Konsens besteht und eine Reihe gewichtige Gründe für die eine oder andere Seite angeführt werden können, ist kennzeichnend für den Nachhaltigkeitsdiskurs. In der vorliegenden Arbeit wird zwar der Begriff „Nachhaltigkeit“ der „nachhaltigen Entwicklung“ vorgezogen, beide Begriffe jedoch synonym und im Sinne der AutorInnen verwendet, zumal der deutsche Diskurs wie erwähnt meist keine Unterscheidung trifft. Wo dies dennoch der Fall ist, wird entsprechend darauf hingewiesen.

Als historischer Vorläufer für den Begriff der Nachhaltigkeit wird in der Regel auf die Verwendung in der Forstwirtschaft verwiesen, heute bezieht sich der Begriff jedoch eben nicht mehr nur auf die „richtige“ Verwendung von Ressourcen, sondern auf vielfältige Probleme einer globalisierten Gesellschaft und Wirtschaft. Abgesehen von seiner alltagssprachlichen Verwendung steht er für die Verknüpfung von ökologischen, wirtschaftlichen und sozialen Fragestellungen. Zunächst soll nun beleuchtet werden, wie Nachhaltigkeit in der Literatur definiert

wird und worauf sich dieses Konzept nun bezieht. Denn auch wenn „nachhaltig“ im deutschen Sprachgebrauch immer noch oft einfach gleichbedeutend mit „besonders effizient“, „lang anhaltend“ oder dergleichen verwendet wird, bedeutet dies nicht, dass der Begriff der Nachhaltigkeit nicht mittlerweile innerhalb der weltweiten Diskurse einen festen, zu identifizierenden Bedeutungskern hat (vgl. Burger 2007: 16).

## 1.2 Gibt es eine Definition?

Die Frage nach einer Definition ist durchaus berechtigt. Es werden bis zu 70 verschiedene Lesarten ausgemacht<sup>8</sup>, was sich zum Teil daraus erklärt, dass der Begriff jeweils aus verschiedenen Disziplinen oder Forschungsrichtung interpretiert wird. Bei so einer konzeptionellen Reichweite fragt es sich, ob es überhaupt eine „richtige“ Definition geben kann, oder ob das Ganze in Relativismus endet. Abgesehen von der Ursprungsbedeutung des Begriffs selbst ist für eine Definition zunächst relevant, was die meisten Wissenschaftler unter dem Begriff verstehen wollen. Die angedeutete Definitionsvielfalt spricht dabei für sich. Zumindest für den deutschsprachigen Diskurs kann aus dem Querschnitt dieser Definitionen jedoch ein *Bedeutungskern* ausgemacht werden, denn nahezu alle Interpretationen von Nachhaltigkeit bzw. nachhaltiger Entwicklung stehen in engerem oder weiterem Bezug zum Brundtland-Bericht bzw. zu den Dokumenten der Rio-Konferenz (vgl. Tremmel 2003: 90). Die dort genannte Definition gilt als die einzig international anerkannte, auf die zum Beispiel auch in den UN-Dokumenten Bezug genommen wird (vgl. Kopfmüller et al. 2001: 129). Aufgrund dieser Tatsache könnte die folgende Formulierung aus dem Brundtland-Bericht durchaus als kleinster

gemeinsamer Nenner bezeichnet werden:

„Dauerhafte Entwicklung ist Entwicklung, die die Bedürfnisse der Gegenwart befriedigt, ohne zu riskieren, daß künftige Generationen ihre eigenen Bedürfnisse nicht befriedigen können“ (Hauff 1987: 46).

Der im Brundtland-Bericht betonte Entwicklungsbegriff soll deutlich machen, dass es im Rahmen dieses Konzepts nicht um Umweltschutz als solchen geht, sondern die Befriedigung menschlicher Bedürfnisse im Vordergrund steht und damit auch Fragen der Gerechtigkeit (vgl. Brand 2000: 11). Aus dem Abschlusspapier von Rio, der *Agenda 21*, geht deshalb in Anlehnung an den Brundtland-Bericht ebenfalls hervor, dass die Bedürfnisse gegenwärtiger und zukünftiger Generationen auf Entwicklung und Umwelt gerecht erfüllt werden sollen (vgl. BMU 1997: 9). Es sind vorderrangig existenzielle Bedürfnisse gemeint, insbesondere die der Ärmsten dieser Welt, denn wie es im Brundtland-Bericht heißt wird „Eine Welt in der Armut herrscht, [...] immer zu ökologischen und anderen Katastrophen neigen“ (Hauff 1987: 10). Neben der Befriedigung der Grundbedürfnisse aller, gehe es darum die Möglichkeit zu schaffen, dass alle ihren Wunsch nach einem besseren Leben befriedigen können (ebd.: 47). Nach diesem Verständnis ist die normative Vorgabe der Nachhaltigkeit zusammengefasst

„die Erfüllung gegenwärtiger und zukünftiger menschlicher Grundbedürfnisse und somit die Realisierung von Gerechtigkeit auf intergenerativer und intragenerativer Ebene unter Anerkennung der Grenzen der Kapazität und Tragfähigkeit der Umwelt.“ (Oehme 2007: 205)

Durch eine Neubestimmung des Entwicklungsbegriffs will der Brundtland-Bericht auf die Globalität der Problemlagen verweisen. Und so wie der Begriff der Nachhaltigkeit im Brundtland-Bericht und der Rio-

Deklaration verwendet wird, betont er die ökologischen, sozialen und ökonomischen Entwicklungsbedingungen und setzt diese zueinander in Bezug.

Für diese unterschiedlichen Aspekte der gesellschaftlichen Entwicklung haben sich mittlerweile die Begriffe *Dimensionen* oder *Säulen* etabliert. Während zu Beginn der Debatte um Nachhaltigkeit noch vordergründig der Erhalt und Schutz der Natur betont wurde, wurde die Perspektive nach und nach um andere Lebensbereiche bzw. Säulen erweitert. So entstanden mit der Zeit verschiedene Konzepte der Nachhaltigkeit, die sich in Ein-Säulen-, Drei-Säulen- oder Mehr-Säulen-Modelle einteilen lassen. Es gehört zu den allgemein anerkannten Grundeinsichten des Nachhaltigkeitsdiskurses, dass für die Umsetzung des Leitbildes die verschiedenen Dimensionen integriert werden müssen (vgl. Kopfmüller et al. 2001: 47), die Gewichtung der Säulen kann dabei dennoch unterschiedlich ausfallen.

Bei den Ein-Säulen-Konzepten liegt der Schwerpunkt eindeutig auf der ökologischen Perspektive der Nachhaltigkeit und diese bedeutet hier „langfristig ökologisch verträglich“ (vgl. Renn et al. 2007: 27). Die Notwendigkeit einer nachhaltigen Entwicklung wird hier durch die Grenzen der Belastbarkeit natürlicher und gesellschaftlicher Systeme gerechtfertigt. Da es schwierig bis unmöglich ist, Grenzen der Belastbarkeit wissenschaftlich exakt zu bestimmen, und ein Austreten der Grenzen (also ein Grenzüberschreiten) negative Folgen für den Menschen haben könnte, wird versucht über einen negativen Zielkatalog einen Konsens herzustellen, welcher Umweltzustand definitiv unerwünscht und damit zu vermeiden ist (vgl. Kopfmüller et al. 2001: 126f.). Aus diesem negativen Zielkatalog ergeben sich dann die sogenannten *Leitplanken*, innerhalb derer sich die zukünftige

Entwicklung bewegen kann. Diese *Leitplanken-Modelle* geben einen Handlungsspielraum, oder ein „Toleranzfenster“ (WBGU 1998) vor, innerhalb dessen sich Politik und Wirtschaft bewegen können. Dieser Ansatz zeichnet sich dadurch aus, dass er nicht versucht *einen* optimalen Weg für die Weltgesellschaft festzulegen, „sondern auf Basis normativer Vorgaben eine Bandbreite aller mit diesen Restriktionen vereinbarer Klimaschutzstrategien zu erschließen“ (Kopfmüller et al. 2001: 127). Mit dieser Vorstellung von Nachhaltigkeit arbeiten der Sachverständigenrat für Umweltfragen (SRU), der Wissenschaftliche Beirat der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen (WBGU) und viele ökologisch orientierte Gruppen (vgl. Renn et al. 2007: 27; Kopfmüller et al. 2001: 126f.).

Während eindimensionale Modelle also den Umgang mit der natürlichen Umwelt in den Mittelpunkt stellen, gehen Mehr-Säulen-Modelle davon aus, dass die verschiedenen Dimensionen gleichrangig berücksichtigt werden müssen. In der deutschen Literatur wird zur Erklärung des Nachhaltigkeitskonzepts kanonartig das *Drei-Säulen-Modell* zitiert, welches den ganzheitlichen Blick auf die drei Bereiche Ökologie, Ökonomie und Soziales verdeutlichen soll und explizit auf den Vorrang einer bestimmten Dimension verzichtet<sup>9</sup>. Die Säulen sind hier weder aufeinander reduzierbar noch hierarchisch geordnet. Dies zeigt sich auch in den vielfach verwendeten graphischen Darstellung des „Nachhaltigkeitsdreiecks“ (oder „magischen Dreiecks“), bei dem jede Seite eigenständig zu verstehen und in ihrer Funktion zu erhalten ist (vgl. Enquete-Kommission 1994: 54). Während unter ökonomischer Nachhaltigkeit eine auf Dauer angelegte Wirtschaftsweise zu verstehen ist, mit der eine Gesellschaft in der Lage ist, wirtschaftlich nicht über ihre Verhältnisse zu leben, zielt die ökologische Dimension der

Nachhaltigkeit auf den Erhalt und schonenden Umgang mit der Natur und natürlichen Ressourcen. Soziale Nachhaltigkeit wiederum berücksichtigt Aspekte wie Gerechtigkeit zwischen den Menschen auf der Welt und insbesondere zwischen heutigen und zukünftigen Generationen<sup>10</sup>. Die genaue Herkunft des Modells ist unklar und kann auf keine Person oder Institution zurückgeführt werden. In die deutsche Diskussion wurde dieses viel beachtete und durchaus als dominant zu bezeichnende Modell durch die Berichte der Enquete-Kommission *Schutz des Menschen und der Umwelt*<sup>11</sup> (Enquete-Kommission 1994, 1998) eingeführt (vgl. Brand/ Jochum 2000: 74ff.; Ott/ Döring 2008: 37).

Während Nachhaltigkeit im Leitplanken-Ansatz durch eine negative Abgrenzung nicht-wünschenswerter Zustände bestimmt wird, versuchen Ansätze, die auf dem Anspruch der intra- und intergenerationellen Gerechtigkeit basieren, Nachhaltigkeit positiv zu bestimmen und Mindestbedingungen für ein menschenwürdiges Leben herauszuarbeiten, die weltweit gültig sein sollten (vgl. Kopfmüller et al. 2001: 128). Neben der Enquete-Kommission wird dieses Modell auch von der Helmholtz Gemeinschaft (HGF)<sup>12</sup> vertreten. Drei-Säulen-Modelle sind zwar die Regel, es gibt dennoch Stimmen, die für eine Ergänzung einer kulturellen, politischen und/ oder institutionellen Säule eintreten<sup>13</sup>. Die institutionelle Säule fragt weniger nach dem „wie wollen wir leben“, sondern nach den politischen AkteurInnen und Prozessen, nach Umsetzungsmöglichkeiten einer nachhaltigen Entwicklung und speziell nach der Steuerungsfähigkeit der Institutionen. Wegen ihres „Querschnittcharakters“ wird die institutionelle Dimension, sofern sie überhaupt behandelt wird, jedoch nicht etwa als eigenes Eck in einem „magischen Vieleck“ der Nachhaltigkeit dargestellt, sondern unter anderem als Spitze einer Pyramide, deren Grundfläche durch die

anderen Dimensionen gebildet wird (vgl. Spangenberg 2006: 87).

Tremmel weist nach, dass diese Drei-Säulen-Modelle im Sprachgebrauch der allgemeinen politischen Nachhaltigkeitsdebatte die Regel bilden, und ökologisch basierte Modelle in der Minderheit sind (vgl. Tremmel 2003: 117f.). Dabei wird das Säulen-Modell von anderen kritisiert und als nicht haltbar erachtet (vgl. Ott/ Döring 2008). Die Kritik bezieht sich vor allem auf die Integration der verschiedenen Zielsetzungen, da die inhaltliche Füllung der Säulen mitunter einem „Wunschzettel“ gleichkomme, auf den die unterschiedlichen AkteurInnen ihre Positionen eintragen können (vgl. Brand/ Jochum 2000: 75). Für VertreterInnen der Theorie der *starken Nachhaltigkeit* (vgl. Ott/ Döring 2008, Döring 2004) ist das Drei-Säulen-Modell „der große ‚Weichspüler‘ der Nachhaltigkeitsidee“ (Ott/ Döring 2008: 39), weil es sich beliebig erweitern und füllen lässt und damit quasi inhaltsleer bleibt. Seine vordergründige politische Anschlussfähigkeit bezahle dieses Modell mit systematischen Defiziten, weshalb es zugunsten einer „Gesamtkonzeption nachhaltiger Entwicklung“ abgelöst werden sollte (vgl. Ott/ Döring 2008: 41f.).

Die in der umweltwissenschaftlichen Literatur dominierende grundsätzliche Unterscheidung von „starker“ und „schwacher“ Nachhaltigkeit bezieht sich – gerade im Hinblick auf die Kritik am Drei-Säulen-Modell – im Wesentlichen auf die Frage nach der Substituierbarkeit von Natur- durch Sachkapital. Da hier Einigkeit darüber herrscht, dass es eine Verpflichtung gegenüber zukünftigen Generationen gibt, ihnen per individuellen oder kollektiven Hinterlassenschaften die Möglichkeit eines „guten Lebens“ zu erhalten, stellt sich die Frage nach der „richtigen“ Struktur dieser Hinterlassenschaften. Schwache Nachhaltigkeit bezeichnet die

Position, dass sich Naturkapital durch andere Kapitalen substituieren (also ersetzen) lasse, und dass dank des technischen Fortschritts die geringe Verfügbarkeit natürlicher Ressourcen langfristig kein Problem darstelle. Nachhaltigkeit wird hier über den „Nutzen“ für den Menschen definiert und nicht explizit auf natürliche Ressourcen bezogen, die Erhaltung des Naturkapitals ist nicht verpflichtend (vgl. ebd.: 108). Die Position starker Nachhaltigkeit geht hingegen davon aus, dass dem menschlichen Handeln ökologische Grenzen gesetzt sind und sich bestimmte natürliche Ressourcen nicht aufwiegen lassen. Naturkapital lässt sich weder durch Human- noch durch anderes Kapital aufwiegen und ist für die zukünftigen Generationen zu erhalten. Das Konzept der starken Nachhaltigkeit versteht sich dabei als ökologisch ausgerichtetes, aber keinesfalls ausschließlich ökologisches Konzept, dabei setzt es sich explizit von der „Säulen“-Vorstellung ab, wie Ott betont (vgl. Ott 2002: 223).

Die Schwierigkeiten der Konkretisierung des Nachhaltigkeitskonzepts und der Definition ergeben sich zum Teil auch daraus, dass die unterschiedlichsten Interessen, Diskussionsstränge und Lösungsvorstellungen in die Basisdokumente der Debatte – Brundtland-Bericht und *Agenda 21* – einfließen (vgl. Harborth 1993). Spannungen zwischen ökologischen, wirtschaftlichen, entwicklungspolitischen Diskussionssträngen, zwischen verschiedenen Problemperspektiven und Reformwünschen schlagen sich in den wagen Formulierungen der internationalen Beschlüsse nieder und führen dazu, dass Umsetzung und Diskussion in sehr unterschiedlichen nationalen Formen eigene Dynamiken entwickeln (vgl. Brand 1997a: 11). Eine sehr ausführliche Diskussion darüber, ob es *überhaupt* eine Definition von Nachhaltigkeit gibt, und welcher

Bedeutungskern auszumachen ist, findet sich bei Tremmel (2003). Hier wird erörtert, dass es sich im Diskurs meist um „interessengeleitete“ Definitionen handelt, die von Politik oder Wirtschaft eben zu einem bestimmten Zweck festgehalten werden. Tremmel arbeitet jedoch auch Definitionskriterien heraus, durch die Nachhaltigkeit als analytisches Konzept definiert werden kann. Im Gegensatz zu einer politischen Definition, die sich im Grunde genommen auf die Frage „wie wollen wir leben“ bezieht und somit Nachhaltigkeit als wünschenswerten gesellschaftlichen Zustand postuliert, zielt die analytische Perspektive auf „ein Konzept, das intergenerationelle und intragenerationelle Gerechtigkeit auf der normativen Ebene gleichrangig behandelt“ (Tremmel 2003: 129). Damit soll deutlich werden, dass eine „analytische“ Definition durchaus normative Ziele vorgibt, während die „politische“ Definition sich als fortwährender Suchprozess versteht, der eben auch zu anderen Ergebnissen kommen kann als den gewünschten (vgl. ebd.).

Bilanzierend lässt sich festhalten, dass es nicht *die* Definition von Nachhaltigkeit gibt und nach wie vor verschiedene Vorstellungen mit diesem Begriff verbunden werden. Durch die internationale Debatte um „nachhaltige Entwicklung“ oder „Sustainability“ wird jedoch ein gewisser Rahmen vorgegeben und es lässt sich so etwas wie ein kleinster gemeinsamer Nenner ausmachen. Die Idee der Nachhaltigkeit beinhaltet immer Wertevorstellungen wie Gerechtigkeit, Solidarität und gegenseitigen Respekt zwischen allen Menschen und Ländern und dies vor allem im Blick auf die folgenden Generationen. Es geht um Verantwortung und den Erhalt der natürlichen Lebensgrundlagen und ganz grundlegend um die Existenzfähigkeit von Gesellschaften:

„Eine Gesellschaft ist dann nachhaltig, wenn sie so strukturiert ist und sich so verhält, daß sie über alle Generationen existenzfähig bleibt. Mit anderen Worten: Sie ist so weitsichtig, so wandlungsfähig und so weise, daß sie ihre eigenen materiellen und sozialen Existenzgrundlagen nicht unterminiert.“ (Meadows et al. 1992: 250)

Für eine dauerhafte Existenzfähigkeit müssen Gesellschaften flexibel und anpassungsfähig sein, ihre Formen und Institutionen müssen also lern- und entwicklungsfähig gehalten werden. Dies wurde auch schon von der Enquete-Kommission betont, in dem sie als grundlegendes Ziel der Nachhaltigkeit die Sicherung der Entwicklungs- und Funktionsfähigkeit einer Gesellschaft hervorhob (vgl. Enquete-Kommission 1994: 53). Es handelt sich bei Nachhaltigkeit um einen normativen Begriff, der sich anders als beliebige subjektive Ziele oder spezifische kulturelle Leitbilder auf eine zukunftsfähige Lebens- und Wirtschaftsweise bezieht, die sich moralisch gegenüber künftigen Generationen verpflichtet (vgl. Döring et al. 2007: 97). Bevor eine zusammenfassende Arbeitsdefinition für die vorliegende Arbeit entworfen wird, sollen zunächst noch einige Stationen des Nachhaltigkeitsdiskurses nachgezeichnet und eine Problematisierung von Begriff und Konzept skizziert werden.

### 1.3 Der Nachhaltigkeitsdiskurs

Einen „Überblick“ über den Nachhaltigkeitsdiskurs zu geben stellt eine gewisse Herausforderung dar, die schon damit beginnt herauszufinden wann der Diskurs begann. Es stellt sich hier zunächst die Frage, ob die *erste Verwendung* des Nachhaltigkeitsbegriffs, oder *die Idee dahinter* ausschlaggebend ist. Denn die Formel der nachhaltigen Entwicklung ist relativ neu, die Substanz dieses Denkens – im Einklang mit der Natur

zu leben, sie zu nutzen aber nicht auszubeuten – ist jedoch uralt, und überall rund um den Globus zu finden, sie ist sozusagen „Weltkulturerbe“ (Grober 2001).

Die ideengeschichtliche Tradition der modernen Nachhaltigkeitsdebatte ist sehr alten Datums und kaum auf einzelne Ereignisse zu reduzieren. Das Prinzip der Nachhaltigkeit, „von den Zinsen leben, nicht von der Substanz“, findet sich bei Goethe, ebenso wie den 5000-jährigen Terrassen-Kulturen Chinas; und auch im Gebot Genesis heißt es, man solle die Erde bebauen *und* bewahren (vgl. Grober 2002). In der deutschsprachigen Literatur wird in erster Linie auf die ökologischen Ursprünge des Nachhaltigkeitskonzepts in der Forstwirtschaft des 18. Jahrhunderts und damit gleichzeitig auf die historischen Wurzeln der Debatte verwiesen. Der Begriff in seiner modernen Bedeutung und damit gewissermaßen die „erste systematische Abhandlung über das Problem nachhaltigen Wirtschaftens“ (Sebaldt 2002b: 24) erscheint mit *Sylvicultura oeconomica*, der Schrift eines gewissen Oberberghauptmanns Hans Carl von Carlowitz, erstmals 1713 im Druck (vgl. Grober 2010: 113-116). Carlowitz wird häufig als „Gründungsvater“ und die Forstwirtschaft dementsprechend als Begriffs- und Ideenlieferant beschrieben. Wie Grober aber schon belegt, ist dieses Denken insgesamt nicht Carlowitz' Erfindung. Als Grundlage nachhaltiger Denkansätze wird ebenso häufig wie auf die Forstwirtschaft auf Problemdiagnosen und Reformansätze der letzten Jahrhunderte verwiesen. So thematisierte bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts Nationalökonom Thomas R. Malthus die langfristigen Folgen der Bevölkerungsexplosion als globales Problem (vgl. Luks 2001: 107f.). Er bezog sich in seinem *Essay on the Principle of Population* (Malthus 1798) auf anstehende Verteilungskämpfe um

knappe Ressourcen und gab damit Impulse für die moderne Debatte um unkontrolliertes Bevölkerungswachstum und die daraus entstehenden Strukturprobleme (vgl. Sebaldt 2002b: 29). Ebenso können die Warnungen John Stuart Mills, der 1848 in seinem Grundsatzwerk *Principles of Political Economy* (Mills 2004) ausdrücklich eine umweltverträgliche Wirtschaftsweise befürwortet, dahingehend interpretiert werden. Auch er thematisierte den exponentiellen Bevölkerungszuwachs und prognostizierte schwerwiegende ökologische Konsequenzen. Mills verwies besonders auf den Raubbau an den natürlichen Ressourcen und die zunehmende Belastung der Umwelt durch die Industrialisierung (vgl. Sebaldt 2002b: 29f.). Diese vielschichtigen lokalen Problemdiagnosen führten jedoch noch nicht zu einer zusammenhängenden Gesamtkritik an einer unnachhaltigen Wirtschaftsweise. Das Denken in komplexen und globalen Problemzusammenhängen sowie eine Vernetzung von einzelnen lokalen Wissensbeständen, die damals „noch in den Kinderschuhen steckte“, wurde erst durch die seitdem Ende des Zweiten Weltkrieges schneller umsichgreifende Globalisierung und die damit einhergehenden Möglichkeiten vorangetrieben (vgl. ebd.: 31). Der heutige Nachhaltigkeitsdiskurs setzt sich neben diesen ideengeschichtlichen Traditionen außerdem aus entwicklungspolitischen Debatten und aus der Naturschutz- und Ökologiebewegung zusammen.

Der entwicklungstheoretische Strang der heutigen Diskussion lässt sich konkret bis in die Nachkriegszeit zurückverfolgen, als ModernisierungstheoretikerInnen mit InterpendenztheoretikerInnen um den „geeigneten Weg“ stritten. So standen in den 1950er-Jahren bei den VertreterInnen der klassischen Modernisierungstheorie weniger

Überlegungen zu einer Umorientierung westlicher Gesellschaften im Mittelpunkt als eher die optimistisch eingeschätzten Entwicklungschancen der „Dritten Welt“ (Schlagwort „nachholende Industrialisierung“). Die absehbaren Konsequenzen der prognostizierten „Aufholjagd“ der Entwicklungsländer wurden hier allerdings noch nicht diskutiert (vgl. Sebaldt 2002a: 12). Kritik folgte deshalb durch die DependenztheoretikerInnen, die auf den Raubbau der Rohstoffressourcen der Entwicklungsländer aufmerksam machten und den Industrienationen vorwarfen, sie brächten diese absichtlich in ein Abhängigkeitsverhältnis. Sebaldt fasst zusammen:

„Es war nur eine Frage der Zeit, bis sich aus alldem ein entwicklungspolitischer ‚Dritter Weg‘ entwickeln würde, der sowohl zu den allzu optimistischen Illusionen der Modernisierungstheoretiker Abstand hielt als auch zur kolonialistischen Verschwörungsthese der dependenz-theoretischen Neomarxisten und der die inzwischen deutlich ins Bewusstsein gelangten globalen *Entwicklungsrisiken* stärker gewichtete, damit aber auch das *zukunfts-schädliche Agieren der westlichen Industrienationen*.“ (Sebaldt 2002a: 13)

Greifbarere und oft zitierte Wurzeln der modernen Nachhaltigkeitsdebatte lassen sich in der Mitte des 20. Jahrhunderts ebenso um die entstehende Umweltbewegung ausmachen. Als sich in den 1960er-Jahren die globalen Konsequenzen der westlichen Wirtschafts- und Lebensweisen zu zeigen begannen (Umweltverschmutzung, Rohstoffschwund, Raubbau an der Biosphäre etc.), entwickelte sich ein neues Problembewusstsein, und nach und nach auch ein grundlegendes entwicklungspolitisches Umdenken, welches die langfristige Sicherung der menschlichen Existenzgrundlagen in den Mittelpunkt rückte. Durch Veröffentlichungen wie den Bestseller *Silent Spring* (Carson 1994) der Meeresbiologin

Carson im Jahre 1962 werden entscheidende Impulse für die Entwicklung der Umweltschutzbewegung in den Sechzigern in den USA gegeben<sup>14</sup> (vgl. Bergthaller 2004: 25). Es entstanden auch internationale Umweltschutz-Organisationen wie Greenpeace (Gründung 1971), die gewissermaßen auch schon dem Nachhaltigkeitsprinzip verpflichtet waren, da sie die Abhängigkeit der Zukunftsfähigkeit der Menschheit von einer intakten Ökosphäre erkannten (vgl. Sebaldt 2002b: 32). Durch die Umweltkrise und die daraus resultierende Umweltbewegung wurde erstmals die Grundannahme der unendlichen Großzügigkeit der Natur in Frage gestellt (vgl. Sachs 2002: 199) und die Endlichkeit der natürlichen Ressourcen rückte ins Bewusstsein. Die Umweltbewegung setzte sich von Beginn an intensiv mit Fragen der Lebensqualität und Zukunftsverantwortung auseinander und kann insofern als Ideenlieferant für den Nachhaltigkeitsdiskurs gesehen werden<sup>15</sup>.

Auf globaler Ebene bildet der im Nachhaltigkeitsdiskurs vielzitierte erste Bericht an den Club of Rome<sup>16</sup> von 1972 den Auftakt zu einer intensiveren Auseinandersetzung mit Umweltproblemen und im weiteren Sinne auch mit Nachhaltigkeit. Der Bericht mit dem programmatischen Titel *die Grenzen des Wachstums* (Meadows et al. 1990) erregte mit seiner Mahnung über die Konsequenzen eines unkontrollierten Wirtschafts- und Bevölkerungswachstums weltweites Aufsehen und brachte die Idee der Begrenzung in die Diskussion ein. Wissenschaftler um Dennis und Donella Meadows sagten einen globalen Kollaps voraus, wenn der Mensch sich nicht an die natürlichen Grenzen der Umwelt hielte. Ihre Studie stellt eine Grundlage für spätere Nachhaltigkeitsstudien, insbesondere auch den Brundtland-Bericht, dar. Zeitgleich zur

Veröffentlichung dieser Studie tagte als Auftakt der internationalen Umweltpolitik im Juni 1972 die Weltumweltkonferenz der Vereinten Nationen (United Nations Conference on the Human Environment, UNCHE) in Stockholm. Ebenfalls im gleichen Jahr wurde das Umweltprogramm der Vereinten Nationen (UN Environment Program, UNEP) gegründet.

Den eigentlichen Ausgangspunkt für die heutige Nachhaltigkeitsdebatte bildet die 1983 unter Vorsitz der norwegischen Premierministerin Gro Harlem Brundtland gegründete Weltkommission für Umwelt und Entwicklung (World Commission on Environment and Development, WCED) der UN. Auch wenn diese Debatte *ideengeschichtlich* auf eine lange Tradition zurückblicken kann, lässt sich nach Meinung vieler AutorInnen erst durch die Forcierung der UN eine neue Qualität ausmachen. Mit dem als Brundtland-Bericht bekannt gewordenen Abschlussbericht *Unsere gemeinsame Zukunft* (Hauff 1987) werden die entwicklungs- und die umweltpolitische Debatte zusammengeführt. Der Bericht selbst ist das Ergebnis einer jahrelangen Diskussion um das Verhältnis zwischen Unter- und Überentwicklung und um die kausalen Zusammenhänge zwischen dem Wohlstand im Norden und der Armut im Süden. Er definierte entwicklungspolitische Standards, die bis heute die Debatte prägen. So nimmt er auch viel von dem vorweg, was erst durch die *Agenda 21* (BMU 1997) der Rio-Konferenz zur offiziellen Nachhaltigkeitspolitik werden sollte (vgl. Sebaldt 2002b: 36). Im Juni 1992 fand diese zweite und für die Nachhaltigkeitsdebatte ausschlaggebende Weltumweltkonferenz (United Nations Conference on Environment and Development, UNCED) in Rio de Janeiro statt, mit der das Nachhaltigkeitsprinzip offiziell in der politischen Agenda der Vereinten Nationen verankert wurde. Der Begriff des „Sustainable

Development“ betrat die Weltbühne und wurde als Leitbild im Handlungsprogramm *Agenda 21* festgeschrieben. Diese gilt seitdem als offizielle Richtschnur für globale, regionale und lokale Nachhaltigkeitspolitik (vgl. Breuel 1999). Rio gilt als Meilenstein für die Integration von Umwelt- und Entwicklungsbestrebungen und war seit der Konferenz der Vereinten Nationen in Stockholm die erste größere internationale Konferenz, die Umweltfragen in einem globalen Rahmen diskutierte<sup>17</sup>. Kernforderung der Nachhaltigkeitsdebatte ist seitdem ein tiefgreifender und durchaus radikaler Wandel der Verbrauchsgewohnheiten von Industrie, Staat, Handel und Einzelpersonen (vgl. BMU 1997: 22), eine Zielstellung, die „geradezu Schwindel erregend anspruchsvoll ist“ (Lange 2008: 7).

Die Frage danach, ob die Nachhaltigkeitsdebatte nun mit der ersten Verwendung des Begriffs oder durch eine der genannten Diskussionen begonnen hat, lässt sich wohl nicht abschließend beantworten. Tatsächlich wurde der Nachhaltigkeitsbegriff wie schon erwähnt bereits in der Forstwirtschaft des 18. Jahrhunderts verwendet. Im Club of Rome Bericht, also Anfang der 1970er-Jahre, lässt sich der erste Gebrauch des Begriffs in diesem Jahrhundert nachweisen (siehe Kap. 2.1), und auch schon davor mag er latent im wissenschaftlichen Diskurs kursiert sein (vgl. Grober 2002: 116f.). In seiner heutigen Bedeutung – den komplexen Zusammenhang zwischen Umweltproblemen, sozialen und ökonomischen Fragen benennend – wurde der Nachhaltigkeitsbegriff (ob im englischen oder im deutschen) erst seit den 1980er-Jahren<sup>18</sup> verwendet. Als Ausgangspunkt und offizieller Start der Nachhaltigkeitsdebatte gilt einvernehmlich der Brundtland-Bericht, die Durchsetzung des Begriffs wird seit der Rio-Konferenz 1992 bescheinigt.

Die auf Rio folgenden Schritte auf dem Weg zu einer nachhaltigen Entwicklung sind auf eine fast unüberschaubare Fülle angestiegen und an anderem Ort ausgiebig dokumentiert (z.B. Brand/ Jochum 2000, Grundwald/ Kopfmüller 2006). Deshalb sollen hier zunächst nur einige, für den deutschsprachigen politischen Diskurs wichtige Ereignisse des Nachhaltigkeitsdiskurses dargestellt werden.

Eckpfeiler des bisherigen Nachhaltigkeitsdiskurses in Deutschland sind die Umweltgutachten des Sachverständigenrates für Umweltfragen (SRU 1994), die Studie *Zukunftsfähiges Deutschland* des Wuppertal Instituts (BUND/ Misereor 1997)<sup>19</sup> sowie die Berichte der Enquete-Kommission *Schutz des Menschen und der Umwelt* (1994, 1998), welche sich bemühten das Leitbild zu konkretisieren und Handlungsoptionen zu entwerfen. Auch das Umweltbundesamt (UBA) hat sich im Rahmen seiner Aufgaben immer wieder besonders mit den umweltbezogenen Aspekten des Leitbildes der Nachhaltigkeit beschäftigt (UBA 1997). Um nach Vorgabe der *Agenda 21* nationale Nachhaltigkeitsstrategien zu entwickeln, wurde 1998 als erster deutscher Beitrag ein Schwerpunktprogramm des Bundesumweltministeriums (BMU) vorgestellt (BMU 1998). Trotz dieser beständigen Auseinandersetzung wurde der Begriff von der Bevölkerung nicht angenommen. Dies zeigte sich vor allem in einer vom UBA beauftragten Studie zum Umweltbewusstsein in Deutschland, aus welcher deutlich hervor ging, dass sich das Leitbild der Nachhaltigkeit bis zum Jahr 2000 keineswegs im Alltagsbewusstsein verankert hatte, sondern im Gegenteil der Mehrheit völlig unbekannt war (vgl. Schenkel 2002: 32). Als beratendes Organ für die Bundesregierung wurde so 2001 der Rat für Nachhaltige Entwicklung (RNE) einberufen, der das Leitbild popularisieren und entsprechende

Entwicklungen fördern sollte.

An der Umsetzung der *Agenda 21* wurde nach der Rio-Konferenz hauptsächlich auf kommunaler Ebene gearbeitet, während nationale Strategien und die Strategie der EU im Wesentlichen erst im Vorfeld der nächsten großen internationalen Konferenz Rio+10, dem Johannesburg-Gipfel 2002, beschlossen wurden (vgl. Oehme 2007: 206). Nachdem der Nachhaltigkeitsdiskurs in den 1980er- und 1990er-Jahren überwiegend durch Umwelt und Ökologie betreffende Fragen geprägt war, setzte sich spätestens mit dem Weltgipfel Rio+10 die Meinung durch, dass die verschiedenen Dimensionen der Nachhaltigkeit gleichberechtigt seien und keine der „Säulen“ Vorrang vor einer anderen haben sollte. Die Bundesregierung macht mit den *Perspektiven für Deutschland* deutlich, dass sie diese Sicht teilt (vgl. Bundesregierung 2002).

Die Vielfalt an politischen Beschlüssen und Umsetzungsversuchen im Anschluss an Rio soll hier weniger eine Rolle spielen, als die Diskussion der konzeptionellen Schwierigkeiten. Denn während bei der Problemanalyse und über den Bedarf einer nachhaltigen Entwicklung überwiegend Einigkeit herrscht, spannt der Nachhaltigkeitsdiskurs einen breiten Rahmen analytischer und konzeptioneller Fragen auf, hinter dem sich einige Kontroversen verbergen.

Insgesamt lässt sich an dieser Stelle festhalten, dass Nachhaltigkeit einen festen Platz in der politischen Agenda der Bundesregierung innehat, und dass das Leitbild an sich, trotz aller Schwierigkeiten über Ziele und Inhalte und deren Kommunikation, mittlerweile auch bei den BürgerInnen breitere Zustimmung findet (vgl. Studie Kuckartz/Rheingans-Heintze 2006). Doch immer noch beginnt nahezu jeder

Bericht oder Aufsatz zu nachhaltiger Entwicklung mit dem Einwand, dies sei ein schwieriges Thema, das immer noch keinen ausreichenden Bezug zum Leben der Bevölkerung habe. Im folgenden Kapitel soll diesbezüglich noch mal ein Überblick über einige der konzeptionellen und analytischen Fragen zur Nachhaltigkeit gegeben werden.

## 1.4 Problematisierung des Begriffs und des Konzepts

Ob Leerformel, Modewort oder „semantic gold dust“ (Bachmann 2008) – die größte Skepsis am Nachhaltigkeitsbegriff entsteht durch seine mittlerweile inflationäre Verwendung, die ihn seiner Glaubwürdigkeit beraubt hat und entsprechende Formulierungen provoziert. Tatsächlich entsteht der Eindruck, Nachhaltigkeit stehe für alles, was irgendwie politisch, wirtschaftlich, sozial wünschbar sein könnte und es heißt, dem Begriff hafte mitunter etwas utopisches an (vgl. Sieferle 2007: 79). Steht Nachhaltigkeit gerade in der Gefahr ein Modewort zu bleiben, welches hilft Politik zu verkaufen oder leere Versprechen besser klingen zu lassen?

Jeder Konzern, jedes Unternehmen schmückt sich heute mit einem Nachhaltigkeitsbericht. Die Ironie, dass sich einer der größten Chemiekonzerne der Welt dem Konzept der nachhaltigen Entwicklung verpflichtet fühlt, fällt kaum noch auf<sup>20</sup>. Der Begriff der Nachhaltigkeit erscheint, einmal seiner Substanz beraubt, beliebig füllbar. Die PR-Maschinerie von Regierungen und Großunternehmen „schluckte, kaute und entkontextualisierte den Begriff; verpackte ihn in Floskeln wie ‚nachhaltiges Wachstum‘ und ließ diese durch die Massenmedien verbreiten“ (Brocchi 2009: 41). „Greenwashing“ (zu Deutsch etwa „Grünfärberei“) wird das genannt, was mit dem Begriff nachhaltig oftmals angestellt wird: „Firmen machen Business as usual, verpassen

der Sache aber ein ökologisches Image. Aus der Verwirrung lässt sich Kapital schlagen“ (Grober 2010a: 67).

Doch nicht nur auf Grund der beliebig erscheinenden Verwendung sondern auch wegen seiner Abstraktheit steht der Begriff der Nachhaltigkeit in der Kritik. Das Leitbild der nachhaltigen Entwicklung sei insgesamt begrenzt popularisierbar da es zu allgemein, zu abstrakt und zu wenig mobilisierungsfähig sei, kritisieren Brand und Fürst (vgl. Brand/ Fürst 2002: 92). Diese Problematik entsteht auch daraus, dass es sich bei Nachhaltigkeit nicht um einen wissenschaftlich beobachtbaren Sachverhalt handelt und sie sich nicht aus einem bestehenden Wissen ableitet. Es ist vielmehr ein normatives Prinzip, das für alle Menschen auf der Welt gelten soll (vgl. Renn et al. 1999: 20). Die Schwierigkeit des Konzepts besteht also unter anderem darin, eine ziemlich abstrakte Idee soweit zu konkretisieren, dass man sie umsetzen und mit ihr arbeiten kann. Diese Idee soll gleichzeitig offen und anschlussfähig bleiben, also die Vorteile eines gewissen Abstraktionsgrades behalten, ohne dabei der Unverbindlichkeit verhaftet zu bleiben. Kontrovers wird es vor allem dann, wenn konkrete Schlussfolgerungen aus einem Konzept gezogen werden, das jede/r anders zu interpretieren vermag (vgl. Brand 2000: 11). Dabei muss bei der Verständigung über das Leitbild der Gegenstandsbezug klar sein: worauf bezieht sich der Begriff und worauf nicht. Es geht genauso um Trennschärfe wie um Operationalisierbarkeit, also der Möglichkeit zwischen nachhaltigen und weniger nachhaltigen Zuständen oder Entwicklungen unterscheiden zu können. Die begriffliche Unschärfe steht hier in der Kritik, zumal Begriffe geprägt werden, um sich von etwas zu unterscheiden (vgl. Grunwald 2004: 328f.). Hinzu kommt, dass der Begriff nicht polarisiert (man kann kaum *gegen* Nachhaltigkeit

sein<sup>21</sup>) und er schon deshalb als öffentliche und gesellschaftliche Problemkategorie ungeeignet scheint: der Begriff tue so, wie er momentan in der öffentlichen Debatte gebraucht werde, niemandem weh (Brand/ Fürst 2002: 74).

Die häufig monierten Mehrdeutigkeiten ergeben sich nicht nur aus den offenen Formulierungen des Leitbildes. Verschiedene Interpretationen und Uneinigkeit über die Zielsetzung sind auch der Tatsache geschuldet, dass durch den Nachhaltigkeitsdiskurs der 1990er-Jahre andere Diskurse ersetzt und somit „mit jeder neuen Ausdeutung des Nachhaltigkeitskonzepts Positionen und Akteursgruppen aus den früher in Deutschland bezogenen Diskursen ausgegrenzt oder einbezogen“ (Tremmel 2003: 30) wurden<sup>22</sup>. Mit dem Nachhaltigkeitsleitbild wurden neue Perspektiven auf soziale Probleme und die ökologische Krise durchgesetzt, die andere Problemwahrnehmungen und Lösungsansätze verdrängten (vgl. Brand/ Jochum 2000: 22). Als Folge unterscheiden sich Zielvorstellungen und Auslegung zum Teil gravierend. Der Versuch des Brundtland-Berichts Nachhaltigkeit zu definieren und eine neue Debatte zu gründen wird von Ott und Döring wie folgt zusammengefasst:

„Gewiss war diese Formel der Versuch der ‚Quadratur des Kreises‘, nämlich der Versuch, das ältere Modell nachholender Industrialisierung nicht völlig zu negieren, die ‚self-reliance‘-Ideen vorsichtig zu integrieren ohne sozialistischen Ideen allzu nahe zu rücken, auf die ökologischen Grenzen des Wachstums hinzuweisen, das alte UN-Ziel der Bekämpfung der Armut nicht aus den Augen zu verlieren, westliche Lebensstile nicht grundsätzlich in Frage zu stellen, das ‚Malthus-Thema‘ des Bevölkerungswachstums anzusprechen und dabei nach möglichst vielen Seiten politisch-diplomatisch anschlussfähig zu bleiben.“ (Ott/ Döring 2008: 32)

Viele der Schwierigkeiten in der Kommunikation über Nachhaltigkeit ergeben sich auch aus der Normativität des Themas. Normen sind hier als „verhaltenslenkende, allgemein gültige Regeln des Handelns in einer Gesellschaft“ (Renn et al. 2007: 39) zu verstehen. Die Nachhaltigkeitsdebatte ist insofern normativ, als dass sie sich an bestimmten gesellschaftlichen Wertvorstellungen orientiert und versucht wünschenswerte von nicht wünschenswerten Handlungen und Entwicklungen zu unterscheiden und zu definieren wohin sich die Gesellschaft bewegen soll: „Normative Entscheidungen sind dort notwendig, wo Bereiche von menschlicher Wahlfreiheit und Optionalität gesellschaftlich zu verantworten und zu legitimieren sind und/ oder Unsicherheiten bezüglich künftiger Gegebenheiten bestehen“ (Renn et al. 2007: 39). Die Frage danach was heute und morgen ein „gutes“ Leben ist und nach einer „gerechten“ Verteilung von Ressourcen, Gütern und Bildungs- und Lebenschancen lässt sich jedoch eben nicht so einfach beantworten. Normativität im Blick auf zukünftige Entwicklungen, um die es sich bei nachhaltiger Entwicklung im Wesentlichen handelt, ist insofern problematisch, als dass man die Belastbarkeitsgrenzen der Natur, auf die oft verwiesen wird, nicht exakt wissenschaftlich nachweisen kann. Das Problem der Ungewissheit wird ausgiebig diskutiert und nimmt einen festen Platz in der Nachhaltigkeitsdebatte ein (vgl. z.B. Mäder 2007; Grunwald 2004).

Bei der Diskussion über das Leitbild der Nachhaltigkeit und die Notwendigkeit einer nachhaltigen Entwicklung gibt es dabei zwei unterschiedliche Argumentationslinien: eine *explizit normative*, deren Prämisse die Gerechtigkeit ist, und eine *quasi-objektive*, die auf aktuelle Probleme und Grenzen der Belastbarkeit natürlicher und gesellschaftlicher Systeme hinweist (vgl. Kopfmüller et al. 2001: 126).

Oftmals werden beide Argumentationen parallel verwendet, so auch im Brundtland-Bericht und den vielen anschließenden Studien. Der Versuch ein *global anwendbares* Leitbild zu definieren wird dabei nicht umsonst oft mit der „Quadratur des Kreises“ verglichen (siehe z.B. Lange 2008; Altvater 1992). So geht es zum einen darum *globale* Gerechtigkeitskriterien zu entwerfen (den unterschiedlichen Wertemustern gerecht zu werden) und diese durchzusetzen (welche Instanz könnte so etwas leisten?), und zum anderen darum Bedürfnisse *zukünftiger* Generationen überhaupt zu erkennen (woher soll man heute wissen, was zukünftig relevant sein wird?)<sup>23</sup>.

In einer Diskussion um Nachhaltigkeit müssen neben einem bewussten Umgang mit der Normativität auch Überlegungen über Moral, Macht oder Kultur Berechtigung finden, was sich in einer Auseinandersetzung mit dem Begriff der *Entwicklung* wiederfindet. Wie oben bei der Diskussion über die Verwendung von „Nachhaltigkeit“ oder „nachhaltiger Entwicklung“ angedeutet, steht die Entwicklungsrhetorik in der Kritik, einer bestimmten Art des Denkens verhaftet zu sein, genauer der Überlegenheit des Wirtschaftsdenkens der westlichen Welt (vgl. Sachs 1994: 24). Als einer der wenigen, der konsequent zwischen Nachhaltigkeit und nachhaltiger Entwicklung unterscheidet, bemängelt Sachs, der Entwicklungsdiskurs sei „durchsetzt mit westlichen Ideen und Gewißheiten, wie etwa Fortschritt und Wachstum, Marktintegration, Konsum und Grundbedürfnisse“ (ebd.: 16). Die Metapher der Entwicklung impliziere stets eine Vorherrschaft und suggeriere eine klare Rangordnung aller Nationen auf dem Globus (vgl. Sachs 2002: 59). Außerdem verweist Sachs auf die sprachliche Ambivalenz, die durch die Verbindung der Begriffe nachhaltig und Entwicklung geschaffen werde. Denn damit sei das Augenmerk vom Schutz der

Natur (Ressourcen) auf die Entwicklung der Gesellschaften verlagert worden. Durch die konzeptionelle Leere des Entwicklungsbegriffs aber würde somit auch die Nachhaltigkeitsformel selbstreferentiell und vereine ironischerweise Forderungen nach unbegrenztem Wachstum sowie den Schutz der Natur. Um weiter mit dem bereits etablierten Begriff der nachhaltigen Entwicklung arbeiten zu können, müsste also der Entwicklungsbegriff geschärft werden, schreibt Sachs. Es solle nicht um „nachholende“ Entwicklung gehen, da es sich nicht um einen linearen Prozess handele, auf dem es *eine* klare Zielrichtung gibt. Und statt von einer „Unterentwicklung“ der Entwicklungsländer auszugehen, solle als Problem eher die generelle Fehlentwicklung der Länder in Nord und Süd angesehen werden (vgl. Sachs 2002: 58ff.)<sup>24</sup>. Hier setzt auch die Kritik einer fehlenden Diskussion um bestehende Macht- und Herrschaftsverhältnisse an, da die Kompetenz zur „Retten der Welt“ doch weiterhin eher im Norden verortet wird (vgl. Eblinghaus/ Stickler 1996)<sup>25</sup>.

Bilanzierend lässt sich zu den Problemen des Leitbildes festhalten, dass Nachhaltigkeit trotz der wissenschaftlichen Verbreitung und der Verankerung im politischen System noch nicht ausreichend in der Bevölkerung bekannt und akzeptiert ist. Es können verschiedene Problemebenen dafür ausgemacht werden. Auf der inhaltlichen Ebene sind Gründe im Konzept selbst zu suchen, während es auf der Wahrnehmungsebene zum Beispiel um Akzeptanzprobleme seitens der Bevölkerung geht (vgl. UBA 2000: 75). Das Leitbild kämpft unter anderem damit, dass Appelle zur Veränderungen des eigenen Verhaltens zumeist auf eine wie auch immer motivierte Abwehrhaltung treffen. Besonders problematisch wird es bei moralischen Schuldzuweisungen, die aufgrund einer negativen Bewertung des

Lebensstils formuliert werden (vgl. ebd.: 76). Ein inhaltliches kommunikationsstrategisches Grundproblem sei zum Beispiel, dass das Konzept entweder Gefahr laufe schlicht ökologisch codiert und damit als „Umweltthema“ abgetan zu werden, oder durch die Kommunikation der drei/ vier Säulen in die „Leerformel-Falle“ tappe, da ein unverbindlicher Katalog an positiven gesellschaftlichen Zielen zu abstakt bleiben müsse (vgl. ebd.: 75).

Da *wissenschaftliche* Nachhaltigkeitsdiagnosen nahezu bürokratisch argumentiert werden müssen um glaubhaft zu sein, tendieren sie dazu zum „Expertendiskurs“ beizutragen. Als Gegenstand einer lebendigen öffentlichen Auseinandersetzung ist Nachhaltigkeit in dieser Hinsicht kaum denkbar, deshalb werden diese Probleme auf der Wahrnehmungsebene eingehend diskutiert (vgl. Grunwald 2004: 336)<sup>26</sup>. Die Abstraktheit des Konzepts lässt andererseits zu viele Interpretationen und Spielraum für widersprüchliche Auffassungen zu (vgl. Brand 1997a: 11; Brand/ Fürst 2002: 91ff.) und erschwert damit zusätzlich die Umsetzung der Ziele auf eine konkrete Handlungsebene. Was nützt ein Leitbild, wenn es nicht in der Lage ist zu motivieren und Handlungen erfolgen zu lassen (vgl. Tremmel 2003: 167).

Auch der Begriff selbst bleibt problematisch. Nachhaltigkeit ist kein Begriff mit „innerem Wortsinn“ oder „semantischer Intention“, wie Tremmel kritisch bemerkt, dies sei sein „angeborener Nachteil“ (Tremmel 2003: 167). Tremmels Hauptkritikpunkt bleibt die semantische Inhaltsleere, und damit die Verwirrung um den Kern der Nachhaltigkeit. Die geringe Attraktivität des Begriffs sei außerdem nicht verwunderlich, da die Medien das Wort nachhaltig beliebig verwenden, zum Beispiel wenn sie „dauerhaft“, „langfristig“, „tiefgreifend“ oder „durchschlagend“ meinen – „In dieser Bedeutung würde sogar die

Aussage Sinn machen, ‚nachhaltig‘ den Wald zu roden“ merkt er dazu an (vgl. ebd.).

Das grundlegende konzeptionelle Problem des Konzepts sei außerdem das „Übergewicht kognitiver Gehalte“ (vgl. UBA 2000: 75), das Verkopfte und Unemotionale der Debatte, die eine Angelegenheit der Wissenschaft zu sein scheint: „Das Nachhaltigkeitsleitbild mobilisiert und polarisiert keine Emotionen, es ‚tröpfelt‘ gleichsam von oben aus der Politik in die Öffentlichkeit“ (ebd.). Dieses Phänomen verweist auf eine andere grundlegende Kontroverse: der Beginn des Nachhaltigkeitsdiskurses wurde stark von einem top-down-Ansatz auf internationaler Ebene geprägt (vgl. Oehme 2007: 210). Zwar wurden deshalb in der *Agenda 21* Fragen der Partizipation angesprochen, doch bleibt auch darin offen, ob top-down- oder bottom-up-Ansätze durch Konzeptionalisierung und Operationalisierung gewählt werden sollen. Da der Begriff und das Konzept „von oben“ kommen und in den internationalen politischen Institutionen geschmiedet wurden, müsse es jetzt darum gehen ihn zivilgesellschaftlich auszus schmücken (vgl. Brocchi 2009: 41). Brocchi bemerkt in diesem Zusammenhang, dass die gescheiterten Konferenzen und nicht verwirklichten Beschlüsse der Beweis dafür seien, dass sich radikale Forderungen nicht durch top-down-Prozesse durchsetzen lassen würden (vgl. ebd.).

Trotz der vielen negativen Einschätzungen bezüglich der Möglichkeiten und Reichweite der Nachhaltigkeit und der Eignung als Leitbild, kommen viele AutorInnen zu dem Schluss, dass der Begriff schon zu sehr legitimiert und etabliert wäre, als dass er nun wieder verschwinden würde (vgl. Tremmel 2003, Brand/ Fürst 2002, Grundwald 2004). Nachhaltigkeit ist aus dem öffentlichen und politischen Sprachgebrauch nicht mehr wegzudenken.

## 1.5 Unschärfe als Stärke

Nach diesem Überblick über Begriff und Konzept der Nachhaltigkeit und den Ideen und Problemen des Diskurses lässt sich an dieser Stelle schon etwas über die Grenzen des Nachhaltigkeitskonzepts festhalten: zum einen setzt das Konzept selbst Grenzen. Es trägt (im Sinne der „Grenzen des Wachstums“) die Idee der Begrenzung in sich, verweist auf die Endlichkeit der natürlichen Ressourcen, sowie auf die Grenzen des westlichen Lebensstils. Zum anderen wurde gezeigt, dass dem Konzept selbst auch Grenzen gesetzt sind. Ein unliebsamer Begriff, dem es an Attraktivität und Überzeugungskraft mangelt, eine vielseitige Debatte und damit einhergehende Verständigungsprobleme, grundsätzlich unterschiedliche Haltungen vereint in einem Diskurs – hier stößt das Konzept an seine Grenzen. Bei aller Kritik und allen Enttäuschungen, die nach jahrelangen Bemühungen nicht ausbleiben, sei hier dennoch auf Argumente verwiesen, die dafür sprechen am Begriff der Nachhaltigkeit festzuhalten und die das Konzept verteidigen. Denn angesichts der vielen kritischen Stimmen und der Verwirrungen um den Nachhaltigkeitsbegriff das Konzept gänzlich aufzugeben, ist nach Ansicht vieler AutorInnen der falsche Weg. Nachhaltigkeit hat sich als Begriff etabliert und eine gewisse Popularität erreicht, seit 1992 haben sich Politik und verschiedenste gesellschaftliche AkteurInnen auf ihn eingelassen und ihn damit legitimiert, weshalb es fast unmöglich erscheint, ihn jetzt noch abzulehnen (vgl. Lange 2008: 8; Brand 2000: 11).

Das wohl schlagendste Argument sowohl für als auch gegen Begriff und Konzept der Nachhaltigkeit ist wohl seine *Unschärfe*. Wie Brocchi anschaulich erklärt, ist diese begriffliche Unschärfe oft der Preis, der gezahlt werden muss, wenn man sich auf etwas Komplexes beziehen

will (vgl. Brocchi 2007a: 2). Insbesondere bei der Auseinandersetzung mit Kultur und Nachhaltigkeit wird jedoch deutlich, dass es genau darum geht Komplexität zu verstehen und auch mit Komplexität auf dieselbige zu reagieren (vgl. ebd.). Die größte Schwierigkeit des Begriffs ist somit gleichzeitig seine Stärke. Und auch inhaltlich kommt es vielleicht weniger darauf an exakte Definitionen zu formulieren, wenn über das Grundprinzip im Wesentlichen Einigkeit besteht. Mit der in der heutigen wissenschaftlich-technisch dominierten Welt oftmals eingeforderten Exaktheit besteht immer zu das Risiko Zusammenhänge zu verkennen und sich im Detail zu verlieren. Wie der Physiker und alternative Nobelpreisträger Dürr betont, liegen Exaktheit und Relevanz komplementär zueinander: „Exaktheit ist nur möglich durch eine geeignete Abtrennung und Isolierung vom Übrigen, wodurch der Kontext zerstört wird, der für eine Beurteilung der Relevanz notwendig ist“ (Dürr 2002: 9). Denken in Kontexten, um das eigentlich Relevante zu erkennen, erfordert also „Mut zur Unschärfe“. In diesem Sinne deute Unschärfe jedoch nicht auf einen Mangel an Schärfe oder Exaktheit sondern „auf den dadurch erst möglichen *Vorteil*, Zusammenhänge, Beziehungsstrukturen, Abhängigkeiten besser wahrnehmen zu können“ (ebd.). Die Attraktivität von Nachhaltigkeit liegt also genau in dieser vielfach bemängelten Unschärfe, welche das Konzept erst integrations- und anschlussfähig macht. So finden im Begriff der Nachhaltigkeit verschiedene Forderungen, deren Zusammenhang zumindest in der Theorie erkannt wird, hier eine Einheit. Fragen und Forderungen aus Politik, Ökologie, Wissenschaft und Zivilgesellschaft und zwischen dem Norden und dem Süden der Welt werden in diesem Diskurs vereint (siehe Tremmel 2003: 27; Brocchi 2007: 118). Und der Diskurs habe insgesamt bei vielen „ein neues Problembewusstsein und eine neue

Norm globaler Verantwortlichkeit für den Umgang mit Natur und die daran geknüpften Lebenschancen zukünftiger Generationen geschaffen“, meint Brand (Brand 2001: 18). Auch wenn das Konzept der nachhaltigen Entwicklung eigentlich nur eine „Kompromissformel verschiedener Diskursstränge“ sei, sei es aber eben als Leitbild integrativ genug, um die an sich unvereinbaren Grundpositionen des Nachhaltigkeitsdiskurses gemeinsam zu verhandeln und so neue, integrative Problemlösungsstrategien und Legitimationszwänge zu schaffen, so Brand weiter (vgl. ebd.: 30). Auch der Rat für Nachhaltige Entwicklung bilanziert 2008, dass das Wort Nachhaltigkeit nicht nur mangels Alternative von Wert sei, sondern auch weil es sehr tief greife; wer es benutze, mache sich auskunftspflichtig: „Auskunft, was genau unter Nachhaltigkeit zu verstehen ist, wo Grenzen in der Naturnutzung und im sozialen Zusammenhalt zu respektieren sind und Grenzen des Denkens verschoben werden müssen“ (Bundesregierung 2008: 184) – und das sei schließlich jede Debatte wert.

Neben der Unschärfe, die – wie gezeigt – von Vorteil sein kann, wird die Ablehnung gegenüber dem Begriffes oftmals semantisch begründet. Das Wort setze sich – wie sich in verschiedenen Umfragen bewahrheitet hat – bei der Bevölkerung einfach nicht durch, es sei nicht attraktiv und überzeugend genug. Der geringe Bekanntheitsgrad des Wortes bedeutet jedoch noch lange nicht, dass sein Potential gering wäre. So heißt es beim Umweltbundesamt (UBA): „Es gibt ganz im Gegenteil Hinweise darauf, daß eine Reihe von Einstellungen und Verhaltensweisen der Bevölkerung gegenüber der Umwelt den Zielvorstellungen von *sustainability* entgegenkommen, ohne doch mit der entsprechenden Begrifflichkeit verknüpft zu sein“ (UBA 2000: 78). Der Begriff der Nachhaltigkeit hat sich demzufolge in Fachkreisen

etabliert, ist bei der Bevölkerung jedoch nicht zum Sinnbild ihrer Ideen und Zukunftswünsche geworden. Es gilt also weiterhin Inhalt und Begriff anschaulicher zu vermitteln und Zusammenhänge herzustellen und deutlicher herauszuarbeiten, dass nachhaltige Entwicklung ein zukunftsbezogener gesellschaftlicher Such- und Gestaltungsprozess ist, der sich durch seine Offenheit auszeichnet. Wenn die Aussage des UBA stimmt, hat sich der Begriff der Nachhaltigkeit im Bewusstsein der Bevölkerung nicht durchgesetzt, obwohl er als Leitbild für das steht, was gesellschaftlich als machbare und wünschenswerte Entwicklung angesehen wird. Abgesehen vom Streit über den Begriff ist deshalb die *Leitbildfunktion* der Nachhaltigkeit zu betonen und zu vermitteln, denn in dieser Funktion liegt eindeutig eine Stärke der Nachhaltigkeit.

Leitbilder bündeln Ziele, Träume, Visionen und Hoffnungen der Menschen und sollen helfen, die Entwicklung in eine bestimmte Richtung zu lenken. Dafür ist es äußerst wichtig, dass sie die Ideen und Bilder anschaulich und attraktiv verdichten, damit sie auch eine emotionale Aufbruchstimmung bei den Beteiligten bewirken (vgl. Tremmel 2003: 166). Von Leitbildern ist die Rede, „wenn mit Gewohntem gebrochen, die Tradition überwunden werden und etwas Neues Raum greifen soll“ (Haan et al. 1996: 292). Dabei ist dieser Begriff ebenso unscharf und heterogen wie der Begriff der Nachhaltigkeit selbst und wird selten expliziert. Leitbilder haben den Vorteil, dass sie die Vorstellungen von übergreifenden Zielen einer Gemeinschaft verdichten, dass sie Komplexitäten reduzieren und für den Einzelnen Handlungsfelder strukturieren. Dabei sind sie dennoch nicht statisch. Der Leitbildbegriff steht mehr für „verallgemeinerte, immer kompromißfähige Strategien, weniger für programmatische Konzepte mit Anspruch auf alleinige Wahrheit und daraus

deduzierbaren Teilleitzielen“ (ebd.: 293). Das Leitbild der Nachhaltigkeit sei deshalb eben als „regulative Idee“ im Sinne Kants zu verstehen, wie Wehrspaun und Schoemps bemerken: „Seine Funktion besteht darin, eine Art prinzipiellen Rahmen für die Beurteilung von Handlungsorientierungen und Lebensformen vorzugeben“ (Wehrspaun/Schoemps 2002: 43). Durch das Nachhaltigkeitskonzept soll also gesellschaftliche Entwicklung *geleitet* werden, weshalb dieses durchaus einige Regeln vor gibt. Wie auch die Idee der Leitplanken veranschaulicht, setzt das Leitbild künstliche Grenzen, um die gesellschaftliche Entwicklung wirklich „nachhaltig“ zu gestalten. Es gibt aber keinen festgeschriebenen Endzustand, der mittels „Wunderwaffe“ Nachhaltigkeit erreicht werden soll. Das Leitbild verweist auf einen Suchprozess, der durch den Begriff der Nachhaltigkeit einen Rahmen erhält. Die Abstraktion und Unschärfe desselbigen sind aus dieser Warte zweitrangig.

Schwieriger verhält es sich mit einer allgemeinen Definition, die es in diesem Kapitel abschließend zu formulieren gilt. Denn so positiv die Unschärfe des Begriffs für seine Anschlussfähigkeit auch ist, eine Definition, die sich nicht abgrenzt, die nichts ausschließt, ist schlicht wertlos. Wie vorangegangen dargestellt wurde, ist es äußerst schwierig, wenn nicht unmöglich, *eine* Definition von Nachhaltigkeit zu nennen. Das Fazit der obigen Zusammenstellung könnte deshalb lauten, dass Nachhaltigkeit als gesellschaftliches Projekt „aufgrund seiner Dynamik und Komplexität [...] nicht erschöpfend und nicht unumstritten für alle Zeiten abschließend definiert werden kann“ (Kopfmüller et al. 2001: 111). Nachhaltige Entwicklung lässt sich nicht exakt anhand genauer Kriterien definieren und mittels eines präzisen Handlungsplans umsetzen. Das Leitbild der Nachhaltigkeit suggeriert

jedoch einen gewissen Konsens der Debattierenden, eine gemeinsame Erkenntnis: gesellschaftliche Entwicklung *ist gestaltbar*. Unter dem Schlagwort Nachhaltigkeit (oder nachhaltige Entwicklung) wird nicht nur versucht den gegenwärtigen Zustand angenehm und für alle befriedigend zu gestalten, sondern auch eine wünschenswerte zukünftige Entwicklung zu bestimmen. Dabei besteht auch Einigkeit darüber, dass verschiedene gesellschaftliche Teilbereiche integrativ betrachtet und Ökologie, Ökonomie und Soziales zusammen gedacht werden müssen. Lange Zeit getrennt geführte Diskussionen um die gleiche Thematik sollen und können durch das Konzept der Nachhaltigkeit zusammengeführt und gerahmt werden.

## 1.6 Zwischenfazit

Was also ist der Kern der Nachhaltigkeit? Minimaldefinition und immerwährender Bezugspunkt stellt die Brundtland-Definition dar, welche als wesentliche Merkmale die Bedürfnisbefriedigung und den Blick in die Zukunft hervorhebt. Die Bedürfnisse der Gegenwart zu befriedigen ohne dabei künftige Generationen in ihrer Fähigkeit zu behindern, ihre eigenen Bedürfnisse zu befriedigen, lautet demnach die Formel für nachhaltige Entwicklung. Seit der Rio-Konferenz ist jedoch auch deutlich geworden, dass die Idee der Nachhaltigkeit die *Verflechtung globaler Probleme* thematisiert und sowohl auf Gerechtigkeitsaspekte wie soziale Ungleichheit, Armut, Zugang zu Bildung und Ressourcen eingeht als auch auf globale ökologische Krisenphänomene oder die Kritik am bestehenden Wirtschaftssystem. So gesehen ist das Konzept der Nachhaltigkeit als Versuch zu bewerten, eine Antwort auf die verschiedenen Krisendimensionen der Moderne zu geben und diese als systematisch miteinander verknüpft

zu betrachten (vgl. Brand 1997a: 9; Brand 2001: 12).

Eines wird durch die Diskussion über Nachhaltigkeit besonders deutlich: bei aller Schwarzmalerei und allen Ohnmachtsgefühlen angesichts der zu bewältigenden Aufgabe – der Mensch kann seine Zukunft gestalten und Einfluss auf künftige Entwicklungen nehmen. Dies bedeutet eben auch sich der Verantwortung bewusst zu werden, die jede/r Einzelne trägt, auch wenn die Folgen des eigenen Handelns größtenteils unbemerkt bleiben. Aus dem Blickwinkel der Nachhaltigkeit gilt es, die künftigen Generationen im gegenwärtigen Tun zu berücksichtigen aber auch das Miteinander sozial und gerecht zu gestalten.

### 1.6.1 Arbeitsdefinition

Aus den bisherigen Betrachtungen lassen sich mindestens vier Grundbedeutungen der Nachhaltigkeit ausmachen. Nachhaltigkeit bezieht sich auf

- *Tragfähigkeit*

Wenn nach-halten im Sinne des „im Dasein haltens“ und als Gegenbegriff zu Kollaps verstanden wird, dann geht es im Wesentlichen darum, das Miteinander und zukünftige Entwicklungen tragfähig für den Menschen und seinen Planeten zu gestalten und absehbare Schäden zu vermeiden

- das *Hier und Jetzt und den Blick in die Zukunft*

Etwas nachhaltig gestalten heißt nicht nur das Jetzt sondern auch die Zukunft im Blick zu haben. Es geht dabei jedoch nicht darum *einen* Weg vorzugeben, sondern Nachhaltigkeit als *Leitbild* für einen gestaltbaren Prozess anzusehen

- *natürliche Ressourcen*

Natürliche Ressourcen *sind* begrenzt. Auch wenn die Tragkapazität des Ökosystems nicht exakt wissenschaftlich bestimmt werden kann, ist abzusehen, dass derzeitige Entwicklungen folgende Generationen in ihren Möglichkeiten beschränken. Vorhandene endliche Ressourcen müssen deshalb geschont und die Regenerationsfähigkeit der Erde erhalten werden<sup>27</sup>

- *normative Werte im globalen Maßstab*

Nachhaltigkeit impliziert eine globale Problemperspektive. Durch nachhaltige Entwicklung soll ein soziales, faires und gleichberechtigtes Miteinander heute und morgen ermöglicht werden (intra- und intergenerationelle Gerechtigkeit). Es gilt gleichzeitig die Erkenntnis, dass globale Umweltprobleme nicht isoliert betrachtet werden können, sondern im Zusammenhang mit globalen ökonomischen und sozialen Entwicklungen stehen.

Nachhaltigkeit ist damit ein gesellschaftliches, normatives *Leitbild*, das eine globale, fachlich übergreifende und zukunftsorientierte Denkweise verlangt, um das Leben des Menschen auf dem Planeten Erde auch für die Zukunft tragbar zu gestalten.

## 2. Die kulturelle Perspektive auf Nachhaltigkeit

Die Vision der „nachhaltigen Entwicklung“, die 1992 über 170 Staaten teilten und auf der Rio-Konferenz als gemeinsame Leitlinie für zukünftige Entscheidungen festhielten, galt als Reaktion auf wachsende globale Probleme. Die Debatte über Nachhaltigkeit hat seitdem eine bemerkenswerte Karriere durchlaufen. Auch in der Bundesrepublik hat dieser Diskurs die Wahrnehmung von Problemen, Handlungsansätze und politische Programme beeinflusst und verändert. Von UN-Konferenzen und neuen transnationalen Kooperationspraktiken, der Einrichtung von Enquete-Kommissionen über die Etablierung einer weltweiten Forschungsgemeinde, bis hin zu aufwendig erstellten Studien zu regionaler und nationaler Nachhaltigkeit, „all das ist Ergebnis der ‚Neurahmung‘ der bislang getrennt diskutierten ökologischen und sozialen Problemlagen durch das integrative Konzept ‚sustainable Development‘“ (Brand 2000a: 46).

Doch dies ist nur die eine Seite des Konzepts – nennenswerte Erfolge auf Seiten der politischen Träger, NGOs oder engagierten gesellschaftlichen Gruppen und damit Erfolge eines *Expertendiskurses*. Auf der anderen Seite ist der Begriff auch nach jahrelangen Debatten noch nicht im Alltagsbewusstsein der Menschen angekommen (vgl. Kuckartz/ Rheingans-Heintze 2006: 16). Andererseits genügt ein Blick in die Medien um den Eindruck zu erhalten, es herrsche ein „Wettlauf um Nachhaltigkeit“, angesichts der Fülle an Nachhaltigkeitsberichten, der Verbreitung „grüner“ Technologien und des Bio-Booms. Vielleicht muss heute also nicht mehr so sehr um die Verbreitung des Begriffs generell gekämpft werden, da dieser mittlerweile (wie im 1. Kapitel

angedeutet) geradezu inflationär verwendet wird. Doch wie sich bei genauerem Hinschauen zeigt, dreht es sich bei aktuellen Diskussionen um „nachhaltige Entwicklung“ hauptsächlich um Technik und Innovation. Und auch wenn das Wort „nachhaltig“ in aller Munde ist, ist es in der Öffentlichkeit weder ausreichend bekannt noch mit Emotionen verknüpft. Nachhaltigkeit hat nicht die gleiche Ausstrahlung wie „Demokratie“ oder „Menschenrechte“, und es transportiert (noch) nicht Verheißungen eines besseren Lebens wie es einmal die Begriffe „Modernisierung“, „technischer Fortschritt“ oder „wirtschaftliches Wachstum“ getan haben, oder immer noch tun (vgl. Brand 2000a: 46). Die konzeptionellen Schwierigkeiten, die sich aus der Abstraktivität und Leitbild-Funktion der Nachhaltigkeit ergeben, führen immer noch dazu, dass nicht nur die Frage im Raum steht, *wie* Nachhaltigkeit popularisiert werden soll, sondern *was* genau damit eigentlich verbunden wird. Beim erwähnten Blick in die Medien fällt auf, dass „grün“ oder „nachhaltig“ momentan wünschenswerte Attribute sind<sup>28</sup>, es sich jedoch vielfach um Trendetikettierung handelt, die einer „Goldgräberstimmung“<sup>29</sup> entspringt. Wenn jedoch Managementprobleme im Vordergrund stehen, oder Fragen, die nur einzelne Aspekte der Entwicklung betreffen, und nicht generell strukturelle Fehlentwicklungen, handelt es sich kaum um einen *nachhaltigen* Lösungsansatz. Die heutigen Forschungen und Debatten konzentrieren sich zu sehr auf technologische Lösungen. Dabei wird leider oft nach dem Prinzip „weiter so wie bisher“ verfahren, damit bestimmte Strukturen gar nicht erst in Frage gestellt, geschweige denn verändert werden müssen. Technologische Lösungen betreffen jedoch meist die *Symptome* und nicht die *Ursachen* der Probleme (vgl. Brocchi 2007a: 8). Der Blick auf die Lösungen verhindert dabei das Gefühl für

oder überhaupt die Frage nach den Ursachen der Probleme.

Die im folgenden Kapitel darzustellende kulturelle Nachhaltigkeit<sup>30</sup> versucht die *Ursachen* für die globale Krise in den Blick zu nehmen. Dabei wird deutlich, dass Kultur selbst im Nachhaltigkeitsdiskurs bisher vernachlässigt wurde, obwohl sie eine grundlegende und wichtige Rolle in der Diskussion um Zukunft, Gesellschaft und Entwicklung spielt. Bisher dominierten die Suche nach technischer Effizienz und ein eher technokratisches Verständnis der Probleme sowie ihrer Bearbeitungsstrategien – die sozial-ökologische Krise wurde „selektiv“ bearbeitet, wie es Brand formuliert (vgl. Brand 2004: 5). Die Perspektive einer grundlegenden Transformation der Gesellschaft rückt immer noch in den Hintergrund angesichts der Forderungen nach Effizienz- und Standortsicherung, die heute (Umweltschutz-)Diskurse und Handlungshorizonte prägen (vgl. ebd.). Seit 1972 durch die *Grenzen des Wachstums* auf das globale Ausmaß des menschlichen Handelns in der Industriegesellschaft hingewiesen wurde, wurde viel über Wege aus diesem Dilemma debattiert. Nachhaltigkeit hat sich als Begriff zwar einigermaßen etabliert und wird seit jeher als Lösungsansatz propagiert. Doch bleiben Wachstums- und Fortschrittsglaube dabei ungehemmt bestehen und verdrehen das Leitbild aus kultureller Perspektive zu einer Leerformel. Die Weltausstellung EXPO 2000, welche „Sustainable Development“ als Leitbild trug, jedoch von der Ideologie des Techno-Futurismus dominiert wurde und die Botschaft sendete, dank Hightech sei unsere Zukunft sicher, ist für Grober Ausdruck dieses Widerspruchs (vgl. Grober 2001: 3). Die Gegenüberstellung von Mensch und Natur und der Fortschrittsglaube, dass der Mensch durch Technik und Wissenschaft die Natur beherrschen kann, sind grundlegende Widersprüche zu

einem kulturell fundierten Leitbild der Nachhaltigkeit. Aus der kulturellen Perspektive ergibt sich die Erkenntnis, dass soziale Problemfelder und die ökologische Krise aus ein und dem selben Ursachenbündel stammen: der industriegesellschaftlichen Wachstumsdynamik (vgl. Kurt/ Wehrspaun 2001: 16).

Die Grundannahme des kulturellen Nachhaltigkeitsleitbildes liegt in der Forderung eines fundamentalen Wandels, eines Infragestellens von Werten und Gewohnheiten in jeglichen Bereichen des gesellschaftlichen und persönlichen Lebens: Es erfordert eine „Kultur der Nachhaltigkeit“ (vgl. Kurt/ Wagner 2002a: 13). Diese Erkenntnis ist nicht neu, setzt sich jedoch nur mühsam durch. Was mögliche Ursachen dafür sein könnten, und wie diese „Kultur der Nachhaltigkeit“ aussehen könnte, soll Gegenstand dieses Kapitels werden. Zunächst soll dafür die bisherige deutschsprachige Debatte einer nötigen „kulturellen Dimension“ der Nachhaltigkeit dargestellt werden um dann auf das Kulturverständnis und dessen Konsequenzen einzugehen.

## 2.1 Debatte über die kulturelle Dimension

Der Nachhaltigkeitsdiskurs wird nach wie vor von naturwissenschaftlich-technischen Zieldefinitionen und Umsetzungsvorschlägen bestimmt, oder aber als „getarnte Umweltdebatte“ (also doch eigentlich rein ökologische Diskussion) bezeichnet. Doch mehr und mehr wird darauf aufmerksam gemacht, dass umweltfreundlichere Produkte und effizientere Technik nicht die Lösung des Problems sind, dass es nicht darum gehen kann lediglich Umweltpolitik mit anderen Mitteln fortzusetzen, und aus „ökologisch“ einfach „nachhaltig“ zu machen. Und selbst wenn die meisten Medien Nachhaltigkeit in die Schubladen „Umwelt“ und „Entwicklung“

einsortiert haben (vgl. Grober 2002a), geht es dabei eben auch um etwas ganz anderes. Das Nachhaltigkeitsleitbild wurde schließlich auch etabliert, um eine eher umwelt- oder entwicklungspolitische Diskussion auf globale gesellschaftliche Probleme zu erweitern, und dabei eine zukunftsgerichtete Perspektive zu verstärken. Als Leitbild verweist es auf einen *gewünschten Veränderungsprozess* und auf die Herausforderung, die Zukunft anders zu gestalten. Nachhaltigkeit könnte dementsprechend als eine „umfassende Modernisierungsstrategie“ (Kurt/ Wagner 2002a) gesehen werden, die sich auf alle Bereiche der Gesellschaft bezieht, auch auf das Alltagsleben und Verhaltensmuster der Bevölkerung. Weil das Leitbild der Nachhaltigkeit eine kritische Überprüfung bisheriger Normen, Werte und Praktiken aller Gesellschaftsbereiche beinhaltet, ist es eine im Kern kulturelle Herausforderung. Doch die Nachhaltigkeitsdebatte leidet an einem „chronischen kulturellen Defizit“ und bislang wurde der kulturelle Faktor übersehen und strukturell unterschätzt (vgl. Kurt/ Wehrspaun 2001: 16). Schon in den Dokumenten von Rio – dem allgegenwärtigen Bezugspunkt für nachhaltige Entwicklung – findet sich kein Hinweis auf die Bedeutung der Kultur für den Nachhaltigkeitsprozess<sup>31</sup>, obwohl im Bezug auf die Rolle der Wissenschaften explizit darauf hingewiesen wird, dass zum Verständnis der Ursachen und Folgen von Umweltveränderungen und Ressourcennutzung die Erforschung der Einstellungen und Verhaltensweisen von Nöten sei (vgl. BMU 1997: 256). Da hier weder die Geistes- noch die Kulturwissenschaften, geschweige denn die Künste angesprochen werden, fragen sich Kurt und Wehrspaun:

„Wie will man die Grundlage eines neuen, auf breite soziale Partizipation und Mitverantwortung aufbauenden Zivilisationsmodells legen, ohne jene Akteure einzubeziehen, die über das Vermögen verfügen, Ideen, Visionen und existenzielle Erfahrungen in universal verständlichen Sprachen, in Symbolen, Ritualen, sinnhaften Zeichen und Praktiken lebendig werden zu lassen?“ (Kurt/ Wehrspaun 2001: 18)

Denn die *Agenda 21* stellt mit ihrem Anspruch Aktionsprogramm für das 21. Jahrhundert zu sein eine *kulturelle* Leistung und Herausforderung sonder gleichen dar, verhandelt aber ihre Konkretisierungen, so widersinnig dies erscheint, allein in naturwissenschaftlichen, ökonomischen, sozialwissenschaftlichen und politischen Systemkategorien, ohne jeglichen Bezug zum Arbeitsfeld der Kultur, wie Kurt kritisch bemerkt (vgl. Kurt 2000: 115). Und auch Jahre nach Brundtland und Rio finden sich in einschlägigen Werken über die internationalen Beschlüsse zur Nachhaltigkeit keine Verweise auf den kulturellen Bereich (vgl. z.B. Breuel 1999). Kurt und Wehrspaun führen die mangelnde Integrationsfähigkeit des Nachhaltigkeitsleitbildes und die fehlende Verankerung des Konzepts im Alltagsbewusstsein der Menschen vor allem auf dieses „kulturelle Defizit“ zurück (vgl. Kurt/ Wehrspaun 2001: 17).

Die kulturelle Dimension hat lange keinen festen Platz in der Nachhaltigkeitsdebatte gehabt und Kulturpolitik wiederum hat ökologische Fragestellungen lange Zeit ignoriert. Dennoch gibt es seit geraumer Zeit eine Auseinandersetzung um kulturelle Strategien für Nachhaltigkeit und in den letzten Jahren wurde vermehrt auf die kulturelle Dimension der Nachhaltigkeit hingewiesen. Dabei geht die Diskussion um eine „vierte Säule“ der Nachhaltigkeit mindestens auf das Jahr 1994 zurück. Damals bezog der Sachverständigenrat für Umweltfragen (SRU), ein Beratungsgremium der Bundesregierung, in

seinem ersten Umweltgutachten nachhaltige Entwicklung nicht allein auf einen Prozess technologischer Innovation, sondern auch auf eine kulturelle Umorientierung. Der sogenannte Umweltrat forderte schon damals eine Erweiterung des Drei-Säulen-Modells und das Verständnis von nachhaltiger Entwicklung als einen diskursiven Prozess zwischen Ökologie, Ökonomie, Sozialem *und* Kultur (SRU 1994). Den Aufbruch um das Thema „Kultur und Nachhaltigkeit“ in den Neunzigern belegen auch die Studie *Zukunftsfähiges Deutschland* (BUND/ Misereor 1997) oder die so genannten Toblacher Thesen (vgl. Glauber 2006). Die vom Öko-Institut Tirol veranstalteten Toblacher Gespräche<sup>32</sup> waren dabei eine der ersten Initiativen zur Verbindung von Kulturpolitik und Nachhaltigkeitsdiskurs (vgl. Griefahn 2002: 62). Das *Tutzinger Manifest zur Stärkung der kulturell-ästhetischen Dimension von Nachhaltigkeit* (2001), das in Vorbereitung des Johannesburg-Gipfels erarbeitet wurde, stellt einen grundlegenden und wichtigen Beitrag zur Aufarbeitung des kulturellen Defizits dar indem es die Rolle der Kultur für den Nachhaltigkeitsdiskurs hervorhebt:

„Das Leitbild Nachhaltige Entwicklung beinhaltet eine kulturelle Herausforderung, da es grundlegende Revisionen überkommener Normen, Werte und Praktiken in allen Bereichen – von der Politik über die Wirtschaft bis zur Lebenswelt – erfordert. Nachhaltigkeit braucht und produziert Kultur: als formschaffenden Kommunikations- und Handlungsmodus, durch den Wertorientierungen entwickelt, reflektiert, verändert und ökonomische, ökologische und soziale Interessen austariert werden.“ (Tutzinger Manifest 2001)<sup>33</sup>

Das Institut für Kulturpolitik der Kulturpolitischen Gesellschaft e.V. (KuPoGe) hat sich seitdem verstärkt um eine Diskussion der Bedeutung von Kultur für die Nachhaltigkeit bemüht<sup>34</sup>.

Auf internationaler Ebene war die UNESCO-Konferenz zu Kultur und

Entwicklung in Stockholm (1998) ein wichtiger Schritt zur Verbindung von Nachhaltigkeit und Kultur. In ihrem Aktionsplan *The Power of Culture* (UNESCO 1998) erkennt die UNESCO als erstes Prinzip die wechselseitige Abhängigkeit von „nachhaltiger Entwicklung und kultureller Entfaltung“ an. Die Weltkommission Kultur und Entwicklung hatte schon 1995 in ihrem Bericht *Our Creative Diversity* (UNESCO 1996) auf die Bedeutung, Möglichkeiten und Grenzen der Kultur für eine globale Entwicklung verwiesen und räumte damit der „kulturellen Dimension der Nachhaltigkeit“ einen wichtigen Platz ein (vgl. Kurt/Wagner 2002b: 259). In diesem so genannten Pérez de Cuéllar-Bericht hatte die UNESCO ausdrücklich nachhaltige Entwicklung als Grundlage für die Erhaltung und globale Förderung kultureller Vielfalt anerkannt und auf den Zusammenhang zwischen Kultur und Umweltwahrnehmung hingewiesen<sup>35</sup>. Dies wurde durch *The Power of Culture* nochmals verstärkt. Bis zum Johannesburg-Gipfel 2002 hatten sich eine Vielzahl an Initiativen gebildet, die sich mit den Wechselwirkungen zwischen natur- und sozialwissenschaftlich fundierten Strategien einerseits und kulturell-ästhetischer Gestaltungskompetenz andererseits auseinandersetzten und versuchten sie für die Weiterentwicklung der *Agenda 21* zu nutzen (vgl. Griefahn 2002: 62).

Diese wichtige Wertschätzung der kulturellen Dimension greifen jedoch zu wenig um sich, wenn die kulturpolitischen Strategien der UNESCO nicht stärker mit den Programmen der internationalen und nationalen Nachhaltigkeitspolitik verknüpft werden, so Kurt und Wagner (vgl. Kurt/Wagner 2002b: 259). Ebenso gelte es die Einbindung von Kunst und Kultur in die nationale Nachhaltigkeitsstrategie der Bundesregierung tatkräftig umzusetzen. Der 2001 von der Bundesregierung einberufene

Rat für Nachhaltige Entwicklung (RNE) war zwar für die Verbreitung des Leitbildes generell ein wichtiger Schritt, doch war keiner der damaligen Mitglieder ein/e VertreterIn aus dem Kunst- oder Kulturbereich (vgl. Kurt/ Wagner 2002a: 17). Um so wichtiger erschien deshalb die Kooperation des RNE mit dem Institut für Kulturpolitik der KuPoGe ab 2001. Als Ergebnis des gemeinsamen Workshops „Kultur der Nachhaltigkeit“ spricht die Bundesregierung in ihrem Papier *Perspektiven für Deutschland. Unsere Strategie für eine nachhaltige Entwicklung* (Bundesregierung 2002) der kulturellen Dimension eine bedeutende Rolle zu. So heißt es hier, dass nachhaltige Entwicklung eine Gestaltungsaufgabe sei, „die auf der Grundlage von Werten, gesellschaftlichen Leitbildern und insgesamt unserer kulturellen Tradition die kreativen Potenziale unserer Gesellschaft herausfordert“ (Bundesregierung 2002: 21). Es gehe darum, nicht einfach Trends aus der Vergangenheit fortzuschreiben, sondern neue Wege zu finden und Visionen zu entwickeln, was wiederum eine Kernkompetenz von Kunst und Kultur darstelle (vgl. ebd.). Nachhaltigkeit ist faktisch fester Bestandteil der Politik der Bundesregierung geworden, so wird seitdem ersten Bericht 2002 die Nachhaltigkeitsstrategie in Fortschrittsberichten überprüft (Bundesregierung 2004, 2008). Während jedoch in dem ersten Papier 2002 bei der Definition des Leitbildes noch ein kurzes aber eigenes Unterkapitel „Kultur und Nachhaltigkeit“ zukommt, findet sich in den Fortschrittsberichten 2004 und 2008 keine Erwähnung der kulturellen Bedeutung für eine Nachhaltigkeitsstrategie mehr<sup>36</sup>. Diese unbefriedigende Umsetzung der 2002 anerkannten wichtigen kulturellen Dimension für das Nachhaltigkeitsleitbild gilt es weiterhin zu konkretisieren und im kulturpolitischen Handeln aufzugreifen. Die Nachhaltigkeits- und Kulturpolitik der Bundesrepublik bedürfe einer viel

stärkeren Verknüpfung dieser beiden Bereiche, welche durch transdisziplinäre, integrative Kooperationsprozesse ermöglicht werden könnte, meinen dazu Kurt und Wagner (vgl. Kurt/ Wagner 2002b: 261). Sie betonen, dass es vor allen Dingen darum gehe, geeignete Rahmenbedingungen oder Strukturen zu schaffen, die eine transdisziplinäre Kommunikation und Kooperation unterstützen. Denn das Fehlen dieser Strukturen sei wahrscheinlich die größte Barriere für eine ergiebige Wechselwirkung zwischen Kultur und Nachhaltigkeit (vgl. ebd.: 247). Klare Forderung der AutorInnen ist deshalb ein stärkeres Engagement der Nachhaltigkeits- und Kulturpolitik im Hinblick darauf, Nachhaltigkeitspolitik nicht auf Umweltschutz zu verengen (siehe auch Griefahn 2002).

Nachhaltige Entwicklung als einen tiefgreifenden Transformationsprozess zu sehen ist Kern der kulturellen Perspektive. Die nun nicht mehr all zu junge Debatte um die kulturelle Dimension des Nachhaltigkeitsleitbildes trägt wesentlich zur Bewusstseinsbildung bei und rückt die nötige Veränderung von Denkmustern, Werten und Lebensstilen stärker ins Blickfeld (vgl. Grober 2002a). Kultur ist eben nicht als „Werkzeug für die Umsetzung von Agenda 21-Prozessen“ zu verstehen, „sondern vielmehr als eine Rückbesinnung auf unsere Lebensgrundlagen“ (Griefahn 2002: 63).

### *Kultur als „vierte Dimension“ des Nachhaltigkeitsleitbildes?*

Der Nachhaltigkeitsdiskurs zeichnet sich immer noch dadurch aus, dass einzelne Fragestellungen und Problemfelder getrennt voneinander betrachtet werden. Die Betonung der kulturellen Dimension soll dem Rechnung tragen und verdeutlichen, dass es sich beim Leitbild der Nachhaltigkeit um einen ganzheitlichen Denkansatz handeln sollte. Nun

bleibt die Frage offen, ob Kultur als „vierte Säule“ oder „vierte Dimension“ des Leitbildes zu sehen ist, und wie viel Sinn dies überhaupt macht (vgl. Wehrspau/ Schoemps 2002: 50). Schenkel bilanziert, dass es keine „vierte Säule“ gibt, Kultur sei Teil einer jeden Säule und liege damit quer zu ihnen, quasi in einer verbindenden Funktion (vgl. Schenkel 2002: 38). Wehrspau und Schoemps zeichnen ein ähnliches Bild und sprechen sich gegen eine „vierte Säule“ aus, vor allem da dieses Bild suggeriere, dass jede Säule für sich stehen könne. Ein Nachhaltigkeits-Dreieck dagegen unterstreiche die wechselseitige Abhängigkeit der verschiedenen Dimensionen und verdeutliche den „kulturellen Rahmen“, durch den die einzelnen Diskurse „als bestimmte Aspekte eines inneren und systemischen Zusammenhanges erkennbar“ wären (vgl. Wehrspau/ Schoemps 2002: 47). Kurt und Wehrspau beschreiben Kultur eher als eine Art „Schwerpunkt“, oder – um im Bild des Dreiecks zu bleiben – als eine Art „energetischen Fokus“ des Nachhaltigkeitsdreiecks: „Metaphorisch zu denken als der Punkt, durch den die einzelnen Dimensionen (Eckpunkte) des konzeptionellen Dreiecks aufeinander rückstrahlen“ (Kurt/ Wehrspau 2001: 21), weil Kultur in der Lage sei die „relativen Gewichtungen“ der verschiedenen Dimensionen auszutarieren. Diese Metaphern machen deutlich, dass Kultur eine generelle Integrationsfunktion im Hinblick auf die Leitbildvermittlung zugeschrieben werden könnte:

„Insofern würde die Kultur der Nachhaltigkeit vor allem in der steten Arbeit daran bestehen, das Leitbild der Nachhaltigen Entwicklung in alle gesellschaftlichen und kulturellen Handlungssysteme zu integrieren. Denn erst wenn in allen sozialen Funktionssystemen, also zum Beispiel in Wirtschaft, Wissenschaft, Technik, Recht, Politik, Kunst, Publizistik, Unterhaltungsindustrie, der Bezug auf die und die Orientierung an der Nachhaltigkeit zur Selbstverständlichkeit geworden sind, wird das Nachhaltigkeitsleitbild auch in der Alltagskommunikation und im Alltagsverhalten zu einem echten Bezugspunkt der Orientierungen werden können.“ (Wehrspaun/ Schoemps 2002: 50)

Kultur als „Schnittstelle“ (Jüdes 2000) fördert die Reflexion über das eigene Handeln, und macht deutlich, dass es zunehmend auf das individuelle Handeln ankommt. Der Einzelne muss schließlich tägliche Entscheidungen treffen, die sich auf die Entwicklung der Gesellschaft auswirken. Kultur spiegelt wider welche Handlungsoptionen es gibt und an welchen Werten und Kriterien sich jede/r orientieren kann (vgl. Schenkel 2002: 41).

Der nur zögerlich und marginal erscheinende Status der Debatte um Nachhaltigkeit und Kultur mag zum einen schlicht an der Dominanz der anderen Säulen liegen, zum anderen wird immer wieder auf das Kulturverständnis verwiesen, welches die Diskussion auf grundverschiedene Ebenen bringen kann und damit zusätzlich die Auseinandersetzung erschwert. „Kultur“ ist ein nicht minder problematisches Konzept wie Nachhaltigkeit und bedarf bei dessen Gebrauch einer Erklärung, was darunter verstanden werden soll.

### 2.1.1 Zum Kulturbegriff

Kultur ist ein vieldeutiger und umstrittener Begriff. Genau wie der Begriff der Nachhaltigkeit zeichnet er sich durch seine Unschärfe und

Komplexität aus. Der alltagssprachliche Kulturbegriff bezieht sich meist auf den Bereich Kulturproduktion und -konsumtion und damit auf Kultur in einem engeren Sinne. Zwar gehören zu diesem Bereich neben Kunst, Literatur und Musik auch die unterschiedlichsten Formen der Alltagskultur („popular culture“), oder sogar Werbung und Massenmedien. Doch beschreibt Kultur in diesem eher ästhetischen und künstlerischen Verständnis symbolische Praxen und kreative Tätigkeiten aus dem Alltagsleben, oder meint ganz eng gefasst, die schönen Künste und humanistische Bildung, und damit einen gesellschaftlich Teilbereich oder sogar eine Sphäre, die abgesondert und über der Lebenswelt zu betrachten ist (vgl. Kurt/ Wagner 2002b: 252).

Diese Auffassung von Kultur ist für den Nachhaltigkeitsdiskurs jedoch zu eng. Ein kulturell fundierter Nachhaltigkeitsdiskurs bezieht sich daher auf einen anthropologischen, semiotischen, soziologischen Kulturbegriff (vgl. Brocchi 2007: 115), demzufolge Kultur „als der von Menschen erzeugte Gesamtkomplex von Vorstellungen, Denkformen, Empfindungsweisen, Werten und Bedeutungen aufgefaßt [wird, LG], der sich in Symbolsystemen materialisiert“ (Nünning/ Nünning 2003: 6). Kultur in diesem weiteren Sinne meint damit auch Religion, Werte, Sprache, Traditionen – alles, was Menschen aus sich und ihrer Welt machen, was sie dabei denken und sprechen. Sie ist aus diesem Verständnis als ein semiotisches und normatives System zu verstehen, das Menschen brauchen um mit Komplexität umzugehen, denn durch Codes, Werte und Normen werden Informationen und Handlungsmöglichkeiten selektiert (vgl. Brocchi 2008: 26). Dieses weitere Kulturverständnis kann im Gegensatz zu einem enger gefassten die integrative Wirkung der Kultur für das Leitbild

widerspiegeln und die existenzielle Bedeutung der „kulturellen Vielfalt“ für nachhaltige Entwicklung ausdrücken (vgl. Brocchi 2007: 115).

Kultur verstanden als „Art wie wir Leben“ (Krainer/ Trattnigg 2007a: 10), oder als „Bauplan der Gesellschaft“ (Brocchi 2007a: 3) macht deutlich, dass es um mehr geht, als um „Hochkultur“, und dass Verhaltensweisen *kulturell* geprägt sind. Wenn die Durchsetzung der Nachhaltigkeit Veränderung nötig macht, gilt es also die kulturelle Prägung offen zu legen und anzupassen, damit Veränderungen überhaupt möglich sind. Gesellschaftliche und kulturelle Prozesse beeinflussen sich, so schafft der Mensch die Kultur die ihn prägt selbst, und auch die Gesellschaft, die den Menschen beeinflusst, ist von ihm selbst geformt (vgl. Brocchi 2007: 115). Die wichtige Erkenntnis daraus ist, dass der Mensch Einfluss auf die gesellschaftliche Entwicklung hat aber auch die Verantwortung, diese zu beeinflussen. Kultur stellt demnach eine *Gestaltungsaufgabe* dar, und diese Erkenntnis kann einen substantiellen Beitrag zur laufenden Nachhaltigkeitsdebatte leisten (vgl. Krainer/ Trattnigg 2007a: 10).

Der enger gefasste Kulturbegriff findet sich trotzdem im Diskurs wieder, da es gemäß *Tutzinger Manifest* auch darum geht zu erörtern, was Kunst und zeitgenössische ästhetische Praktiken zur Stärkung einer nachhaltigen Entwicklung beitragen können (siehe dazu Kurt/ Wagner 2002)<sup>37</sup>. Während es hier jedoch speziell um eine kulturell-ästhetische oder geistig-schöpferische Dimension geht, stellen sich aus der Perspektive eines weitgefassten anthropologischen Kulturverständnis grundlegende die Gesellschaft betreffende Fragen, zum Beispiel nach den Grundlagen einer zukunftsfähigen Moderne, nach dem Welt- und Menschenbild, sowie ethischen oder religiösen Prinzipien, die dem neu zu entwickelnden Entwicklungsverständnis Substanz und

Zielorientierung verleihen könnten (vgl. Kurt/ Wagner 2002a: 14). Die vorliegende Arbeit legt den Fokus nicht auf die Frage, wie eine kulturell-künstlerische Praxis nachhaltige Entwicklung beeinflussen kann (siehe dazu Kurt/ Wagner 2002, Jerman 2001, Kagan/ Kirchberg 2008), sondern auf ein Kulturverständnis, das gesellschaftliches Verhalten und Wertesysteme in Frage stellt.

Es gilt besonders zu betonen, dass Kultur hier nicht als Gegensatz von Natur gesehen wird. In der Moderne beginnt Kultur zumeist dort, wo Natur endet und so beziehen sich heute vorherrschende Kulturbegriffe meist auf dieses bipolare Weltbild, auf die Definition von Kultur als Gegenpol von Natur (vgl. Ort 2003: 19). Für die naturwissenschaftlich-technische Zivilisation hat sich dieser Kulturbegriff, der das menschliche Selbstverständnis auf die kategorische Abgrenzung von der Natur gründet, als sehr funktional erwiesen, doch wie „aber lässt sich von einem solchen Ausgangspunkt aus der Chancenreichtum von Nachhaltigkeit denken?“ (Kurt/ Wehrspau 2001: 18). Ein zukunftsfähiger Begriff der Kultur darf zwar einen Gegensatz von Natur und Kultur nicht leugnen, muss jedoch die natürlichen Grundlagen der Menschheit mitdenken, also um eine Dimension des Natürlichen erweitert werden (vgl. ebd.: 19). Kultur mag etwas „nicht-natürliches“ sein, doch ist sie vom Menschen geschaffen, der wiederum Teil der Natur ist und damit ist Kultur „zumindest im Prozeß ihrer Entstehung, eindeutig Teil des Naturgeschehens“ (Glaeser 1992: 197). Um genau diese Herausforderung, die Überwindung des dualistischen Mensch/ Kultur-Natur-Verhältnisses, wird es auch im folgenden Abschnitt gehen, wenn es gilt die dominanten Paradigmen, die möglicherweise das gesellschaftlichen Umdenken in Richtung Nachhaltigkeit hemmen, zu hinterfragen.

## 2.2 Dominante Paradigmen hinterfragen

Anders als noch vor zehn Jahren, als Bewegung in die Diskussion um Kultur als „der verdrängte Schwerpunkt des Nachhaltigkeits-Leitbildes“ (Kurt/ Wehrspaun 2001) kam, ist Nachhaltigkeit heute „in“. „Das Leitbild der nachhaltigen Entwicklung hat sich in den letzten Jahren immer mehr zum Kernelement eines modernen Handelns entwickelt“ (BMBF 2008: 225) heißt es im Bundesbericht Forschung und Innovation. Nachhaltigkeit soll die Lebensbedingungen auf der Erde und die Gestaltungsfähigkeit des Menschen langfristig sicher stellen. Angesichts der globalen Probleme spiegelt der Nachhaltigkeitsdiskurs Einigkeit darüber, dass es in eine neue, andere, bessere Richtung gehen soll. Weil die Bekanntheitswerte niedrig sind, heißt es, der *Begriff* sei nicht so gut zu popularisieren, oder das *Konzept* sei zu abstrakt und deshalb verbreite sich diese Idee nicht. Selten wird jedoch die Frage gestellt, was *den Prozess des Umdenkens* in Richtung Nachhaltigkeit fördert oder hemmt. Zwar bleibt es nach wie vor wichtig Popularisierungsstrategien zu entwerfen und zu versuchen zu einer größeren Akzeptanz von Nachhaltigkeitspolitik in der Bevölkerung beizutragen. Doch werfen die vorangegangenen Überlegungen bestimmte Fragen auf, die weit hinter solche Kommunikationsprobleme greifen:

„Wir leben in der Gesellschaft der Innovation und des ‚flexiblen Menschen‘: Was macht sie so schwerfällig vor der drohenden globalen Krise? Auch eine Wissens- und Informationsgesellschaft wie unsere kann katastrophale Entscheidungen treffen: Wir wollen weiter wachsen, obwohl wir wissen, wohin das führt. Wie können wir das erklären?“ (Brocchi 2009: 43)

Warum fällt es den westlichen Gesellschaften – trotz des vorhandenen Wissens – so schwer, sich auf veränderte Realitäten einzustellen?

Über Nachhaltigkeit wird gesprochen, wenn sie bedroht ist – das Konzept ist ein „Kind der Krise“ (Grober 2002). Es ist auch das Zeichen für die Entstehung des Bewusstseins darüber, dass der Planet auf dem wir leben bewahrt und erhalten werden muss (vgl. ebd.: 127). Warum setzt sich dieses Bewusstsein aber nicht durch? Aus der kulturellen Perspektive wird deutlich, dass es nicht an technologischen Lösungen oder finanziellen Mitteln fehlt, sondern an der Durchsetzung dieses „neuen“ Bewusstseins. Das gängige Wissen und die bisherigen Ansätze der Nachhaltigkeit scheinen nicht auszureichen, um die vielfältigen krisenhaften Entwicklungen aufzuhalten. Es braucht neue Ansätze und Denkmuster. Die kulturelle Argumentation verweist darauf, dass sich hinter Nachhaltigkeit mehr als ökologische oder technische Programme als Auswege aus der Umweltkrise verbergen, kulturelle Nachhaltigkeit kann auch als eine Art neue Weltsicht verstanden werden. Doch was ist die bisherige oder momentan dominante Weltsicht?

Häufig wird bei Differenzen, die sich hinsichtlich Nachhaltigkeit und ihrer Definition ergeben, auf die unterschiedlichen Interesselagen der AkteurInnen verwiesen, unterschiedliche Betonungen einzelner Aspekte führen eben zu unterschiedlichen Interpretationen. Doch hier liegt womöglich mehr als ein Kommunikationsproblem verborgen. Verschiedene Deutungen des Leitbildes, oder auch die Abwehr dagegen, können auch das Ergebnis grundlegend verschiedener Weltbilder oder Paradigmen sein. So schlägt Beckmann vor anstatt über Kommunikationsprobleme zu debattieren, darüber nachzudenken, ob sich nicht widerstreitende Weltbilder im Nachhaltigkeitsdiskurs verbergen, d.h. Grundstrukturen, die nicht kompatibel sind und deshalb die Debatte lähmen (vgl. Beckmann 2000). Sie plädiert für eine

theoretische Perspektive, in der Paradigmen<sup>38</sup> als übergeordnete, kulturelle Kontexte eine zentrale Rolle spielen, innerhalb derer unterschiedliche Denkweisen als Rationalitäten zum Ausdruck kommen (vgl. ebd.: 60). Beckmann betont, dass diese geteilte Sicht auf die Dinge auch zur Rechtfertigung sozialer und politischer Handlungen gesellschaftlicher Gruppen eingesetzt und so zu einer Ideologie umfunktioniert werde (vgl. ebd.: 61). Für sie steht die herrschende Ideologie der Moderne dabei im Widerspruch zum (kulturellen) Nachhaltigkeitsleitbild und sei damit mit Schuld an der aktuellen „Mitweltkrise“, an der nicht-nachhaltigen Entwicklung der Moderne. Im vorherrschenden Paradigma werden Ziele so entwickelt und gerechtfertigt, dass konventionelle Prioritäten wie Wirtschaftswachstum oder technologischer Fortschritt als gegeben angesehen werden, und somit nur Ziele formuliert werden, die widerspruchsfrei zum Status quo sind – der Status quo wird nicht hinterfragt, sondern im Gegenteil immerzu bestätigt und aufs Neue legitimiert (vgl. ebd.). Aus dieser These wird deutlich, warum die Umweltkrise nicht nur als Krise ökologischer Symptome wie Verschmutzung oder Ressourcenschwund, sondern auch als *Krise des vorherrschenden Paradigmas* gesehen werden kann. Die Bekämpfung der Symptome ist und bleibt ein wichtiger Schritt um die Umweltkrise einzudämmen. Doch unterstreicht dieser Gedankengang, dass es eine Fehleinschätzung wäre zu meinen, die Beseitigung der Umweltschäden beseitige auch die Krise selbst. So lange die Ursachen der Krise, „nämlich die Auswirkungen von Institutionen samt ihrer normativen Basis auf das Mensch-Natur-Verhältnis“ (ebd.: 62) nicht hinterfragt werden, wird sich Nachhaltigkeit nicht verwirklichen lassen.

Ein wesentliches Element des dominanten Paradigmas ist laut

Beckmann der Glaube an den technologischen Fortschritt. Die wissenschaftlichen und technischen Errungenschaften seit der Aufklärung haben die materiellen Lebensbedingungen der Menschen tatsächlich umfassend und unwiederbringlich beeinflusst und zum positiven verändert. Die unbestrittenen Erfolge des technologischen Fortschritts gerade in materieller Hinsicht haben jedoch dazu geführt, dass Auswirkungen von Technologie heute allenfalls unvollständig hinterfragt werden. „Generell herrscht die Überzeugung vor, daß jedes Problem durch technologische Verbesserungen gelöst werden kann – eine Weltsicht, die als ‚technofix‘ bezeichnet worden ist“ (Beckmann 2000: 67). Es scheint paradox, dass technischer Fortschritt, der an aktuellen Entwicklungen, eben auch den krisenhaften, beteiligt und mitverantwortlich ist, nun zu deren Lösung beitragen soll. Und so werden die Grenzen des industriellen Zivilisationsmodells zunehmend sichtbar, und bisher erfolgreich externalisierte soziale und ökologische Kosten seiner Verbreitung bis in den letzten Winkel der Welt schlagen auf die westlichen Gesellschaften selbst zurück (vgl. Sachs 1997). Das Leitbild der Nachhaltigkeit, wie es durch den Brundtland-Bericht definiert wurde, versucht diese neue Erfahrungslage zu reflektieren, „ohne allerdings mit den Versprechungen der Moderne, den Hoffnungen auf eine durch technische, wirtschaftliche und soziale Entwicklung mögliche Verbesserung der Lebensverhältnisse für alle Menschen zu brechen“ (Brand 1997a: 14). Zwar wird einhellig über ein neues Entwicklungsverständnis und gesellschaftliche Selbstbegrenzung der Naturnutzung in Hinblick auf künftige Generationen und gerechte globale Entwicklungschancen diskutiert, doch weicht die Diskussion nicht vom Fortschrittsglauben und einer gewissen Wachstumsideologie ab. Widersprüche treten schon in den

offiziellen Dokumenten relativ offen zutage, werden hier zum einen ein (umweltverträgliches) Wirtschaftswachstum und freier Welthandel gefordert, zum anderen eine Veränderung des westlichen Lebensstils und die Erhöhung lokaler Entwicklungschancen (vgl. ebd.: 15). Und so heißt es im Brundtland-Bericht: „Was wir heute brauchen, ist ein wirtschaftlicher Aufschwung – ein Wachstum, das kraftvoll und gleichzeitig dauerhaft ist im Hinblick auf Gesellschaft und Umwelt“ (Hauff 1987: XXII). Diese Auffassung spiegelt sich auch heute noch im *Bundesbericht Forschung und Innovation* wider: „Die Umsetzung des Nachhaltigkeitsprinzips und die Stärkung der Wettbewerbsfähigkeit ergänzen sich. Umwelt- und gesellschaftsverträgliche Konzepte und Technologien haben in Deutschland eine Tradition, die Arbeitsplätze sichert, Standards setzt und den Export stärkt“ (BMBF 2008: 222f.).

### 2.2.1 Wachstum und Nachhaltigkeit?

Seit den *Grenzen des Wachstums* (Meadows et al. 1990) waren die Debatten durch die Annahme geprägt, dass industrielle Ökonomie und ökologische Nachhaltigkeit nicht vereinbar sind. Der Brundtland-Bericht als *der* paradigmatische Text des Diskurses um nachhaltige Entwicklung verwirft diese Annahme und revidiert damit den Widerspruch von Nachhaltigkeit und Wachstum (vgl. Dingler 2003: 221)<sup>39</sup>. Dabei stellt die Frage nach Rolle und Bedeutung des wirtschaftlichen Wachstums nach wie vor eine grundlegende Kontroverse im Nachhaltigkeitsdiskurs dar. In der öffentlichen Debatte konkurrieren grundverschiedene Deutungen von nachhaltiger Entwicklung und so kommt es, dass wirtschaftliches Wachstum sowohl als *Lösung* als auch als zugrundeliegendes *Problem* angeführt wird. Gilt es auf der einen Seite als unverzichtbare Voraussetzung für die

Bekämpfung von Armut, für eine effektive Umweltpolitik etc., wird es auf der anderen Seite als unvereinbar mit dem Leitbild der Nachhaltigkeit angesehen, da gerade die Ideologie des Wachstums als der eigentliche Auslöser ökologischer Schäden und schwindenden Ressourcen gesehen wird. Diese beiden Positionen werden im Folgenden kurz dargestellt.

In weiten Teilen der Wirtschaft herrscht eine Interpretation von Nachhaltigkeit vor, die ein am herkömmlichen Entwicklungsmodell orientiertes Entwicklungsverständnis mit einem Verständnis von Natur verbindet, das diese auf ihre produktive Funktion reduziert, diese also für substituierbar hält (vgl. Brand 1997a: 22). Umweltschutz wird als technische Herausforderung gesehen, deren Kosten jedoch die Wettbewerbsfähigkeit der Wirtschaft nicht angreifen dürfen (vgl. Altvater 1992: 224). Für ÖkonomInnen kommt Nachhaltigkeit einer Wirtschaftsform gleich, der es gelingt den zukünftigen Generationen den gleichen Wohlstand zu erhalten, wie ihn die gegenwärtige Generation hält. Wachstum stellt dabei das wesentliche Mittel zur Erreichung einer nachhaltigen Entwicklung dar. Wie oben angedeutet geht auch der Brundtland-Bericht davon aus, dass Nachhaltigkeit nicht trotz, sondern erst durch Wachstum überhaupt möglich sei (vgl. Hauff 1987: 43f.). In Ansätzen, die dem hegemonialen Nachhaltigkeitsdiskurs kritisch gegenüberstehen wird deshalb betont, dass „nachhaltige Entwicklung“ seitdem Brundtland-Bericht eigentlich gleichbedeutend mit „nachhaltigem Wachstum“ verwendet wird (vgl. Dingler 2003: 224).

Die Hauptargumentation für die „Versöhnung“ von Nachhaltigkeit und Wachstum beruht dabei auf der Annahme, dass Armut ein wesentlicher Grund für die ökologische Krise ist. Der argumentative Dreischritt des Brundtland-Berichts könnte demnach so zusammen gefasst werden:

„Erstens ist Armut die Ursache für ökologische Krisentendenzen, zweitens verhindert Wachstum Armut, weshalb drittens Wachstum die ökologische Krise löst“ (Dingler 2003: 224)<sup>40</sup>. Auf der anderen Seite erkennt der Brundtland-Bericht die Grenzen des Wachstums zwar an, bezieht diese Grenzen jedoch weniger auf Ressourcen, als auf die menschliche Entwicklung und gesellschaftliche Organisationsformen. Im Gegensatz zur Grundannahme der Grenzen des Wachstums sieht der Brundtland-Bericht die Gesellschaft als beschränkende Variable:

„Zwar schließt ein solches Konzept eines dauerhaften Wachstums [sic!] Grenzen ein – doch sind dies keine absoluten Grenzen. Es sind vielmehr lediglich technologische und gesellschaftliche Grenzen, die uns durch die Endlichkeit der Ressourcen und die begrenzte Fähigkeit der Biosphäre zum Verkräften menschlicher Einflussnahme gezogen sind. Technologische und gesellschaftliche Entwicklungen aber sind beherrschbar und können auf einen Stand gebracht werden, der eine neue Ära wirtschaftlichen Wachstums ermöglicht.“ (Hauff 1987: 10)

Grenzen können also durch Fortschritt und Technik immer weiter ausgedehnt werden, dies ist die Grundannahme eines der wichtigsten Bezugspunkte der Nachhaltigkeitsdebatte und damit prägend für das dominante Paradigma. Die Grenzen des Wachstums wurden so umgedeutet, dass die Prämisse des Wachstums selbst dann noch beibehalten werden kann, wenn das ökonomische Wachstum selbst als zentrale Ursache der ökologischen Krise in Betracht gezogen wird (vgl. Dingler 2003: 226). Darüber hinaus wird nicht das ökonomische Wachstum, sondern die *mangelnde Effizienz* in der Produktion und verschwenderischer Konsum als Ursache der Übernutzung der Natur angesehen. Aus dieser Ursachenanalyse ergeben sich dementsprechende Lösungsstrategien zur Behebung der ökologischen Krise, ohne vom Wachstumsimperativ abzuweichen<sup>41</sup>.

Während *Wachstum* relativ unproblematisch durch *Armut* als Ursache für die ökologische Krise gerechtfertigt werden kann, müssen *Wirtschaftsprozesse*, die zu einer Übernutzung der Natur führen jedoch anders verteidigt werden. Nur die These, dass die Grenzen relativ sind, es also nicht um die „Grenzen des Wachstums“, sondern ein „Wachstum der Grenzen“ gehe, stützt den Wachstumsimperativ und begründet, warum die ökonomische Dynamik nicht *prinzipiell* zur ökologischen Krise führt (vgl. ebd.: 236). Aus dieser Perspektive wird die Ursache der ökologischen Krise letztlich in einer mangelnden Modernisierung gesehen und kann durch eine ökologische Verbesserung der bestehenden Wirtschaftsstrukturen bearbeitet werden. Trotz der Einsicht, dass die Natur als Ressource endlich ist und dass durch Menschen verursachte Prozesse zu ökologischen Problemen führen können, die das westliche Wohlstandsmodell fundamental bedrohen, wird weiter an den Ideen des Fortschritts, des Wachstums, des Wohlstands und der Modernisierung festgehalten. Die Naturkrise wird einfach als Effizienz- oder Technologiekrise umgedeutet (vgl. Sachs 1997: 102f.).

Während also große Teile des Nachhaltigkeitsdiskurses vom Glauben dominiert werden Wirtschaftswachstum sei Teil der Lösung, gibt es andererseits auch eine breite Debatte über die Unvereinbarkeit von Nachhaltigkeit und Wachstum. So heißt es „Die Hauptschwäche des offiziellen Diskurses über nachhaltige Entwicklung liegt ohne Frage darin, dass er sich eine Zukunft außerhalb des Wachstumsparadigmas schlechterdings nicht vorstellen kann“ (Harribey 2004). Die Wachstumsorientierung sei ein für die Ökologie verheerendes Paradigma, welches aus dem Versäumnis der ökonomischen Theorie entstehe, ökologische Prozesse in Erklärungs- und Handlungsmuster

einzu beziehen (vgl. Schäfer/ Schön 2000: 28). Wachstumsideologen seien blind für die Ökologie und ignorieren jegliche Beziehungen zwischen Mensch und Natur, so dass wirtschaftliches Handeln in einem abstrakten Raum außerhalb der Biosphäre statt finde (vgl. Harribey 2004). Da die These der Vereinbarkeit von Nachhaltigkeit und Wachstum auf der Annahme beruht, es gäbe keine absoluten Grenzen der Naturnutzung, versuchen Kritikansätze vor allem diese These zu widerlegen. Dazu wird auf die bestehende Übernutzung verwiesen oder versucht prinzipielle Grenzen des Wachstums aufzuzeigen. Hauptsächlich geht es darum den Widerspruch zwischen einem ökonomischen Wachstumsimperativ und der Begrenztheit ökologischer Systeme aufzuzeigen, also eine grundlegende Unmöglichkeit von unendlichem Wachstum nachzuweisen (vgl. Dingler 2003: 259).

Die These der „Grenzen des Wachstums“ stellen damit nach wie vor ein wesentliches Argument gegen den ökonomisch fundierten Nachhaltigkeitsdiskurs dar. Der Bericht an den Club of Rome (Meadows et al. 1990) verbreitete diese Auffassung früh und stellte damit vielfach die Diskussionsgrundlage für diese Argumentation dar. Hier wird daran festgehalten, dass etwas, was Ursache der Krise ist, nicht Teil der Lösung sein kann. Wachstum wird als wesentliche Ursache für die Übernutzung der Natur angesehen, da ökonomisches Wachstum stets mit steigendem materiellen Bedarf (vermehrtem Rohstoffverbrauch) einher gehe<sup>42</sup>. Selbst bei höherer Effizienz erhöhe Wachstum den Verbrauch von Ressourcen, weil es auf der Zunahme der Quantität monetären Werts beruhe (vgl. Dingler 2003: 264ff.). Daraus folgt schließlich, dass jede gesellschaftliche Organisationsform, die auf Wachstum beruht, unweigerlich an Grenzen des Wachstums stoßen wird, da die Erde grundsätzlich materielle Grenzen besitzt (vgl.

Altwater 1992: 17ff.; Daly 1977: 47). Die nicht zu umgehende Begrenztheit der Natur schlieÙe unendliches Wachstum im Grunde genommen aus: „At some point, absolute scarcity makes growth impossible“ (Daly 1977: 43).

Beckmann führt im Hinblick darauf an, dass Wirtschaftswachstum als Bestandteil des dominanten Paradigmas per se sein eigenes Fundament untergrabe und dass schon Schumpeter prognostiziert habe, der Kapitalismus trage den Samen für seinen eigenen Ruin in sich (vgl. Beckmann 2000: 63)<sup>43</sup>. Die gegenwärtige Umweltkrise sei deshalb vielleicht nichts anderes als der Ausdruck für diesen Selbsterstörungsprozess, schlussfolgert sie (vgl. ebd.). Wie Beckmann auch bemerkt, haben ironischerweise sowohl John Locke als auch John Stuart Mill, Adam Smith und John Maynard Keynes schon darauf hingewiesen, dass die Voraussetzungen für ihre Theorien eines Tages nicht mehr gegeben sein werden (vgl. ebd.: 64). Im Kontext des politischen Liberalismus von damals herrschte zwar der Eindruck die Ressourcen seien unbegrenzt und Wirtschaftswachstum könne für immer uneingeschränkt erfolgen. Doch bei den steigenden Bevölkerungszahlen von heute und der Erkenntnis, dass eine Erde schon lange nicht mehr ausreicht, um den Energie- und Stoffverbrauch allein der US-BürgerInnen für alle ErdenbürgerInnen zu ermöglichen, können diese Annahmen kaum noch gelten. Die politischen Institutionen einer Wachstumsgesellschaft können der heutigen Lage kaum mehr gerecht werden<sup>44</sup>. Im Rahmen einer ökologischen Ökonomie wird deshalb zum Beispiel über den „Steady State Economics“-Ansatz, der hauptsächlich von Daly vertreten wird, diskutiert<sup>45</sup>. Dieser Ansatz geht davon aus, dass alle ökonomischen Systeme Subsysteme der ökologischen Systeme sind und damit an

deren physischen Zwänge gebunden sind. In *Wirtschaft jenseits von Wachstum* (Daly 1999) erörtert Daly als Gegenentwurf zur „Wachstumsmanie“ des seit Adam Smith propagierten „progressive state“ die Möglichkeit eines stationären Zustands (vgl. Daly 1999: 12) und damit ein alternatives Modell des Wirtschaftens, das auf den Wachstumsimperativ verzichtet. Das ökonomische System wird hier an das ökologische gebunden und somit an die Grenzen des Wachstums und die Tragfähigkeit des Ökosystems rückgekoppelt<sup>46</sup>.

Wie bereits gezeigt herrscht in der ökonomischen Sicht auf nachhaltige Entwicklung die Idee vor, der Mensch sei der Natur überlegen und er könne die Grenzen des Wachstums (wenn es welche gäbe) umgehen. Dieses Paradigma impliziert die Vorstellung, dass der Mensch von der Natur unabhängig sei und eine Trennung von Mensch und Natur besteht. Diese Problematik findet sich auch im soziologischen Paradigma wieder, die deshalb bisher Schwierigkeiten hatte sich mit dem Nachhaltigkeitsleitbild auseinanderzusetzen. Zwar wird der Widerspruch zwischen Wachstum und Nachhaltigkeit heftiger debattiert, doch die „Unfähigkeit“ der Soziologie sich dieser Debatte anzunähern, spielt für die Diskussion insgesamt auch eine wichtige Rolle.

### 2.2.2 Das soziologische Paradigma

Die Soziologie hat sich der Nachhaltigkeitsdebatte, wie auch schon der ökologischen Frage an sich, bisher wenig angenommen (vgl. Brand 1997, 1998; Renn 1996). Mit dem Konzept der nachhaltigen Entwicklung rücken jedoch ökologische Fragestellungen in den gesellschaftlichen Fokus und gewinnen damit eine genuin sozialwissenschaftliche Relevanz, welche über die soziale Akzeptanz-

und Risikoforschung, über die Analyse von Umweltkommunikation oder Umweltprotest weit hinaus gehen (vgl. Brand 1997a: 9). Doch die Thematisierung von Nachhaltigkeit wirft für die Soziologie disziplinimmanente Probleme auf. Zwar kann sie durchaus eine Beobachterperspektive einnehmen und rekonstruieren, wie sich der Diskurs verbreitet und Problemwahrnehmungen, Konfliktfelder, Handlungsräume, institutionelle Routinen oder Alltagspraktiken umstrukturiert; soziologische Analysen können die gesellschaftliche Auseinandersetzung mit dem Leitbild erhöhen und Konfliktebenen oder Handlungsperspektiven aufzeigen (vgl. ebd.: 29). Die Soziologie kann auch eine problembezogene Perspektive einnehmen und mit praktischem Veränderungsinteresse die Ursachen nicht-nachhaltiger Entwicklung bzw. die Bedingungen, Barrieren und Chancen für die Durchsetzung einer nachhaltigen Entwicklung untersuchen (vgl. ebd.). Doch die Auseinandersetzung der Soziologie mit den Bedingungen und Blockaden des Nachhaltigkeitsleitbildes wirft ganz andere Probleme auf, die an die Grenzen der herkömmlichen Fragestellungen und Theoriekonzepte der Sozialwissenschaften geraten: „Sozialwissenschaften im allgemeinen, die Soziologie im speziellen sind auf die theoretische Bearbeitung ökologischer Fragen nicht hinreichend vorbereitet“ (Reusswig 1997: 71).

Zwar liegt es nahe Nachhaltigkeit als *gesellschaftliches* Leitbild auch im Bearbeitungsbereich der Sozialwissenschaften zu verorten, doch durch ihre Abgrenzung zu den Naturwissenschaften (die wohl oft auf Gegenseitigkeit beruht) und dem damit einhergehenden Antinaturalismus ergeben sich grundlegende Hemmnisse. Substanzielle Teile der Nachhaltigkeitsforschung müssen tatsächlich von den Naturwissenschaften übernommen werden, da es sich

unstrittig um deren Domäne handelt, wenn es zum Beispiel um die „für das Verständnis von Reproduktionsfähigkeit oder Verletzlichkeit relevanten kausalen und funktionalen Mechanismen innerhalb der Biophysik“ (Burger 2007: 15) geht. Nachhaltigkeit stellt eben gerade die *Wechselseitigkeit* zwischen gesellschaftlicher Entwicklung einerseits und knappen ökologischen Ressourcen andererseits heraus. Es sind also im Kern ökologische Ressourcen betroffen, der genuine Gegenstandsbereich ist jedoch die Gesellschaft und damit erfordert das Leitbild auch gesellschaftstheoretische Grundlagen, wie Burger betont (vgl. Burger 2007). Die klassische Soziologie als „Wissenschaft des Sozialen“ ist schwer anschlussfähig für naturwissenschaftliche Themen, da sie ihre Identität als akademische Disziplin eben erst aus der Abgrenzung von umwelt-deterministischen Interpretationen sozialer Phänomene gewonnen hat (vgl. Brand 1998a: 13). So unterschiedlich Durkheim oder Weber das „Soziale“ auch bestimmt haben mögen, „gemeinsam war den Gründervätern der Soziologie das professionspolitische Ziel, gesellschaftliche Phänomene als eine Realität eigener Art zu begreifen, die nicht durch ‚außer-soziale‘ Faktoren erklärt werden könne“ (ebd.)<sup>47</sup>.

Mit der erfolgreichen Ausgrenzung naturalistischer Erklärungsperspektiven aus der Soziologie wurden jedoch auch jegliche *Interaktionsdynamiken* zwischen Gesellschaft und Natur verdrängt. Der erkenntnistheoretische Relativismus bezüglich naturwissenschaftlicher Erkenntnisse führt dazu, dass es aus dieser Sicht letztlich keine Umweltdegradation, keinen Klimawandel oder kein Artensterben gibt, weil diese lediglich als gesellschaftliche Konstrukte angesehen werden (vgl. Burger 2007: 27). Dazu schreibt Renn:

„Konstruktivisten gehen davon aus, daß die von Menschen aufgestellten Behauptungen über den Zustand der Welt soziale Konstruktionen sind, die aufgrund sozialer Normen und verinnerlichter Weltbilder im Rahmen eines kulturellen Rahmens konsistent und verbindlich gemacht werden, die aber keinen Anspruch auf Isomorphie, nicht mal auf Homomorphie mit der naturgegebenen Wirklichkeit erheben können.“ (Renn 1996: 39)

Wenn Wissen jedoch bloß soziale Konstruktion ist, gibt es kein glaubwürdiges Fundament für eine Bewertung der Umweltkrise und damit keine Grundlage für eine Nachhaltigkeitstheorie<sup>48</sup>. Burger legt dar, dass die der Nachhaltigkeitsthematik zu Grunde liegende Ausgangssituation das Durkheim'sche Paradigma widerlegt. Um gesellschaftliche Entwicklungen zu deuten und zu erklären, bedürfe es in substantieller Weise natürlicher Begebenheiten als Erklärungsfaktoren, denn es seien biophysische Faktoren, welche die Entwicklung der menschlichen Gesellschaften mit determinierten. „Determinieren“ würde dabei eine Abhängigkeitsbeziehung bezeichnen, da einerseits Handlungen nur in den Rahmenbedingungen der biophysischen Faktoren stattfinden können, diese jedoch auch von den menschlichen Handlungen beeinflusst werden können. Kontrafaktisch bedeutet das: „Wenn diese biophysischen Faktoren nicht bestehen würden, dann wäre die Entwicklung eine andere“ (Burger 2007: 29). Die gesellschaftliche Entwicklung ist also strukturell von ökologischen Ressourcen abhängig und um dies theoretisch zu rahmen kann nicht von einer Autonomie des Sozialen ausgegangen werden, wie dies im sozialwissenschaftlichen Paradigma der Fall ist. Abhängigkeitsbeziehungen können nicht wegdiskutiert werden, nur weil sie nicht in ein Paradigma passen, deshalb muss sich das Paradigma anpassen, wie Burger betont:

„Nur über eine Ankopplung der Gesellschaftstheorie an biophysische Grundlagen kann letztlich das, was Nachhaltigkeit substantiell ausmacht, die Verschränkung von gesellschaftlicher Entwicklung mit der real existierenden Knappheit ökologischer Ressourcen, theoretisch durchdrungen werden.“ (Burger 2007: 29)

Bei aller internen Komplexität und funktionalen Autonomie sind Gesellschaften keine isolierten Einheiten, die abgekoppelt von der Systemdynamik der Erde existieren können – sie sind von ihrer Reproduktionsfähigkeit her auf Bestand und Leistungsfähigkeit natürlicher Systeme angewiesen (vgl. Reusswig 1997: 73). Schon vor mittlerweile 30 Jahren haben die Soziologen Catton und Dunlap (Catton/ Dunlap 1980) ein „New Ecological Paradigm“ für die Sozialwissenschaften gefordert, weil sie die Abhängigkeit des Menschen von der Natur und seine durch sie gegebenen biophysische Grenzen anerkannten. Ihnen war klar, dass das tradierte Selbstverständnis der Soziologie einer Auseinandersetzung mit Umweltfragen im Wege stand. Obwohl es Catton und Dunlap gelang die Umweltsoziologie als anerkannte Subdisziplin der Soziologie zu etablieren<sup>49</sup> und ein Stück weit die (soziologische) Aufmerksamkeit auf die Bedeutung ökologischer Probleme für gesellschaftliches Handeln zu lenken, fiel die Rezeption dieses Ansatzes eher schwach aus. Eine theoretische Reorientierung der Soziologie blieb aus (vgl. Brand 1998a: 15). Der Gedanke Catton und Dunlaps wurde schlicht durch die Dominanz des wachstumsorientierten „Dominant Social Paradigm“ und des klassischen sozialwissenschaftlichen Paradigmas, Soziales aus Sozialem zu erklären, verdrängt, vermutet Burger (vgl. Burger 2007: 14). Entscheidende Anstöße zu einer stärkeren Auseinandersetzung der Soziologie mit der ökologischen Frage lieferten außerdem (im deutschsprachigen Raum) Niklas Luhmanns

*Ökologische Kommunikation* (Luhmann 1986) sowie Ulrich Becks *Risikogesellschaft* (Beck 1986). Brand verweist hier auf die Entwicklung der umweltpolitischen Debatte als Katalysator, die sich seit Ende der 1980er-Jahre durch das Leitbild der Nachhaltigkeit verändert und eine stärkere Verschränkung ökologischer mit sozialen und ökonomischen Problemperspektiven fördert (vgl. Brand 1998a: 12f.). Dadurch habe die ökologische Problematik in mehrfacher Hinsicht an Anschlussfähigkeit für die Soziologie gewonnen, die Frage sei nun nicht mehr *ob* sie überhaupt in die Soziologie integriert werden könne, sondern *wie* dies in den verschiedenen soziologischen Forschungs- und Diskussionssträngen geschehen soll (vgl. ebd.).

So lange sich die Sozialwissenschaften jedoch ausschließlich am klassischen Paradigma orientieren, scheinen sie theoretisch schlecht für die Etablierung einer gesellschaftstheoretischen Rahmung der Nachhaltigkeitswissenschaften gerüstet und können keinen Dialog mit den Naturwissenschaften führen, wie es im Rahmen einer transdisziplinären Zusammenarbeit nötig wäre<sup>50</sup>. Die Grenzen der Soziologie als Einzeldisziplin sind aus dieser Perspektive deutlich. Nachhaltigkeit erfordert eine integrative, systematische Perspektive, durch die eine Verbindung von sozialen Handlungszusammenhängen und ökologischen Wirkungsmechanismen möglich wird (vgl. Reusswig 1997). Einen wichtigen Beitrag zur Rolle der Soziologie, die keineswegs ihr klassisches Postulat aufgeben muss, um sich der Nachhaltigkeitsthematik anzunehmen, stellt deshalb die Untersuchung von Kraemer über die „Soziale Konstitution der Umwelt“ dar (Kraemer 2008). Auch wenn „Weder die vorgefundene noch die anthropogen transformierte Umwelt [...] an sich soziologisch bedeutsam [ist, LG] [...] können hingegen *sozial* vermittelte *Umwelthandlungen* bzw.

Nutzungspraktiken von Umwelt von soziologischer Relevanz sein“ (Kraemer 2008: 107), betont dieser. Kraemer weist nicht von der Hand, dass die Sozialwissenschaften an sich über kein fachwissenschaftliches Instrumentarium verfügen, um „ökologischen Probleme“ als solche überhaupt zu identifizieren, und deshalb auf Erkenntnisse der Naturwissenschaften angewiesen sind. Er sieht den Beitrag der Soziologie in einem interdisziplinären Kontext jedoch darin, die Thematisierung ökologischer Probleme als „ökologische“ Probleme zu hinterfragen und die soziale Problem- und Konfliktstruktur ökologischer Probleme herauszuarbeiten (vgl. ebd.: 144). Die Soziologie sei schließlich die geeignete Disziplin, um in einem interdisziplinären umweltwissenschaftlichen Forschungszusammenhang die sogenannte „ökologische Frage“ als Transformation bzw. Erweiterung der klassischen sozialen Frage zu problematisieren“ (vgl. ebd.: 145).

## 2.3 Nachhaltigkeit als kulturelle Herausforderung

Wie aus der bisherigen Untersuchung hervorgeht, ist das Diskursfeld um das Leitbild der Nachhaltigkeit durch eine Reihe von Konflikten geprägt, die sich aus unterschiedlichen Interessen und Werthaltungen im Umgang mit verschiedenen Problemlagen ergeben. Insbesondere die unterschiedlichen Auffassungen vom Mensch-Natur-Verhältnis sowie von gesellschaftlicher Entwicklung bzw. gesellschaftlichem Fortschritt behindern dabei eine Einheit des Nachhaltigkeitsdiskurses. Denn ein Naturverständnis, welches die Natur lediglich auf ihre produktive Funktion als Ressource reduziert, steht dem Verständnis von Natur gegenüber, in welchem diese als Lebensraum und Gegenstand kultureller Symbolisierung gesehen wird. Und ein

fortschrittsgläubiges „weiter so“ steht der Forderung eines neuen, zivilisatorischen Gesellschaftsmodells gegenüber (vgl. Brand 1997a: 20). Während sich die Position der Naturbeherrschung und des „weiter so“ an der Eigendynamik des Marktes und seiner vermeintlich überlegenen Rationalität orientiert, rückt die andere Position ein „neues Weltbild“ in den Fokus, indem sowohl die natürlichen Grenzen, als auch Prinzipien der Verteilungsgerechtigkeit betont werden. Die folgende Thematisierung einzelner, herausgegriffener Aspekte soll diese Grundkonflikte noch einmal beleuchten und zeigen, wie sich diese „neue Weltsicht“ ausgestaltet und warum eine Diskussion um Nachhaltigkeit als *kulturelle* Herausforderung zu begreifen ist.

#### *Zum Mensch-Natur-Verhältnis*

Nachhaltigkeit wurde im Brundtland-Bericht und später in der *Agenda 21* unter *Exklusion der Natur* definiert. Wie Dingler in seiner Diskursanalyse feststellt, bezieht sich Nachhaltigkeit in den vorherrschenden Ansätzen seitdem Brundtland-Bericht lediglich auf Aspekte innerhalb der menschlichen Gesellschaft und nur sekundär und instrumentell auf die Natur (vgl. Dingler 2003: 249). Aus der Formel des Brundtland-Berichts gehe hervor, dass es primär um die menschliche Bedürfnisbefriedigung geht und weniger um Umweltschutz, betont auch Brand – der Erhalt der Natur diene so gesehen lediglich der Existenzsicherung des Menschen (vgl. Brand 1997a: 13). In der *Agenda 21* wird dieses anthropozentrische Weltbild verstärkt, in dem auch hier der Erhalt der Ressourcen lediglich Mittel zur Bedürfnisbefriedigung darstellt (vgl. BMU 1997: 19, 68ff.).

Seit Beginn der internationalen Nachhaltigkeitsdebatte ist der Begriff anthropozentrisch geprägt, drastisch ausgedrückt steht der Mensch

hier im Mittelpunkt und die Natur dient als Mittel zum Zweck. Durch Effizienzsteigerung, Technologisierung und Modernisierung sozioökonomischer Strukturen soll die Natur rational beherrscht werden, diese wird als durch Wissenschaft und Technik plan- und gestaltbar angesehen, ein Denken, dass sich aus dem naturwissenschaftlichen Weltbild Descartes<sup>51</sup> begründet (vgl. Glaeser 1992: 195; Höhle 1991: 54-55). Wie auch schon in der Diskussion um Wachstum und Nachhaltigkeit zu sehen war, stützen sich die meisten vorgeschlagenen Strategien zur Verwirklichung nachhaltiger Entwicklung deshalb auf Rationalität, Wissenschaft, Technologie und Management und zielen darauf ab, ökologisch nachhaltigen *Fortschritt* zu verwirklichen (vgl. Dingler 2003: 250). Der unerschütterliche Glaube an die Technik lässt den Menschen im Glauben, er könne die Grenzen der Natur bis ins Unendliche ausdehnen, heißt es dazu schon im Bericht an den Club of Rome (vgl. Meadows et al. 1990: 116f.). Im Lichte des ökonomischen Weltbildes erscheint die Natur „als eine Ansammlung von knappen Ressourcen, die einem effizienten Management unterworfen werden müssen“ (Sachs 1994a: 9). Weil Natur nicht mehr als gemeinsames Erbe, sondern eher als „gefährdete Kapitalanlage“ betrachtet werde, ist es in den Augen Sachs' durch die ganze Nachhaltigkeitsdiskussion sogar noch schwerer geworden nicht nur in der Sprache von Ressourcen und Wirtschaftlichkeit, sondern in der Sprache von Ethik und Ästhetik über Natur und Umwelt zu sprechen (vgl. ebd.: 9f.).

Ein zentrales und nicht zu umgehendes Argument der kulturellen Nachhaltigkeit liegt deshalb darin, auf ein grundlegend anderes Mensch-Natur-Verständnis zu bestehen. Die Verwirklichung von Nachhaltigkeit ist eine kulturelle Herausforderung, weil es darum geht

unser Verhalten und unsere Vorstellungen, die höchst kulturell geprägt sind, zu ändern (vgl. Schenkel 2002: 36). Wie Schäfer und Schön erklären, ist unsere Kultur im Wesentlichen ein Produkt der modernen Naturwissenschaften und von einem mechanistischem Weltbild geprägt. Dies zeigt sich schon darin, dass der Kulturbegriff in seiner Geschichte als Gegenbegriff zu Natur verwendet wurde. Es geht nun darum die Natur wieder in den Blickpunkt zu nehmen und als Grundlage unseres Lebens anzuerkennen<sup>52</sup>. Kulturelle Nachhaltigkeit erkennt den Mensch als Teil der Natur und die Natur als Teil des Menschen an<sup>53</sup>: „Der Mensch und die von ihm gestalteten kulturellen Systeme stehen [...] nicht außer- oder oberhalb der natürlichen Ordnung, sondern sind Teilsysteme der natürlichen Ökosysteme und damit abhängiges Glied der natürlichen Ordnung“ (Schäfer/ Schön 2000: 31). Die Denkweise des mechanischen, ökonomischen Weltbildes reduziert die Welt auf messbare Quantitäten und vernachlässigt damit alles, was nicht messbar oder in mathematischen Kategorien erfassbar ist. Und so wurde die *Umwelt*krise Jahrzehnte als *Natur*krise wahrgenommen und behandelt – die gesellschaftlichen und kulturellen Ursachen und Implikationen der Krise ließen sich aus dieser Sicht jedoch nicht erfassen und wurden deshalb einfach außer acht gelassen (vgl. ebd.).

### *Zur Umweltwahrnehmung*

Genauso wie der Nachhaltigkeitsbegriff oder der Begriff der Kultur bei Gebrauch definiert werden sollten, verweist Brocchi bei der Diskussion um nachhaltige Entwicklung auf eine Definition dessen, was unter *Umwelt* zu verstehen sei. Denn der dominante Umweltbegriff beziehe sich auf die ökologische Umwelt, obwohl „Um-Welt“ das sei, „was außerhalb oder neben dem wahrnehmenden Subjekt ist“ (Brocchi

2007: 116). Eine analytische Trennung zwischen Umwelt und Natur ergibt, dass Umwelt die für menschliche Zwecke und nach menschlichen Plänen gestaltete Natur ist, wobei es demnach eine natürliche und eine soziale oder kulturelle Umwelt gibt (vgl. Renn 1996: 31). Die natürliche Umwelt besteht aus den Phänomenen, die auch ohne Handlungen oder Eingriffe des Menschen existieren. Der Mensch nutzt das Natürliche (etwa Rohstoffe), um sich seine Umwelt zu schaffen und selbst zu gestalten. Jede Umwelt ist damit aber auch ein Produkt der Wahrnehmung und somit implizit sozial und kulturell vermittelt (vgl. ebd.). Die Wahrnehmung und Interpretation der Wirklichkeit und deren Kommunikation (über Sprache, Weltbilder usw.) ist Aufgabe der Kultur<sup>54</sup>. Durch eine gemeinsame Kultur können Menschen ihr Verhalten aufeinander abstimmen und sich zu ihrer Umwelt gemeinsam verhalten<sup>55</sup>. Kultur bestimmt also das Mensch-Umwelt-Verhältnis, wie wir Umwelt wahrnehmen und erleben hängt von unserer kulturellen Prägung, von kulturellen Wertemustern ab (vgl. Brocchi 2008: 29).

Die daraus folgende These lautet nach Brocchi: „Wenn die Kultur das Verhältnis zwischen gesellschaftlichem System und Umwelt reguliert, dann ist die heutige Umweltkrise eine kulturelle Krise“ (Brocchi 2007a: 17). Eine zentrale Annahme der kulturellen Nachhaltigkeit ist deshalb, dass die globale Krise das Ergebnis des heute dominanten Entwicklungsmodells und der Werte und Normen des Westens ist. Unter der Prämisse, dass diese Normen und Werte Teil der westlichen Kultur sind, und dass das Entwicklungsmodell Teil dieses „kulturellen Programms“ ist, ist die globale Krise also als Krise der Kultur zu verstehen (vgl. auch Brocchi 2007: 125f.). Aus dieser Perspektive ist das Reden über „Krisen der Natur“ letztlich auch nur ein Indikator für

diese bestehende „Kulturkrise“ (vgl. Glaeser 1992: 203).

Die Wahrnehmung und Bewertung von Umwelt und Umweltveränderungen ist durch das in unserer Kultur vorherrschende Paradigma und den ihm immanenten Rationalitäten geprägt. Ohne dieses Paradigma zu hinterfragen und zu verändern, lässt sich kein Wandel herbeiführen. Es sei deshalb ein Irrtum zu glauben, die ökologische Krise lasse sich durch wirtschaftspolitische Maßnahmen allein bewältigen, schreibt dazu Höfle: „Wenn die ökologische Krise in Weichenstellungen wurzelt, die zu bestimmten Werten und Kategorien geführt haben, dann wird ohne die Korrektur dieser Werte und Kategorien eine durchgreifende Veränderung nicht zu erzielen sein“ (Höfle 1991: 17). So lange das vorherrschende Paradigma also davon bestimmt ist, dass Wachstum der Umwelt nicht schadet und Fortschritt und Technik alle (natürlichen) Grenzen überwinden können, zerstören wir weiterhin unsere Lebensgrundlagen, schlussfolgert Beckmann (vgl. Beckmann 2000: 67). Da die Trennung von Natur und Kultur oder Natur und Mensch aus dieser Sicht zur ökologischen Krise beigetragen hat, besteht der Lösungsansatz folglich daraus, diese Trennung zu beheben. Und wenn kulturelle Verhaltens- und Denkmuster Ursache für die ökologische Krise sind, müssen diese Verhaltens- und Denkmuster aufgedeckt und verändert werden.

#### *Zum Fortschrittsverständnis*

Das „kulturelle Defizit“ der Nachhaltigkeitsdebatte beziehen Kurt und Wehrspaun, wie oben dargestellt wurde, maßgeblich auf die Naturferne des verbreiteten Kulturbegriffs und der darin implizierten Auffassung der technischen Überlegenheit des Menschen über die Natur (vgl. Kurt/ Wehrspaun 2001: 18). Die Nachhaltigkeitsdebatte müsste also nicht

nur im Bezug auf das Mensch-Natur-Verhältnis umlenken, sondern auch wie schon oben beschrieben auf einen anderen Kulturbegriff setzen. In den Worten Kurt und Wehrspauns heißt es: „Nachhaltigkeit heißt das verengte Kulturverständnis des technologischen Zeitalters aus seiner ‚Naturvergessenheit‘ (G. Altner) herauszuführen, was vor allem ein grundlegend neues Verständnis von Fortschritt erfordert“ (ebd.). Ein kulturelles Denkmuster, das es aus kultureller Sicht zu verändern gilt, bezieht sich also auf das Fortschrittsverständnis.

Technischer Fortschritt wurde bis in die 1970er-Jahre mit sozialem Fortschritt gleichgesetzt, deshalb war er breit akzeptiert und politisch gefördert (vor allem in der „Wachstumsgesellschaft“ der 1950er- und 60er-Jahre)<sup>56</sup>. Wie sich durch die Entwicklung der Nachhaltigkeitsdebatte zeigt, wird nach und nach Zweifel an diesem Fortschrittsmodell geäußert. Die Umweltveränderungen nahmen Ausmaße an, die bei der Bevölkerung Unbehagen hervorriefen (ein erster Indikator dafür sind die Reaktionen auf Carsons *Silent Spring*, vgl. Grober 2010: 34) und Zweifel daran schürten, dass die vom Fortschrittsglauben angeleitete und durch Technik und Wissenschaft vorangetriebene Umwandlung der „natürlichen Bedingungen“ ein gutes Ende nehmen würden (vgl. Kurt/ Wehrspaun 2001: 19). Die Skepsis am Fortschritt äußert sich heute zum Beispiel in der Sorge um die neuesten „Errungenschaften“ wie Gentechnik oder Reproduktionstechnologien.

Die Entwicklung der Nachhaltigkeitsdebatte war vom Bewusstsein geprägt, dass der Mensch durch sein Verhalten zur Umwelt doch auf die ein oder andere Weise Einfluss auf die Natur nimmt und diese auch negativ zu verändern vermag (vgl. Wehrspaun/ Wehrspaun 2003: 3). Die Etablierung dieser Debatte verweist zugleich auf das Bewusstsein,

die Zukunft selbst gestalten zu *können* und zu *müssen*, wie sich aus den ersten Worten des Brundtland-Berichts erkennen lässt:

„Mitte des 20. Jahrhunderts gewahrten die Menschen zum ersten Mal den Anblick, den ihr Planet aus dem All bietet [...] Aus dem All erscheint die Erde als keine, zerbrechliche Kugel, geprägt nicht von menschlichem Wirken, sondern von Wolken, Ozeanen, Wäldern und Kontinenten. Die Unfähigkeit der Menschen, ihr Wirken diesen Gegebenheiten unterzuordnen, hat grundlegende Auswirkungen auf globale Wirkungszusammenhänge zur Folge. Viele dieser Auswirkungen gehen Hand in Hand mit lebensbedrohlichen Gefahren. Dieser neuen, unentrinnbaren Wirklichkeit gilt es ins Auge zu sehen, und sie müssen wir in den Griff bekommen.“ (Hauff 1987: 1)

Das Bild des blauen Planeten ist die Ikone unserer Zeit, wie Grober schreibt. Der orbitale Blick habe damals zum ersten Mal in der Geschichte die Wahrnehmung der Erde in ihrer physischen Endlichkeit und ökologischen Begrenzung, in ihrer Ganzheit, Schönheit und Verletzlichkeit ermöglicht, und damit die „holistische Botschaft der Nachhaltigkeit“ geformt (vgl. Grober 2002: 127; Grober 2010: 23-30). Durch das Bild aus dem All wurde die Erkenntnis gewonnen, dass der Mensch Verantwortung für die Welt, dessen Teil er selbst ist, trägt, vor allem auch, weil aus dieser Perspektive jegliche politische oder soziale Grenzen verschwammen. Es wurde die Zusammengehörigkeit und Abhängigkeit der gesamten Menschheit zu- und voneinander deutlich. Durch die Satellitenbilder wurde der Planet jedoch auch aus einer anderen Sicht betrachtet: als offener, durchlässiger Mobilitätsraum, der einer Expansion transnationaler Unternehmen keinen Widerstand entgegengesetzt. Der holistischen Botschaft der Nachhaltigkeit steht seitdem die imperiale Botschaft der Jagd auf knappe Ressourcen entgegen, zwei Weltbilder der Globalisierung, die das 21. Jahrhundert prägen werden, wie Grober schreibt (vgl. Grober 2002: 127). Das

Konzept der kulturellen Nachhaltigkeit will bisherige Werte und Verhaltensweisen in Bezug zum Ressourcenverbrauch zu setzen. Nachhaltige Entwicklung bedeutet eigentlich statt von der Substanz nur von den Zinsen zu leben. Vermeintlich nachhaltige Ansätze wie die „Effizienzstrategie“ entpuppen sich deshalb als Trugschluss, schreibt Brocchi, weil sie immer noch am Mythos des technologischen Fortschritts festhalten. In dieser Denkweise sei eben nicht das Problem, dass Unternehmen Profit schlagen wollen, oder dass Massen von Menschen in ferne Länder fliegen möchten, für die FortschrittsoptimistInnen sei das Problem eine *noch nicht ausreichend optimierte Technologie* um „umweltschonend“ wirtschaften zu können, betont er (vgl. Brocchi 2008: 42). Hier verbirgt sich wieder die Auffassung, die Umweltkrise sei lediglich Ausdruck mangelnder Effizienz, oder fehlender Modernisierung bzw. neuer Technik.

Angesichts der heutigen ökologischen Krise fragt sich Hösle, ob die Idee des Fortschritts überhaupt noch Sinn macht (vgl. Hösle 1991: 16). Und Brocchi bemerkt sarkastisch, dass die westliche Gesellschaft immer noch meine, die Spitze der globalen Entwicklung zu sein, sie ihren Fortschritt dabei jedoch maßlos überschätze, denn zwei Weltkriege, Auschwitz, Hiroshima und Tschernobyl gehörten auch zur westlichen Gesellschaft (vgl. Brocchi 2007a: 10). Es gehe nicht darum jeglichen Fortschritt zu verdammen, doch scheint es berechtigt die heutige Auffassung von Fortschritt zu hinterfragen. Auf die Frage, was die Durchsetzung des Nachhaltigkeitsleitbildes oder nachhaltige Entwicklung hemmt, lässt sich aus dieser Warte sagen, dass die Überzeugung, neoliberale Globalisierung und Nachhaltigkeit nebeneinander realisieren zu können, als ob sie nichts miteinander zu tun hätten, einen erheblichen Teil dazu beiträgt (vgl. Brocchi 2009: 42).

Eine Nachhaltigkeitspolitik, die den Menschen keine neuen Entwicklungsmodelle und Fortschrittsorientierungen vermittelt (oder vermitteln kann), wird kaum Chancen haben sich durchzusetzen, meinen auch Wehrspaun und Wehrspaun (vgl. Wehrspaun/ Wehrspaun 2003: 3). Ihre These ist, dass sich das Leitbild der Nachhaltigkeit nicht durchsetzt, weil es sich nicht in die „herrschenden Codes“ fügt, welche die „Logik“ der öffentlichen Diskussion bestimmen (vgl. Wehrspaun/ Wehrspaun 2002: 40). Diese Codes seien eindeutig von der Orientierung am Fortschritt geprägt, und damit an einer mit dem Leitbild unvereinbaren Auffassung von Mensch und Natur (vgl. ebd.). Unter Nachhaltigkeitsgesichtspunkten müsste sich der Fortschrittsbegriff ebenfalls vom Glauben an die Naturbeherrschung trennen und sich auf die Untrennbarkeit von Mensch und Natur einlassen. Nach Adorno würde Fortschritt bedeuten, sich vom selbigen loszulösen<sup>57</sup>. Er beschreibt das Paradox, dass die Fortschritte der Wissenschaften zwar dem Menschen eine vermeintliche Herrschaft über die Natur ermöglichen würden, der Mensch sich damit aber letztlich selbst zerstöre. Da die Natur sich nie wirklich beherrschen lasse, verliere der Mensch sich bei den Anstrengungen, dies trotzdem zu versuchen, selbst<sup>58</sup> (vgl. Wehrspaun/ Wehrspaun 2002: 41). Für Adorno hätte der „richtige“ Fortschritt im Vergleich zum „falschen“, der einfach nur auf eine Verbesserung der Fähigkeiten und Kenntnisse ziele, das Ziel der „Versöhnung“ zwischen Mensch und Natur (vgl. ebd.: 49). In jeder Kultur gibt es bestimmte Codes, welche sich auf das Verhältnis zwischen dem menschlichen Selbstverständnis und der Natur beziehen. Und so verbindet sich mit dem Begriff der nachhaltigen Entwicklung auch die Hoffnung, zwischen diesen beiden Positionen vermitteln zu können (vgl. ebd.: 41).

Das Leitbild der Nachhaltigkeit ist durchaus als Versuch zu verstehen die Frage des Fortschritts grundsätzlich neu zu beantworten. Die Weltkonferenzen der 1990er-Jahre und schließlich der Johannesburg-Gipfel 2002 waren geprägt davon „neue“ Wege für eine ökologische Umorientierung zu schaffen. Doch wie auch am „gescheiterten“ Klimagipfel von Kopenhagen 2009 zu sehen war, lassen die Umsetzungsversuche zu wünschen übrig. Der Nachhaltigkeitsbegriff vereint zu unterschiedliche Weltbilder, als dass er sich wirklich vermitteln lassen würde, schreiben Wehrspaun und Wehrspaun (vgl. Wehrspaun/ Wehrspaun 2003: 42). Die Chance eines kulturell fundierten Nachhaltigkeitsbegriffs liegt deshalb in einer Stärkung des *evolutionären* Denkens und in einem Verständnis von Fortschritt, das die Offenheit der Zukunft stärker in den Blick nimmt (vgl. ebd.: 5). Fortschritt soll also nicht als Prozess der Verwirklichung theoretisch gesetzter Ziele verstanden werden, sondern als Teil eines – im Nachhaltigkeitsdiskurs viel zitierten – Suchprozesses. Die moderne Evolutionstheorie lehrt, dass nichts in der Natur „an sich stabil“ ist, sondern die Welt ein Prozess ist und das Leben fort-schreitet, und nicht hin-schreitet, zu einem vom Menschen erwünschten Ziel (vgl. Wehrspaun/ Wehrspaun 2002: 56).

## 2.4 Kulturen der Nachhaltigkeit

Kulturelle Nachhaltigkeit geht von einer Änderung oder Ablösung des dominanten Paradigmas aus, und damit von tiefgreifenden Veränderungen der gegenwärtigen politischen, ökonomischen und technologisch-institutionellen Strukturen. Denn erst dann kann es auch zu Veränderungen von Denkweisen kommen, die dazu beitragen dass sich Umweltwahrnehmung und -verhalten aneinander anpassen. Wenn

sich das dominante Paradigma ändert, ändert sich auch das kulturelle Ordnungswissen, „also das Wissen, das in einer gegebenen Gesellschaft zur Verfügung steht, um vorhandene Probleme und Konflikte zu lösen“ (Beckmann 2000: 68). Dies setzt jedoch erstmal voraus, dass die Umweltkrise überhaupt als Paradigmenkrise verstanden wird und es nicht reicht Symptome zu bekämpfen. Die kulturelle Dimension der Nachhaltigkeit ist deshalb wichtig und nötig, um die Konfrontation und Auseinandersetzung mit gegensätzlichen Paradigmen und den ihnen immanenten Verhaltensmustern und -orientierungen zu fördern.

Das dominante Paradigma wurde oben schon in einigen Aspekten beleuchtet. Nach Beckmann zeichnet es sich zusammengefasst durch Atomismus, Anthropozentrismus, Konkurrenzdenken, Wachstumsorientierung, Reformismus und Technologiefixierung aus, und ist ein Ergebnis der Ära der Aufklärung (vgl. ebd.: 71). Dem gegenüber stehen verschiedene Entwürfe für alternative Weltbilder, zum Beispiel das der Nachhaltigkeit, die sich nun versuchen durchzusetzen<sup>59</sup>.

Weil die verfügbaren Ansätze der Nachhaltigkeit jedoch scheinbar nicht ausreichen, um ein neues Paradigma einzuleiten, müssen neue Ansätze her (vgl. Brocchi 2007a: 1). Die relativ junge Debatte um die kulturelle Dimension des Leitbildes zeichnet sich deshalb vor allem durch die Annahme aus, dass ein grundlegendes Umdenken stattfinden muss, statt weiterhin nur Symptome zu bearbeiten. Dieses Umdenken manifestiert sich insbesondere in den Überlegungen zu einer „Kultur der Nachhaltigkeit“, die ein neues Weltbild prägen könnte und sich explizit von der technikzentrierten Weltsicht absetzt.

Zu dieser „Kultur der Nachhaltigkeit“, die in der Literatur meist im Singular verwendet wird, gibt es eine wichtige Bemerkung vorab. Da der Begriff der Nachhaltigkeit in den Zentren der globalen Gesellschaft entworfen und etabliert wurde<sup>60</sup>, ist der Wunsch ihn nun in die Peripherien zu verbreiten nicht unkritisch. Um diesen „angeborenen Makel“ auszugleichen und um ideologische Sackgassen zu vermeiden, führt Brocchi deshalb den Plural ein und spricht von Kulturen der Nachhaltigkeit (vgl. Brocchi 2008: 34). Ähnlich wie Sachs, der im Begriff der „nachhaltigen *Entwicklung*“ westliches Vormachtsdenken versteckt sieht, will Brocchi sich damit vom westlichen Entwicklungsmodell abgrenzen und die Konnotation *einer* „richtigen“ Kultur vermeiden. Weil eine Kultur der Nachhaltigkeit (im Singular) ein Widerspruch in sich wäre, kann es nur Kulturen der Nachhaltigkeit (im Plural) geben: die Dominanz einer Kultur widerspricht der überlebenswichtigen kulturellen Vielfalt. Nachhaltige Entwicklung verneint explizit eine „McDonaldisierung der Gesellschaft“ (Ritzer 2006), und impliziert eine Kritik an einer einseitigen Globalisierung: „A sustainable development means the change of the dominant monoculture of Globalisation into a diversity of cultures of Sustainability“ (ebd.: 27).

Was zeichnet also diese Kulturen der Nachhaltigkeit aus? Es besteht Einigkeit darüber, dass es keine fixen Kriterien oder festen Definitionen geben kann, weil dies wiederum dem Prinzip der kulturellen Nachhaltigkeit widersprechen würde (vgl. Kagan 2010: 2). Kurt und Wagner heben zur Illustration deshalb folgende *charakteristische Merkmale* hervor:

- „Ein Verständnis von Nachhaltigkeit, das gleichberechtigt mit den „drei Säulen“ Ökonomie, Ökologie und Soziales auch Kultur als quer liegende Dimension umfasst; das die auf Vielfalt, Offenheit

und wechselseitigem Austausch basierende Gestaltung der Bereiche Ökonomie, Ökologie und Soziales als kulturell-ästhetische Ausformung von Nachhaltigkeit versteht und verwirklicht.

- Ein Kulturbegriff, der von der Naturzugehörigkeit des Menschen ausgeht und grundsätzlich den Mensch und Natur gleichermaßen umfassenden Lebenszusammenhang mitdenkt.
- Eine Verständigung auf Grundwerte, von denen Gesellschaften zusammengehalten werden. Hierzu zählen: Gerechtigkeit zwischen den jetzt weltweit lebenden Menschen, im Blick auf die künftigen Generationen und im Blick auf die Natur; das Prinzip Verantwortung; Toleranz; der Schutz der Schwachen sowie die Wahrung kultureller und biologischer Vielfalt.
- Ein hohes Maß an Partizipation in allen gesellschaftspolitischen Entscheidungs- und Gestaltungsfragen einschließlich der Demokratisierung aller Aspekte des fortschreitenden Globalisierungsprozesses.
- Ein hoher politischer und philosophischer Stellenwert der Frage nach dem guten Leben und die Pflege einer zukunftsfähigen Lebenskunst.
- Eine Rückführung der Kunst aus ihrer Randposition in die Lebenswelt.
- Interkulturelle Kompetenz im Dialog der Kulturen, da in einer eng verflochtenen Welt eine Zukunftsperspektive nur gemeinsam gesichert werden kann.“ (Kurt/ Wagner 2001: 13f.)<sup>61</sup>

Kulturen der Nachhaltigkeit implizieren also zunächst ein neues Kulturverständnis und damit verbunden ein neues Umwelt- und Fortschrittsverständnis, welches den Menschen als Teil der Natur anerkennt. Kulturen der Nachhaltigkeit sind bescheidener (Stichwort „Spitze der globalen Entwicklung“), offener und lernfähiger und begreifen dem Mythos des Fortschritts und den Dogmen des Wachstums oder Wettbewerbs mit Skepsis (vgl. Brocchi 2007a: 10). Offener sein bedeutet auch bestehende Wertemuster, gesellschaftliche, politische und ökonomische Strukturen zu hinterfragen, um auf die

Ursachen der vielfältigen Krisen zu stoßen, die im Wesentlichen „Ausdruck einer geistigen Krise im Verhältnis von uns Menschen zu unserer lebendigen Welt“ darstellen (Dürr 2009: 166).

Der orbitale Blick auf die Weltkugel macht es möglich den Lebensraum Erde in seiner Endlichkeit zu betrachten und in seiner Ganzheitlichkeit zu begreifen. Deshalb ist Ganzheitlichkeit auch ein wichtiger Aspekt der Kulturen der Nachhaltigkeit, denn „Die Welt kann nicht mehr als ein kompliziertes Zusammenwirken getrennter Teile betrachtet werden, sondern sie bildet im Grunde ein einziges, nicht zerlegbares Ganzes“ (ebd.: 168). Den Mensch als Teil der Natur und die Natur als Teil des Menschen zu denken ist immer noch eine Herausforderung an die Sozial- und Kulturwissenschaften, und für die Moderne insgesamt, meint Brocchi (Brocchi 2007a: 4). Für den kulturellen Wandel Richtung Nachhaltigkeit haben in dieser Hinsicht auch die Systemtheorien einen wichtigen Beitrag geliefert. Nachhaltigkeit ist ein relativ junges Konzept in einem Zeitalter der Super-/Hyperkomplexität, in dem sich zunehmend globalisierte ökonomische Herausforderungen sowie kulturelle Veränderungen an die Herausforderungen global und lokal verbundener ökologischer und sozialer Krisen reihen. Mit dieser Komplexität umzugehen erfordert in Systemen zu denken (vgl. Kagan 2010: 1; Stehlik 2002: 52). Kagan hebt hervor, dass jedes Denken über Kulturen der Nachhaltigkeit nur durch systemisches Denken<sup>62</sup> möglich ist: „Systems thinking is the main paradigmatic background, the substrate for thinking in terms of ‚cultures of sustainability‘“ (Kagan 2010: 4). Systemisches Denken bedeutet Denken in Kontexten und beruht auf der Einsicht, dass das Ganze immer etwas anderes ist als bloß die Summe seiner Teile. Eine zentrale Einsicht der Nachhaltigkeitsdebatte ist schließlich die Verbundenheit der Dinge,

dass alles in einem großen Zusammenhang steht<sup>63</sup>. Ebenso gilt die Erkenntnis, dass kein System ohne den Austausch zu seiner Umwelt bestehen kann, weil jedes System ein Teil-System ist, das auf einem anderen System basiert (vgl. Brocchi 2008: 46). In der Natur gibt es folglich weder komplett geschlossene, noch komplett offene Systeme – geschlossene würden sterben, offene in anderen Systemen aufgehen. (Natürliche) Systeme zeichnen sich dadurch aus, dass sie sich von ihrer Umwelt und anderen Systemen unterscheiden lassen, also Grenzen haben. Doch stehen sie trotzdem im Austausch zueinander und hängen von ihrer Umwelt ab (vgl. Brocchi 2007a: 5; Finke 2003: 264). Brocchis These lautet deshalb, dass es in Kulturen der Nachhaltigkeit nicht um „eine Auflösung der Grenzen und der Unterschiede zwischen System und Umwelt oder zwischen Kultur und Natur, sondern um die Kommunikation über die Grenzen, trotz der Unterschiede“ (Brocchi 2007a: 5) gehen muss. Unterschiede müssen bewahrt werden, weil Vielfalt ein elementarer Aspekt der Nachhaltigkeit, sowie lebendiger Kulturen an sich ist. Der Grenzbegriff darf deshalb nicht in seiner ausschließenden Bedeutung verstanden werden, es geht viel mehr um flexible Grenzen, oder um ein „liberales Grenzregime“, welches Übergangs- oder Kontaktzonen impliziert (vgl. Finke 2003: 264).

Sowohl die Stabilität der Natur als auch die der Kultur beruht auf Vielfalt: „Die Stabilität von Systemen ist nur durch Vielfältigkeit, durch Diversität gewährleistet“ (Griefahn 2002: 64). Offenheit ist Voraussetzung für Vielfalt, da „das Neue“ meist von Außen kommt – Kultur und Nachhaltigkeit leben vom Austausch, vom Zusätzlichen und der Ergänzung (vgl. Finke 2003: 264; Griefahn 2002: 65). Offen, dynamisch, lernfähig – die Idee einer „nachhaltigen kulturellen

Entwicklung“ kommt der Idee der *kulturellen Evolution* sehr nahe (vgl. Brocchi 2008: 51). In der Evolution passen sich Systeme um zu überleben den äußeren Bedingungen an und verändern ihre Struktur entsprechend der veränderten Umweltbedingungen<sup>64</sup>. Voraussetzung dafür sind die Wahrnehmung von und Kommunikation mit der Umwelt, Offenheit und Flexibilität der Strukturen innerhalb des Systems und die Fähigkeit zur Selbstorganisation (vgl. Brocchi 2007a: 16). Dieses Prinzip der natürlichen Evolution lässt sich auf die kulturelle Evolution übertragen und so ermöglicht dieser kulturelle Ansatz die Tiefe der Zusammenhänge zwischen den verschiedenen gesellschaftlichen Ebenen zu verstehen (vgl. Brocchi 2008: 52). Kulturen der Nachhaltigkeit zeichnen sich nicht nur durch kulturelle Evolution, sondern vielmehr durch „Koevolution“ aus, ergänzt Kagan. In einer koevolutionären Beziehung übt jedes System einen bestimmten Druck auf das andere aus, wodurch die Systeme sich letztlich gegenseitig in ihrer Evolution beeinflussen (vgl. Kagan 2010: 6).

## 2.5 Zur Reichweite der kulturellen Perspektive

Wie aus den bisherigen Betrachtungen hervorgeht, hat sich der Begriff der Nachhaltigkeit etabliert, doch vereint er in sich viele Widersprüche und leidet an mangelnder Verbreitung und Akzeptanz. Es wurde dargelegt, dass sich unterschiedliche Weltbilder im Diskurs wiederfinden, die in ihrem Zusammenspiel das aus kultureller Perspektive wichtige Umdenken erschweren. Der Aufruf nach Veränderung klingt im gesättigten Wohlfahrtsstaat nicht attraktiv, zumal sich Kulturen der Nachhaltigkeit durch die Fähigkeit der Begrenzung auszeichnen und sich eher an einem „langsamer, weniger, besser, schöner“ als an einem „höher, schneller, weiter“ orientieren (vgl. Sachs

2006: 27). Damit ist ein weiterer zentraler Punkt der Debatte angesprochen, der hier nur angerissen werden kann. Das dominante Paradigma zeichnet sich eben auch durch die Konsumfixierung und materiellen Besitz aus. Eine Debatte über Nachhaltigkeit *muss* in diesem Zusammenhang Kontroversen auslösen, da konträre Forderungen an den Menschen gestellt werden (konsumiere für das Wirtschaftswachstum, verzichte für die Umwelt). Die Infragestellung der Lebensstile vieler Menschen provoziert ohnehin zunächst eine Abwehrhaltung. Die moralischen Ansprüche des Nachhaltigkeitskonzepts sind schon allein Grund genug für eine zurückhaltende und kontroverse Debatte. Umso wichtiger ist es, alle gesellschaftlichen AkteurInnen einzubeziehen und die Diskussion auszubreiten, damit „Nachhaltigkeit“ nicht ein abstraktes Konzept von oben bleibt, sondern sich als Leitidee der gesamten Gesellschaft für einen wünschenswerten Zustand und eine zukunftsfähige Entwicklung durchsetzen kann.

Es gilt immer wieder auf die Reichweite des „Projekts Nachhaltigkeit“ hinzuweisen und zu verdeutlichen, wie tiefgreifend die Idee der Nachhaltigkeit tatsächlich ist, und wie sehr sie wirklich alle gesellschaftlichen Teilbereiche betrifft. Grundverschiedene Disziplinen beteiligen sich an diesem Diskurs, von Industrie über Landwirtschaft, Naturwissenschaften, Energiewirtschaft, Verkehr, Tourismus, Stadtplanung, Gesundheitswesen, Politikwissenschaft, bis hin zu Bildung oder Soziologie. Keine/r allein kann daher ein umfassendes Konzept zur Realisierung bereitstellen, das für alle anwendbar und akzeptabel ist. Im Anschluss an die Thematisierung der Verzichts-Debatte soll deshalb die Idee der Transdisziplinarität als notwendige Bedingung für kulturelle Nachhaltigkeit vorgestellt werden, um dann

kurz die Rolle der Kulturwissenschaften im Nachhaltigkeitsdiskurs zu erörtern.

### 2.5.1 Der erhobene Zeigefinger

Obwohl ökologische Probleme in der allgemeinen Wahrnehmung einen hohen Stellenwert haben und das Umweltbewusstsein und die Zustimmung zum Umweltschutz steigt (vgl. Kuckartz/ Rheingans-Heintze 2006), herrscht eine sehr große Diskrepanz zwischen *Umweltbewusstsein* und *Umweltverhalten*. Aus der Perspektive individueller und kollektiver AkteurInnen gibt es dafür eine Reihe an Gründen: institutionelle Handlungszwänge, Kollektivgut-Dilemmata, mangelnde Anreize, fehlende Infrastruktur, konkurrierende Interessen, kulturelle Gewohnheiten, lebensstilspezifische Blockaden usw. (vgl. Brand 1997a: 26)<sup>65</sup>. Ganz grundlegend dafür dürfte jedoch vor allem der *widersprüchliche gesellschaftliche Kontext* sein, vor dem sich diese Veränderungsprozesse vollziehen müssen. So ist zum Beispiel vermehrter Konsum Teil des Problems, jedoch im dominanten Paradigma als Teil des Wirtschaftswachstums ebenso gern gesehen und erwünscht (vgl. Beckmann 2000: 63). Medien und Werbung tragen ihr übrigens dazu bei: „Der infantile Wunschtraum vom immerwährenden Schlaraffenland hat ebenfalls tiefe Wurzeln in unserer Kultur und wird in einem fulminanten Bilder-Feuerwerk der Werbung ständig aktualisiert“ (Grober 2001: 3). Tragende ökonomische und institutionelle Strukturen entsprechen in allen Details dem dominanten Paradigma und so werden soziokulturelle Abgrenzungsbemühungen materiell ausgetragen, Konsum bedeutet Status (vgl. Schäfer/ Schön 2000: 31). Der moderne Wirtschafts- und Lebensstil besteht aus materiellen und individualistischen Werte- und Anerkennungsmustern

und steht damit einem nachhaltigem Paradigma entgegen. Die Entwürfe einer globalisierten Konsumkultur<sup>66</sup> konterkarieren den Wunsch im Einklang mit der Natur zu leben. Dabei besteht weitgehend Einigkeit darüber, dass eine nachhaltige Entwicklung nur durch einen geänderten Umgang mit Ressourcen realisiert werden kann.

Die Grundbedingungen für ein Umdenken sind paradox. Zusätzlich wird die Debatte durch ihre Normativität, die allgegenwärtige *Frage der „richtigen“ Umsetzung* und ihre Komplexität erschwert. Als fundamentale Kritik an der immer dominanter werdenden Lebensweise, wie sie sich in den reichsten Ländern der Erde herausbildet, stößt das Leitbild auch vielerorts auf Abwehr. Von oben wird ein schneller und tiefgreifender Wandel der „Verbrauchsgewohnheiten“ von Industrie, Staat, Handel und Einzelpersonen gefordert (vgl. BMU 1997: 22ff.). Eine tiefgreifende Reflexion und Neubewertung der bestehenden Normen und Praktiken erfordern jedoch Engagement und Beteiligung. Zudem klingt „gesellschaftlicher Umbau“ nicht gerade verlockend, wenn nicht sogar verängstigend. In dieser Hinsicht ist Nachhaltigkeit ein nicht gerade leicht zu akzeptierendes Leitbild. „In der medialen Kommunikation wird das Nachhaltigkeitsthema – vor allem dann, wenn es um den Western Way of Life geht – vielfach als eine Herausforderung gefasst, die auf substantiellen Konsumverzicht hinausläuft“ (Lange 2008: 1) – die mediale Verbreitung reduziert das Thema also immer wieder auf Konsumverzicht, Einschränkungen und Umverteilung, weshalb viele auf Nachhaltigkeit erstmal mit Widerstand reagieren. Grober zitiert wohlweislich Hermann Hesse – „Ich brauchte nur das ‚Du sollst‘ zu hören, so wendete sich alles in mir um“ (Hesse zit. n. Grober 2002a) – um auf die der Diskussion schadende Wirkung eines erhobenen Zeigefingers zu verweisen. Brands Kritik richtet sich

vor allem an die Art, wie jede/r Einzelne mit der Forderung sich nachhaltig zu verhalten konfrontiert wird, da zumeist eine unsichtbare „Moralkeule“ mitschwingt:

„Entweder man entscheidet sich – als verantwortungsvoller, aus Einsicht in das allgemeine, langfristige Interesse der Menschheit handelnder Bürger – das zu tun, ‚was man tun soll‘, oder man orientiert sich, unverantwortlicher Weise, nur an eigennützligen, kurzfristigen Interessen und grenzt sich damit selbst aus der Gemeinschaft vernünftig handelnder Bürger aus.“ (Brand 2001: 22)

Der Nachhaltigkeitsdiskurs könne sich im Rahmen der „Spaßgesellschaft“ um den dominanten neoliberalen Zeitgeist ohnehin kaum Gehör verschaffen, doch dieses „entweder/ oder“ verursache nur heftige emotionale Abwehr, da sich niemand gerne Vernunft und Verantwortungsbewusstsein absprechen lasse (vgl. Brand 2001: 22f.). Wichtig ist also Nachhaltigkeit nicht so zu kommunizieren, als ob es eine „moralische Überlegenheit gegen das verantwortungslose Festhalten an kurzfristigen und eigensüchtigen Bestandsinteressen auszuspielen“ gelte, sondern eine Pluralität von gesellschaftlichen Meinungen und Umsetzungsversuchen gelten zu lassen (vgl. ebd.). Gegen den Vorwurf, Nachhaltigkeit sei eine „neue Verzichtskultur“, entgegnet zum Beispiel VertreterInnen der Suffizienz-Strategie, dass es nicht darum gehe wieder „in Sack und Asche zu gehen“, sondern um die Einsicht, dass es zurück zu einem menschlichen Maß des Naturverbrauchs gehen muss. Nachhaltigkeit entspräche einer Ökonomie der Vermeidung und sei schlicht als Gegenkonzept zum verschwenderischen Lebensstil der industrialisierten Welt zu verstehen (vgl. Grober 2002a) – „einfacher Leben“ sei ein Zugewinn an Lebensqualität und nicht das Gegenteil (siehe dazu Ott/ Döring 2007;

Linz 2004; BUND/ Misereor 1997; Sachs 2002; Weizsäcker et al. 1995). Der individuelle Umgang mit materiellen Gütern, also der Bereich des privaten Konsums ist ein zentraler Auseinandersetzungspunkt in der Debatte<sup>67</sup>, der an dieser Stelle wie gesagt nicht ausgeführt werden kann. Es sei jedoch auf die Argumentation verwiesen, dass es sich auch hier um eine zutiefst kulturelle Herausforderung handelt, im Bereich des Konsums und der Verhaltensänderung etwas zu verändern<sup>68</sup>. Das soziokulturelle Umfeld und Kultur sind wesentliche Einflussfaktoren auf den Umgang mit materiellen Gütern im privaten Bereich:

„Eine nachhaltige Änderung des Umgangs mit Gütern bedeutet, dass neue Verhaltensformen langfristig, nicht nur kurzfristig (wie z.B. im Rahmen eines Projektes) umgesetzt, also habitualisiert, zu Gewohnheiten werden. Dies gelingt allerdings nur, wenn die neuen Verhaltensweisen im Kontext einer entsprechenden Kultur stehen, also kulturell anschlussfähig sind.“ (Hübner 2007: 224)

Um die Diskussion um eine „wünschenswerte Zukunft“, „Lebensqualität“ oder geeignete Wege zur Umsetzung offen und vielfältig zu gestalten, braucht sie einen entsprechenden Bearbeitungsrahmen. Die verschiedenen disziplinären Ansätze müssen stärker miteinander in Verbindung gebracht und in Beziehung gesetzt werden, um eventuelle „Überlegenheitskämpfe“ zu umgehen. Transdisziplinäres Denken fördert genau solche Strukturen.

## 2.5.2 Transdisziplinarität als Forschungsansatz für kulturelle Nachhaltigkeit

Wichtige und grundlegende Erkenntnisse des Nachhaltigkeitsdiskurses sind Nachhaltigkeit als gesellschaftlichen Prozess zu verstehen und den Zusammenhang verschiedener Problemdimensionen, aber auch

die verschiedenen Perspektiven auf Probleme anzuerkennen. Der Diskurs wird bereits von AkteurInnen verschiedenster Disziplinen bearbeitet, doch der Austausch und die grenzüberschreitende Kommunikation bleiben schwach. Die einzelnen Disziplinen bleiben oft ihrer eigenen Logik verhaftet und erkennen die Überzeugungen der anderen Disziplinen nicht an. Oder aber das Wissen anderer bleibt unbekannt, weil es die disziplinären Grenzen gar nicht erst verlässt.

Die folgende Unterscheidung der verschiedenen Forschungsansätze hilft die Relevanz und Bedeutung von Transdisziplinarität zu verdeutlichen. Nachhaltigkeit wird vielfach multi-, inter- oder nur disziplinär bearbeitet. Multidisziplinäre Forschung bezieht sich auf ein *gemeinsames Thema*, welches quer zu den einzelnen Fachdisziplinen liegt und von diesen einzeln bearbeitet wird. Das Ergebnis dieser Forschung sind Facetten eines aus unterschiedlichen Perspektiven bearbeiteten Themas (vgl. Brand 2000: 14). Interdisziplinarität bezieht sich auf ein *gemeinsames Problem*, welches nur gemeinsam bearbeitet werden kann, was eine gewisse Form der Kooperation voraus setzt (vgl. ebd.). Damit kontextualisiert und kommuniziert der interdisziplinäre Ansatz Wissen über fachliche Grenzen hinaus. Doch das Ziel ist es einen Konsensus zu finden, nach Berührungspunkten zu suchen und Paradoxien zu vermeiden. Interdisziplinarität (ebenso wie Multidisziplinarität) bleiben dem disziplinärem Denken verhaftet (vgl. Ramadier 2004: 433). Transdisziplinarität dagegen bezieht sich auf *wissenschaftsexterne, gesellschaftlich diskutierte Problemstellungen* und erfordert die Kooperation von Wissenschaft und Praxis (vgl. Brand 2000: 14). Da Nachhaltigkeit sich als gesellschaftliches Leitbild normativ und damit wissenschaftsextern begründet, muss sie Gegenstand der Transdisziplinarität sein (vgl. Blättel-

Mink et al. 2003: 1). Im Gegensatz zu Multi- oder Interdisziplinarität setzt sich Transdisziplinarität mit den Widersprüchlichkeiten der unterschiedlichen Erkenntnisse, Interessen und Bedürfnisse auseinander und interessiert sich weniger für einen Konsens, als für eine Auseinandersetzung. Es geht eben nicht darum, Wissen zu vereinheitlichen oder Paradoxien zu vermeiden, sondern sie entsprechend zu rahmen und mit ihnen umzugehen (vgl. Ramadier 2004: 431).

Transdisziplinarität ist ein relativ neuer Typ der Wissenserzeugung, ein neuer Erkenntnisweg, bei dem es darum geht aus den verschiedenen Denkansätzen und Bedürfnislagen einen gemeinsamen, neuen Bezugsrahmen herzustellen (vgl. Hanschitz et al. 2009: 185). Dies meint aber nicht einfach das Wissen aus allen Disziplinen zusammen zu stellen, sondern explizit die Vermittlung zwischen diesen vielen verschiedenen Ansätzen hervorzuheben: „articulation is what enables us to seek coherence within paradoxes, and not unity“ (Ramadier 2004: 432). Damit ersetzt der transdisziplinäre Ansatz keineswegs disziplinäre Erkenntnisse, sondern ergänzt sie um eine weitere, neue, gemeinsame Erkenntnis. Ein großer Vorteil dieses Ansatzes ist, dass er neue, vernetzte Sichtweisen erzeugt und den Beteiligten ermöglicht, über ihren eigentlichen Aufgabenbereich (ihr Fachgebiet) hinauszublicken (vgl. Hanschitz et al. 2009: 194). Dabei versucht der transdisziplinäre Ansatz einer komplexen Welt gerecht zu werden, die widersprüchlich ist und auch bleibt (vgl. Kirchberg 2009). Transdisziplinarität wird dem Anspruch der Nachhaltigkeit gerecht, Probleme in ihrer Ganzheitlichkeit zu beleuchten und den Gesamtzusammenhang in den Blick zu nehmen, dabei aber Wahrheiten und Erkenntnisse aus den einzelnen Disziplinen nicht aus

den Augen zu verlieren<sup>69</sup>.

Das Leitbild der Nachhaltigkeit ist in einen breiten gesellschaftlichen Diskussions- und Entscheidungsprozess eingebunden, und bewegt sich damit in einem Spannungsverhältnis von Wissenschaft, Öffentlichkeit und Praxis – dem Bearbeitungsbereich transdisziplinärer Forschung (vgl. Kagan 2008: 16; Brand 2000: 14). Transdisziplinarität hat den Anspruch zwischen „praxisferner Wissenschaft“ und „unreflektierter Praxis“ zu vermitteln und die Grenzen zwischen Theorie und Praxis etwas zu öffnen (vgl. Hanschitz et al. 2009: 186). Dass es im Rahmen einer solchen Zusammenarbeit zähe Auseinandersetzungen und Verhandlungsprozesse erfordert, liegt auf der Hand: „Während PraktikerInnen und AuftraggeberInnen lösungsorientierte Ergebnisse wichtiger sind als erkenntnistheoretische Fragen, die sich im Laufe von transdisziplinären Verfahren ergeben, ist es für WissenschaftlerInnen von erheblichem Interesse, Letztere zu reflektieren“ (Hanschitz et al. 2009: 185). Es geht darum, Lösungen zu finden und dabei nicht auf den eigenen Weg zu pochen, sondern Verständigung, Austausch, Ergänzung, unterschiedliche Sichtweisen und Denkansätze zu kombinieren um gemeinsam eine Lösung zu finden. Dies bedeutet mitunter langwierige Teamarbeit, lange Verhandlungsprozesse und Kommunikationsprobleme<sup>70</sup>. Doch der große Vorteil transdisziplinärer Prozesse ist die Ermöglichung von individueller und kollektiver Bewusstseinsbildung: „Die Machtverhältnisse verschieben sich, zumindest ein wenig: weg von den Hierarchien und hin zur querliegenden und dehierarchisierenden Vernetzung“ (Hanschitz et al. 2009: 194).

Dem bereits erwähnten „angeborenen Makel“ des Nachhaltigkeitskonzepts – der Tendenz der Gesellschaft etwas „von

oben“ aufzudrücken – könnte durch den transdisziplinären Forschungsansatz entgegengewirkt werden. Durch Transdisziplinarität kann Nachhaltigkeit als partizipativer, offener Prozess gestaltet werden, in welchen die verschiedensten AkteurInnen eingebunden werden können. Denn Nachhaltigkeit ist bei weitem keine Angelegenheit, die „von oben“ aufgedrückt werden *kann*, wie Brand betont (vgl. Brand 2001: 27). Nachhaltigkeit als Verordnung wird sich nicht durchsetzen – nur wer in Kommunikationsprozesse eingebunden wird, fühlt sich verpflichtet und ist motiviert (vgl. ebd.). Es wäre verheerend für die Resonanz des Leitbildes, schreibt er, wenn durch die „Experten“-Ausarbeitung explizit oder latent ein mit der Attitüde moralischer Überlegenheit und wissenschaftlicher Objektivität formulierter top-down Anspruch transportiert werde: „Es geht nicht darum, wie, mit welchen Methoden, die Bevölkerung oder einzelne Zielgruppen am besten motiviert werden können, *das ‚Notwendige‘ zu tun*“ – diese Strategie klappe nur selten und sei eher kontraproduktiv – es gehe vielmehr darum, Leute zu motivieren, sich in möglichst vielen Orten und institutionellen Kontexten, „unter Zuhilfenahme von Expertenwissen, in strukturierten, dialogischen Prozessen an der Konkretisierung eigener, tragfähiger Zukunftsentwürfe zu beteiligen“ (ebd.: 33). Transdisziplinarität ermöglicht das Gestalten von Zukunftsentwürfen, die von allen ausgehandelt werden, nicht nur von vermeintlichen Experten.

### 2.5.3 Die Rolle der Kulturwissenschaften

Die Nachhaltigkeitsdebatte ist ein gesellschaftlicher Diskurs, in dem es um Abwägungen zwischen miteinander konkurrierenden ökologischen, ökonomischen und sozialen Ansichten, Interessen und Gütern geht,

aber auch um Abwägung zwischen individuellen und kollektiven, oder gegenwärtigen und künftigen Interessen und Gütern (vgl. Burger 2004: 7). Die Fragen der Nachhaltigkeit betreffen damit kulturelle Werte – ihre Beantwortung ist und bleibt deshalb Gegenstand gesellschaftlicher Auseinandersetzung. Eine Zusammenarbeit der verschiedenen Disziplinen und AkteurInnen im Sinne der Transdisziplinarität gestaltet sich jedoch schwierig – eine Vernetzung gerade der Natur-, Gesellschafts- und Kulturwissenschaften findet nur zögerlich statt. Den Sozial- und Kulturwissenschaften kommt im Rahmen des Nachhaltigkeitsthemas meist nur die Aufgabe der Erhebung von Akzeptanzwerten, und der Vermittlung von Forschungsergebnissen zu (vgl. ebd.). Dabei verfügen sie über ein breites wissenschaftliches Instrumentarium zur historischen, systematischen und vor allem kritischen Analyse von Normen- und Wertesystemen und ihrer Entwicklungsdynamik und stellen damit eine wesentliche und nötige Ergänzung zur sonstigen, eher technischen und managerhaften Bearbeitungsansätzen dar (vgl. ebd.).

Ein großes Manko ist, dass Nachhaltigkeit immer noch hauptsächlich als Umweltthema oder technisches Konzept (im Sinne der Ressourcenschonung) wahrgenommen wird, obwohl es um viel mehr als „Umweltschutz“ geht. Im Diskurs dominieren nach wie vor Experten für sektorale Lösungen und es kommt als Fachthema ohne große Identifikationsmöglichkeiten daher (vgl. Leitschuh-Fecht 2002: 4). Vielleicht fehlt es vor allem an politischen Weichenstellungen um Nachhaltigkeit umzusetzen, doch ebenso mangelt es an einer gesellschaftlichen Auseinandersetzung über die Art, wie wir leben, wirtschaften, arbeiten und unsere Zukunft gestalten wollen (vgl. ebd.). Nachhaltigkeit wird höchstens in Fachkreisen diskutiert, als *Vision für*

*ein besseres Leben* wird dieses Wort kaum gehandhabt.

Brand bemerkt, dass die strukturellen Kontextbedingungen für Strategien nachhaltiger Entwicklung auch nicht hinreichend bedacht werden. Da es um einen grundlegenden Wandel der Gesellschaft gehe, die Idee der nachhaltigen Entwicklung aber maßgeblich für *kollektive* AkteurInnen eine handlungsmotivierende Leitbildfunktion inne habe, müsse sich die Debatte vermehrt den Denkmustern, Konsumstilen und Alltagspraktiken zuwenden (vgl. Brand 2001: 17). Die Sozial- und Kulturwissenschaften können hier entscheidende Impulse setzen. Außerdem können sie sich in Form wissenschaftlicher Beratung *kritisch* zur öffentlichen Problemwahrnehmung durch die Medien verhalten, betont Grunwald (vgl. Grunwald 2004: 322). Da die öffentliche Problemwahrnehmung das politische System maßgeblich beeinflusse, sie jedoch stark von den Medien geprägt sei, bedürfe es einer kritisch-korrigierenden Instanz durch die Wissenschaften, merkt er an<sup>71</sup>. Wissenschaften generell haben laut Grunwald die Doppelfunktion von Warnen und Entwarnen, sie können erst einmal eine Problemwahrnehmung und Sensibilität für ein Thema erzeugen, und/oder eine vorhandene Problemwahrnehmung modifizieren, relativieren oder als unbegründet kritisieren (vgl. ebd.). Kulturwissenschaften, die im Idealfall transdisziplinär arbeiten, können Probleme in ihrem Kontext wahrnehmen und in diesem Sinne ihre relative Relevanz beurteilen helfen. Um angesichts der Wahrnehmungsprobleme des Leitbildes eine gesellschaftliche „Dynamik der Nachhaltigkeit“ zu entwickeln, bedarf es nach Grunwald Vorreiterrollen bestimmter gesellschaftlicher Gruppen, eben auch der Wissenschaften (vgl. ebd.: 336). Ihnen würde die Aufgabe zukommen, Nachhaltigkeit als Thema in der Öffentlichkeit zu verbreiten und zu festigen, aber auch mobilisierende Konflikte

herauszuarbeiten, um eine Auseinandersetzung mit dem Leitbild zu fördern. Konflikte können konstruktiv sein und gesellschaftliche Veränderung vorantreiben, deshalb sei die Konfliktrichtigkeit von Nachhaltigkeit als eine „nicht zu unterschätzende Chance“ zu sehen (vgl. ebd.: 338). Die Sozial- und Kulturwissenschaften haben die Instrumente um die Konflikte (Wahrnehmungs-, Abgrenzungs-, Abwägungs-, Verteilungskonflikte usw.) aufzudecken und eine gesellschaftliche Diskussion anzuleiern.

Ebenso ist es traditionell die Aufgabe der Sozial- und Kulturwissenschaften Prozesse zu erforschen und aufzudecken, in denen sich kulturelle Verhaltensmuster erst *generieren*. Da die Umweltwahrnehmung und das Mensch-Natur-Verhältnis wesentliche Faktoren des Leitbildes sind, gilt es deshalb den Fokus auf die Erforschung dieser Wertbildungsprozesse zu legen (vgl. Renn 1996: 31). Kulturwissenschaften müssen sich mit Naturwissenschaften verständigen und auseinandersetzen<sup>72</sup>, um Fragen des Naturschutzes bearbeiten zu können – Brückenkonzepte wie die Kulturökologie gewinnen deshalb an Bedeutung (vgl. Finke 2003: 276). Doch für die Durchsetzung veränderter Werte und Lebensstile auf breiter Basis ist der gesamte kulturelle Sektor von Bedeutung, und die Kulturwissenschaften tragen durch ihren Erkenntnisgewinn wesentlich dazu bei. Wie Grober betont, gehören Operationalisierungsideen und Grundlagenarbeit eben zusammen (vgl. Grober 2002a), und diese Grundlagenarbeit fällt auch in den Gegenstandsbereich der Sozial- und Kulturwissenschaften.

## 2.6 Zwischenfazit

Nachhaltigkeit ist offensichtlich ein Konzept, dass aus sehr

unterschiedlichen Perspektiven betrachtet und bearbeitet wird. Entgegen der Vermutung, es handele sich nur um ein Plastikwort der Medien, wird unter diesem Begriff auch eine lebhaftige Diskussion um eine tragfähige und wünschenswerte Zukunft und ein gerechtes, respektvolles Miteinander geführt. Doch im Großen und Ganzen scheint sich bei aller Diskussion nicht wirklich viel zu ändern – Wissen und Information allein führen nicht zum gewünschten Umdenken. Bei der Auseinandersetzung mit dem Diskurs wird deutlich, dass das dominante Paradigma den Begriff für sich vereinnahmt und vor allem deshalb in Bezug auf Inhalte und Interpretation von „Nachhaltigkeit“ gravierende Widersprüche zu Tage kommen. Aus der technischen oder wirtschaftlichen Sicht werden Lösungsansätze für spezifische Probleme gesucht, „Effizienz“ oder „Modernisierung“ lauten dann die Antworten. Es wurde gezeigt, dass es sich dabei um „Symptombehandlung“ statt „Ursachenerforschung“ handelt. Die kulturelle Herangehensweise an dieses vielschichtige Leitbild betont die bestehenden Paradoxien und Hemmnisse für den angestrebten gesellschaftlichen Wandel, und hält dabei am Begriff fest. Es wird jedoch deutlich, dass der Begriff neu gedeutet und präzisiert werden sollte.

Die Grenzen des Nachhaltigkeitskonzepts aus kultureller Perspektive beziehen sich vor allem auf die unterschiedlichen und offenbar unvereinbaren Weltbilder, die sich in diesem Diskurs treffen. Anstelle von „Popularisierungsstrategien“ des Begriffs sollte generell an der Herangehensweise zu nachhaltiger Entwicklung gearbeitet werden (welches Natur- oder Umweltverständnis steht dahinter, wie wird Entwicklung aufgefasst, was bedeutet Fortschritt etc.). Aus kultureller Perspektive wird auch deutlich, dass ein großes Hemmnis für eine gesellschaftliche Entwicklung Richtung Nachhaltigkeit darin liegt, dass

das Leitbild immer noch in erster Linie als Umwelt- oder Fachthema wahrgenommen wird. Wie gezeigt wurde handelt es sich jedoch um ein Leitbild, das alle Teilbereiche einer Gesellschaft betrifft, und damit um eine genuin *kulturelle* Herausforderung.

*Was ist zusammenfassend die kulturelle Perspektive auf das Nachhaltigkeitskonzept?*

Eine der Hauptthesen dieses Kapitels war die Annahme, dass die heutige Umweltkrise eigentlich eine kulturelle Krise ist und es deshalb kulturelle Lösungen und Strategien braucht. Es fehlt an Bewusstsein über die dominanten Wertemuster und Grundstrukturen der Gesellschaft, welche das individuelle und kollektive Handeln leiten. Ziel kultureller Nachhaltigkeit ist es die globalisierte Kultur des technischen Fortschritts- und unendlichen Wachstumsideals langfristig durch eine Vielfalt von Kulturen der Nachhaltigkeit zu ersetzen (vgl. Brocchi 2007a: 17). Es wurde gezeigt, dass es wichtig ist den Kulturbegriff zu reflektieren, um nicht ausschließlich von Hochkultur oder Künsten, noch von einem Gegenbegriff zur Natur zu sprechen. Kulturelle Nachhaltigkeit geht von einem Kulturbegriff aus, der den Menschen als Teil der Natur definiert und impliziert damit ein neues Mensch-Natur-Verhältnis. Die Erkenntnis der kulturellen Perspektive liegt darin, dass Kultur als „Bauplan der Gesellschaft“ ein grundlegender Bestandteil der Diskussion um Nachhaltigkeit werden muss, da sie für die Transformation und Reproduktion der gesellschaftlichen Ordnung ganz entscheidend ist und den Menschen ermöglicht, sich mit ihrem Selbst- und Weltbild auseinanderzusetzen. Es geht auch darum, nachhaltige Entwicklung als Möglichkeit des kulturellen Wandels in unserer Gesellschaft zu erforschen. Vernetztes, transdisziplinäres Denken hilft dabei bestehende Strukturen zu hinterfragen und Probleme in ihrem

Kontext zu beleuchten.

Im Hinblick auf die bestehende kulturelle Debatte ist es wichtig darauf hinzuweisen, dass es nicht ausreicht bisher sozialwissenschaftlich oder anders ausgearbeitete Sachverhalte nun kulturtheoretisch zu diskutieren. Kultur ist kein „Wundermittel gegen die Defizite der Nachhaltigkeitskommunikation“ (vgl. Kurt/ Wagner 2002a: 29) und soll keineswegs dazu dienen die Nachhaltigkeitsdebatte „zu schmücken“. Angesichts der fortschreitenden ökonomischen Instrumentalisierung von Kultur (Kultur als Wettbewerbs- oder Wirtschaftsfaktor) besteht die Aufgabe insbesondere der Kulturpolitik darin, Strukturen zu schaffen, um eine offene und breite gesellschaftliche Diskussion um die Ideen der Nachhaltigkeit zu ermöglichen. Ein transdisziplinärer Dialog zwischen verschiedenen Disziplinen wie Kunst, Kultur und Nachhaltigkeit kann zum Beispiel den AkteurInnen der verschiedenen Felder ermöglichen entlang gemeinsamer Fragestellungen auf experimentelle und innovative Art Modelle, Formen und Muster für zukunftsfähige Lebens- und Wirtschaftsweisen zu entwickeln (vgl. ebd.: 27).

*Wie definiert sich kulturelle Nachhaltigkeit?*

Die vier Grundbedeutungen der Nachhaltigkeit aus der Arbeitsdefinition behalten ihre Relevanz, können aber an dieser Stelle um einige Erkenntnisse aus kultureller Perspektive ergänzt werden.

Kulturelle Nachhaltigkeit bezieht sich ganz wesentlich auf die Wortbedeutung der Tragfähigkeit und des „im Dasein haltens“, weil sie den *Mensch als Teil der Natur* sieht und sich an den natürlichen Prozessen und Entwicklungen orientiert:

„die herausragendste Eigenschaft des Erdhaushalts [ist, LG] seine immanente Fähigkeit, Leben zu erhalten. Daher ist eine nachhaltige menschliche Gemeinschaft so beschaffen, dass ihre Lebensweisen ebenso wie ihre unternehmerischen, wirtschaftlichen und physikalischen Strukturen und Technologien die *immanente Fähigkeit der Natur, Leben zu erhalten, nicht stören*. Nachhaltige Gemeinschaften entwickeln ihre Lebensmuster im Laufe der Zeit in ständiger Interaktion mit anderen menschlichen und nichtmenschlichen lebenden Systemen. Nachhaltigkeit bedeutet somit nicht, dass die Dinge sich nicht verändern. Sie ist kein statischer Zustand, sondern ein dynamischer Prozess der Koevolution.“ (Capra 2002: 298)

Damit betont Capra weitere wichtige Aspekte der kulturellen Nachhaltigkeit: sie bezieht sich nicht nur auf das Hier und Jetzt, sondern entwirft *Leitideen* für eine tragfähige zukünftige Entwicklung. Dabei begegnet sie bisherigen technologischen und ökonomisch orientierten Lösungsansätzen mit Skepsis und fragt nach neuen, ganzheitlichen Lösungsansätzen. Kulturelle Nachhaltigkeit beschreibt einen Umorientierungsprozess, der sich vom dominanten Paradigma emanzipieren möchte, und zu einem Gesellschaftsmodell führen soll, das von den „Zinsen“ lebt und nicht von der „Substanz“. Kulturen der Nachhaltigkeit orientieren sich an den natürlichen Systemen, basieren auf Offenheit und Toleranz und entwickeln sich im Einklang mit ihren umliegenden Systemen weiter, anstatt sie auszubeuten und zu zerstören. Der Dominanz einer herrschenden Logik (Wachstum, Fortschritt, Konsum) werden offene und flexible Grenzen, Umweltwahrnehmung und Austausch entgegen gesetzt. Das Leitbild bezieht sich aus dieser Sicht zudem auf das Verhältnis zwischen menschlichen Bedürfnissen und der Kapazität der Erde. Die Grenzen des Wachstums werden anerkannt und respektiert, Nachhaltigkeit wird zum Kriterium für die Bewertung von Mensch-Natur-Beziehungen und dem Umgang des Menschen mit seiner Um-Welt (vgl. Jüdes 2000: 74).

So wie die einzelnen Ökosysteme, ist auch die Erde ein sich evolutionär veränderndes System, dem die Auffassung von Nachhaltigkeit deshalb immer wieder angepasst werden muss. „Nachhaltigkeit“ kann also nur funktional, d.h. eingegrenzt dynamisch und zeitlich offen verstanden werden (vgl. ebd. 75).

Aus der kulturellen Perspektive auf Nachhaltigkeit wird deutlich, dass es keine Natur- oder Umweltkrise gibt, sondern es sich hierbei um eine Krise der dominanten Kultur handelt. Nachhaltigkeit ist ein Leitbild, um einen gesellschaftlichen Veränderungsprozess einzuleiten, der vor allem eine Veränderung der aktuell dominanten Normen und Werte impliziert. „Nachhaltige Entwicklung“ *kann* letztlich nicht abschließend definiert werden, weil das Konzept eine „regulative Idee“ ist, die in einem Prozess der Veränderung zu Kulturen der Nachhaltigkeit führen soll (vgl. Jüdes 2000: 83). Nachhaltigkeit ist kein Ziel, sondern ein kultureller Evolutionsprozess.

### 3. Nachhaltigkeit im „flexiblen Kapitalismus“

Die vorliegende Arbeit versucht den Nachhaltigkeitsbegriff kritisch zu reflektieren, dabei aber auch seine Relevanz und seinen Bedeutungsgehalt zu unterstreichen. Nicht zuletzt weil der Begriff so umstritten ist, hat das Leitbild der Nachhaltigkeit Schwierigkeiten sich überhaupt durchzusetzen. Es wurde gleichwohl herausgearbeitet, dass dies auch an kulturellen Ursachen liegt. Das dominante Paradigma, das mit den Leitideen Wirtschaftswachstum, technischer Fortschritt, Wettbewerb und Konsum, die Wahrnehmung von Umwelt und Umweltveränderungen prägt, steht einem radikalen Umdenken scheinbar im Weg. Die „Umweltkrise“ wird als Effizienz- oder Managementkrise gedeutet, obwohl es sich eher um eine „Kulturkrise“ handelt (vgl. Glaeser 1992; Brocchi 2008). Nach den oben dargestellten Thesen muss der „Bauplan der Gesellschaft“, die aktuelle Kultur, hinterfragt und verändert werden, weil kulturelle Verhaltens- und Denkmuster die eigentliche Ursache für die vielfältigen Krisendimensionen zu sein scheinen. Die bisherigen Ansätze der Nachhaltigkeit konzentrieren sich viel mehr auf technische Lösungen, anstatt bestehende Machtstrukturen zu hinterfragen.

Die Ideen in diesem Teil der Arbeit sollen dementsprechend unterstreichen, dass es noch viel mehr darum gehen muss das dominante Paradigma und das ihm inhärente Wertesystem zu hinterfragen. In diesem Sinne geht es hier darum *eine Verbindung zwischen dem (kulturellen) Nachhaltigkeitsdiskurs und soziologischen Zeitdiagnosen zu schaffen*. Es wird die These vertreten, dass soziologische Zeitdiagnosen, oder Studien mit zeitdiagnostischem

Potential, helfen können die soziokulturellen Strukturen und Machtverhältnisse, die eine Entwicklung Richtung Nachhaltigkeit hemmen, anschaulicher zu machen. Außerdem wird beispielhaft dargestellt, dass in diesen Diagnosen Strukturen, Werte und Verhältnisse beschrieben und kritisiert werden, die sich bereits auf Dimensionen der (Un)Nachhaltigkeit beziehen. Obwohl es bisher kaum eine Verbindung zwischen dem Nachhaltigkeitsdiskurs und solchen Gesellschafts- oder Zeitdiagnosen gegeben hat, soll hier also gezeigt werden, dass gewisse Thesen zur Kritik an der modernen Gesellschaft einen wichtigen Beitrag zur bisherigen Debatte leisten können (vgl. Kirchberg 2008: 93). Die Fragen, die sich aus Sicht der kulturellen Nachhaltigkeit stellen – „Welche derzeit wirksamen Elemente unserer Kultur behindern Nachhaltigkeit?“ oder „Wie müsste Kultur beschaffen sein, die Nachhaltigkeit befördern kann?“ (vgl. Krainer/ Trattnigg 2007a: 21) – können an dieser Stelle zwar nicht abschließend beantwortet werden, doch es lassen sich durch diese Verbindung einige Hinweise auf mögliche Antworten finden.

In Zeitdiagnosen werden mit Begriffen wie „Risiko“ (Beck 1986), „Dschagganath-Wagen“ (Giddens 1997), oder „McDonaldisierung“ (Ritzer 2006) gesellschaftliche Veränderungen und Entwicklungsrichtungen beschrieben und im Sinne einer „Kritik an der Moderne“ reflektiert (vgl. Kirchberg 2008: 93). Sie heben damit prägnante Merkmale des gesellschaftlichen Wandels hervor und versuchen zudem meist eine Verortung vorzunehmen<sup>73</sup>. Es wird hier in Anlehnung an Kirchberg (2008) die These vertreten, dass „Unnachhaltigkeit“ als weiteres Merkmal der Moderne hinzugefügt werden kann. Zwar wird weder im Diskurs über die Moderne noch in den Zeitdiagnosen explizit über Nachhaltigkeit oder Unnachhaltigkeit

gesprochen, doch inhaltlich lassen sich gewisse Parallelen ziehen. Kirchberg interpretiert beispielsweise einige Thesen Sennetts und Baumanns als „critique of the current dominance of unsustainability in Western societies“ (vgl. Kirchberg 2008: 93). Hier wird der Begriff Unnachhaltigkeit auf den Umgang mit menschlichen Ressourcen auf einem globalisierten Arbeitsmarkt bezogen. Kirchberg zeichnet nach, wie Bauman und Sennett Angst und Unsicherheit als Konsequenzen dieser „unnachhaltigen“ Strukturen und Entwicklungen in der Moderne beschreiben. In diesem Sinne soll im Folgenden unter Zuhilfenahme des Begriffs der „Unnachhaltigkeit“ das momentan dominante gesellschaftliche Paradigma beleuchtet werden. Es kann dabei an dieser Stelle nicht darum gehen all die oben genannten Kriterien der Nachhaltigkeit in den Zeitdiagnosen wiederzufinden, noch geht es darum die Diagnosen an sich darzustellen und auf die Breite ihrer Aussagen einzugehen. Es soll hier erst einmal anhand einiger prägnanter Thesen aus zwei beispielhaften Zeitdiagnosen eine Verbindung zum Nachhaltigkeitsdiskurs geschaffen werden.

Zunächst soll in einer „Momentaufnahme“ ein Fokus für die Betrachtungen entworfen werden, auch damit die Auswahl der herangezogenen Studien eine Begründung findet. Die „Kritik an der momentanen Dominanz der Unnachhaltigkeit westlicher Gesellschaften“ (Kirchberg 2008) soll nicht schlicht auf eine Kritik am Kapitalismus oder Neoliberalismus hinauslaufen, sondern einzelne Strukturen und Tendenzen des Paradigmas hervorheben, die aus der kulturellen Perspektive der Nachhaltigkeit als unnachhaltig bezeichnet werden können. Dazu wird vorerst, im Versuch eine *Kultur der Unnachhaltigkeit* von der *Kultur der Nachhaltigkeit* abzugrenzen, der Begriff der Unnachhaltigkeit erläutert.

Wie durch die kulturellen Perspektive gezeigt wurde scheitert die Durchsetzung des Nachhaltigkeitsleitbildes nicht nur an ökonomischen Imperativen, sondern auch an den kulturellen Rahmenbedingungen: den Normen und Werten. Dabei sind es vor allem die Werte der *westlichen Kulturen*, oder der „Länder des Nordens“ (Sachs 1997), die globalisiert werden und damit eine besondere Verantwortung bei der Entstehung und Verbreitung der globalen Krise tragen, wie Brocchi schreibt (vgl. Brocchi 2007a: 9). Nicht zuletzt durch das Leitbild der nachhaltigen Entwicklung wird die „Vereinheitlichung der Welt“ nach westlichem Vorbild vorangetrieben<sup>74</sup>. Wenn die westlichen Werte unnachhaltig sind, muss letztlich in der westlichen Welt ein Paradigmenwechsel stattfinden, dann muss das Umdenken hier starten, schreibt dazu Brocchi (vgl. ebd.: 9). Damit ist klar, worauf sich die nun folgende Momentaufnahme bezieht.

### 3.1 Eine Momentaufnahme

Die verstärkten Forderungen nach einem gesellschaftlichen Umbau unter dem Leitbild der Nachhaltigkeit entstehen unter dem Bewusstsein einer Krise. Nachhaltigkeit wird gefordert, wenn sie nicht da ist. Der Ausgangspunkt aller Diskussionen ist demnach die Kritik am Status quo, an den gegenwärtigen (gesellschaftlichen) Verhältnissen oder Entwicklungen. Neben den Umweltkatastrophen, die vor allem in den 1970er- und 1980er-Jahren im Blickpunkt standen, greift die Nachhaltigkeitsdebatte seit den 1990er-Jahren verstärkt die Trends und Auswirkungen der Globalisierung auf. Durch die soziale und kulturelle Dimension geraten zudem der Fortschrittsglaube und das „Patentrezept“ Wirtschaftswachstum ins Blickfeld der Kritik. Das Bewusstsein, dass die Krise die Gesellschaft in ihrer Gesamtheit

betrifft, dass es sich von den hohen Arbeitslosenraten, der Energiekrise, über die Krise des Gesundheitswesens bis zur vergifteten Umwelt und sonstiger ökologischer Katastrophen um verschiedene Facetten ein und der selben Krise handelt, tritt immer augenscheinlicher zu Tage (vgl. Capra 1990: VIII.). Diese neuartige Problemsicht, globale ökologische und weltweit wachsende die Armut betreffende Probleme als systematisch miteinander verknüpfte Krisenphänomene, „als Teil einer einzigen Krise der Moderne“ (Brand 2000: 10) wahrzunehmen, drückt sich schon im Brundtland-Bericht sowie in der *Agenda 21* aus<sup>75</sup>. Wie jedoch gezeigt wurde, beinhaltet eben dieser paradigmatische Bericht erhebliche Widersprüche. Kulturelle Nachhaltigkeit betont noch mehr, dass *die heutige globale Krise vor allem das Ergebnis des heute dominanten Entwicklungsmodells und der Werte und Normen des Westens* ist. Grober verweist schließlich darauf, dass der Nachhaltigkeitsbegriff erst seitdem Beginn der europäischen Moderne verwendet wird, obwohl das Prinzip dahinter sich auf jahrtausende altes Wissen bezieht – der Begriff als ein Kind der Krise ist also durchaus Ausdruck einer „Krise der Moderne“ (vgl. Grober 2002: 127).

Der Bedeutungshorizont des Begriffs der *Moderne* ist schlicht grenzenlos, und in seiner Allgegenwärtigkeit nahezu inhaltsleer. Der Rückgriff auf Zeitdiagnosen, die im weitesten Sinne als „Kritik an der Moderne“ interpretiert werden, resultiert in ihrer kritischen Reflexion der gegenwärtigen Tendenzen und Entwicklungen der „modernen“ Gesellschaft<sup>76</sup>. Der Bezug auf die Moderne begründet sich dabei hauptsächlich auf das Verständnis der Moderne als Ausdruck eines skeptischen, zukunfts-kritischen Gegenwartsverhältnisses. So war die soziologische Diagnose der Moderne zu Beginn von Skepsis geprägt –

die „Entzauberung der Welt“ (Weber) und der Gemeinschafts- und Bedeutungsverlust bildeten hier die Motive für die Kritik an der Moderne<sup>77</sup> (vgl. Nassehi 2001a: 221). Zeitdiagnosen waren sozusagen Verlust- oder Krisendiagnosen (vgl. ebd.: 224, 232).

Heute werden soziologische Gesellschafts- oder Zeitdiagnosen hauptsächlich durch ihre Reflexion der faktisch ablaufenden sozialen Prozesse definiert. Zeitdiagnosen nehmen Normen und Werte der modernen Gesellschaften in den Blick und reflektieren gesellschaftliches Handeln (vgl. Haller 2006: 66). Dabei nehmen sie sichtbare Tendenzen in den Blick, aber eben auch unsichtbare, latente Tendenzen, die sich noch „unter der Oberfläche“ abspielen (vgl. ebd.). Es geht hier, bei der Kategorisierung der Studien als Zeitdiagnosen, nicht darum auf Gesellschaftstheorie zu verweisen, sondern um soziologische Selbstbeschreibungen und „Momentaufnahmen“ der Gesellschaft (vgl. Nassehi 2001: 553, 565).

Als Reflexionsbegriffe für die Gesamtgesellschaft werden heute eine Unmenge an Zeitdiagnosen angeboten: „Risikogesellschaft“, „Wissengesellschaft“, „Erlebnisgesellschaft“, „Multioptionsgesellschaft“ (vgl. dazu Kneer et al. 1997; Pongs 1999, 2000; Schimank/Volkman 2007). Diese Diagnosen beinhalten zumeist keine gesellschaftstheoretische Fundierung, sondern zielen auf eine Resonanz außerhalb der Soziologie ab: „Die Funktion solcher Zeitdiagnosen besteht darin, in anderen Funktionssystemen gesellschaftliche Selbstbeschreibungs- und Reflexionspotentiale freizusetzen, ihre Stärke, dass sie eine hohe Sensibilität für Problemstände der modernen Gesellschaft mitbringen“ (Nassehi 2001: 565)<sup>78</sup>. Die in dieser Arbeit genannten Studien werden also in ihrer Funktion gesellschaftliche Zusammenhänge aufzudecken und

Entwicklungstendenzen nachzuzeichnen als soziologische Zeitdiagnosen kategorisiert, und weil sie (zum Teil) Deutungsangebote entwickeln, die auch außerhalb des Fachpublikums Gehör finden. Dies ist in Bezug auf den Nachhaltigkeitsdiskurs wichtig, da es eben auch darum geht aus einer Fachdebatte einen gesellschaftlichen Diskurs werden zu lassen. Publikationen wie zum Beispiel *Der flexible Mensch* von Sennett (Sennett 2009) zeichnen das Entstehen neuer Leitbilder und Werte ohne breite theoretische Fundierung nach und genießen dabei große Popularität. Doch auch empirisch fundierte Zeitdiagnosen, die gleichzeitig komplexe Theoriemodelle entwerfen, wie die Studie *Der neue Geist des Kapitalismus* von Boltanski und Chiapello (Boltanski/ Chiapello 2003), sind von großem Wert für diese Debatte, wie nachfolgend gezeigt werden soll.

In soziologischen Zeitdiagnosen geht es darum gegenwärtige Tendenzen zu beschreiben und Begriffe für die mehr oder weniger sichtbaren Umbrüche unserer Zeit auf den Punkt zu bringen. Besonders eingängig werden in den letzten Jahren, wie bei Sennett oder Boltanski und Chiapello, *Veränderungen des Kapitalismus und seiner Produktionsbedingungen* und die damit einhergehende *Transformation der Arbeits- und Lebenswelt* beschrieben. Nicht nur die neuen Formen der Produktion, sondern auch die Veränderung der Arbeitsinhalte, und der neue Arbeitsethos werden dabei untersucht. So ist *Erwerbsarbeit* in modernen Gesellschaften immer noch die zentrale und systematisierende Größe in gesellschaftlicher, ökonomischer, politischer und kultureller Hinsicht und als wesentliche Form der Einkommenserzielung und notwendige Vorleistung für eine soziale Absicherung von höchster ökonomischer Bedeutung für die/den einzelne/n und die Gesellschaft (vgl. Schäfer/ Schön 2000: 32;

Bosch et al. 2001: 15). Die Wechselwirkungen zwischen den Prämissen der Nachhaltigkeit und den neuen Entwicklungsdynamiken der Erwerbsarbeit sind bisher wenig untersucht worden (vgl. Brandl/ Hildebrandt 2002; Becke 2008). Gerade in einer Phase der Dauer- und Massenarbeitslosigkeit, der Verunsicherung von Zukunftsentwürfen durch Flexibilisierung und Entgrenzung von Arbeit, des Umbaus des Sozialstaats und neuer sozialer Ausgrenzung hat die Zentralität der Erwerbsarbeit jedoch wieder zugenommen und stellt damit auch ein sehr wichtiges und vielleicht sogar entscheidendes Untersuchungsfeld für die Nachhaltigkeitsforschung dar (vgl. Hildebrandt 2000: 277). Auch wenn die „Zukunft der Arbeit“ also im Nachhaltigkeitsdiskurs bisher kaum eine Rolle gespielt hat, ist sie höchst relevant für eine gesellschaftlich nachhaltige Entwicklung, wie Brandl und Hildebrandt schreiben:

„Geht es einerseits um Selbstentfaltung, Teilhabe an der Gesellschaft und Erhalt der Gesundheit, kurz um individuelle Lebensqualität, so stellen die konkreten Arbeitsbedingungen und die damit verbundenen vorherrschenden Leitbilder eine wesentliche Komponente zur Entfaltung sozial-ökologischer Lebens- und Konsumstile dar. Die Teilhabe an Arbeit und die konkreten Bedingungen dieser Teilhabe sind elementar für den sozialen Zusammenhalt und für die Zukunftsfähigkeit einer Gesellschaft.“ (Brandl/ Hildebrandt 2002: 11)

Entsprechend relevant sind solche Zeitdiagnosen, die sich auf die Beschreibung des neuen Charakters von Arbeit (vernetzt, flexibilisiert, wissensbasiert, projektorientiert) und die neuen Arbeitsverhältnisse (flache Hierarchien, immaterielle Arbeit, veränderte Produktionsmuster)<sup>79</sup> konzentrieren. Erwerbsarbeit an sich ist zwar nicht umweltbelastend, sie „besitzt kein immanentes umweltzerstörendes Potential“ (Schäfer/ Schön 2000: 33), aber *der*

*herrschende Wirtschaftsstil* der globalisierten fordistischen Massenproduktion, mit seinen Funktionsbedingungen der Verfügbarkeit und Billigkeit von Rohstoffen und Energie in den Industriegesellschaften, trägt zu einer ökologischen Krise der Arbeitsgesellschaft bei (vgl. ebd.)<sup>80</sup>. Dieser gegenwärtige „Wirtschaftsstil“ mit seinen Funktionsbedingungen und die Konsequenzen eines globalisierten, flexiblen und hochmobilen Kapitalismus und der zunehmenden „Ökonomisierung der Gesellschaft“ (Krönig 2007) werden in den soziologischen Studien nachgezeichnet, die sich deshalb als Untersuchungsobjekt anbieten.

Dass ein „Projekt Nachhaltigkeit“ an die Grenzen dessen stößt, was unter diesem Leitbild eigentlich verhandelt wird, lässt sich dabei insbesondere anhand der Studie Boltanski und Chiapellos (Boltanski/Chiapello 2003) ablesen. Ihre theoretisch fundierte Diagnose über die jüngsten Veränderungen des Kapitalismus und das sich herauskristallisierende Projekt-Paradigma, bildet für die hier zu skizzierende Verbindung zwischen Nachhaltigkeit und Zeitdiagnosen die Grundlage. Ihre Thesen zum dominanten Paradigma der Netzwerk- und Projektstrukturen des „neuen Kapitalismus“ und den aktuellen normativen Anforderungen an die/den „marktgerechte/n ArbeitnehmerIn“ untermalen „die Dominanz der Unnachhaltigkeit westlicher Gesellschaften“ auf besonders eindrückliche Weise. Sennetts Studie zum „flexiblen Menschen“ (Sennett 2009), in der er sich essayistisch mit dem Wandel vom Industriekapitalismus zum, wie er ihn nennt, „flexiblen Kapitalismus“ und den Folgen für Gesellschaft und Individuum auseinandersetzt, dient hier als weiteres Beispiel einer Zeitdiagnose, die sich auf eine „Kritik an der Unnachhaltigkeit der modernen Gesellschaften“ bezieht. Während hier also Projekt und

Netzwerk und damit der Neue Geist des Kapitalismus im Fokus stehen, könnte eine Reihe anderer Aspekte herausgegriffen und vertieft werden, wo es sich anbietet, wird auf Beispiele verwiesen. Insgesamt soll also gezeigt werden, dass soziologische Zeitdiagnosen, abgesehen von ihrer ursprünglichen Intention, einen Bezug zur aktuellen Nachhaltigkeitsdebatte beinhalten und diese Art der „Kritik an der Moderne“<sup>81</sup> auch als Kritik an der Unnachhaltigkeit der westlichen Gesellschaften interpretiert werden kann<sup>82</sup>.

### 3.2 Kritik am Status quo: der Begriff der Unnachhaltigkeit

Wie zuvor erklärt ist die Verwendung des Nachhaltigkeitsbegriffs intendierte Kritik am Status quo, mit den Begriffen „nachhaltige Entwicklung“ oder „Nachhaltigkeit“ werden Defizite gekennzeichnet und auf Fehlentwicklungen verwiesen („Kind der Krise“). Der normative Begriff birgt schon immer eine *Bewertung des aktuellen Zustandes*: „Zukunftsrelevante Entwicklungen sind zurzeit noch nicht derart gestaltet, dass sie als ‚nachhaltig‘ zu bezeichnen wären“ (Schmidt/Ipsen 2004: 7). Obwohl „nachhaltig“ also schon implizit bewertend ist, wird zur Abgrenzung oftmals von „nicht-nachhaltiger“ Entwicklung oder „Unnachhaltigkeit“ gesprochen. Im deutschsprachigen Nachhaltigkeitsdiskurs findet sich das Wort Unnachhaltigkeit äußerst selten<sup>83</sup>, häufiger wird von „nicht-nachhaltigen“ Entwicklungen und ähnlichem gesprochen. Dabei verweisen beide Vorsilben auf die Negation von Nachhaltigkeit<sup>84</sup>. Als polarisierender Gegenbegriff erscheint Unnachhaltigkeit jedoch griffiger und wird deshalb hier bevorzugt.

Es gibt gewiss nicht so etwas wie *die* Unnachhaltigkeit. Die kulturelle

Perspektive hat verdeutlicht, dass es sich bei Nachhaltigkeit um einen Prozess handelt, und dass nachhaltige Entwicklung kein angestrebter Status quo ist, sondern auch schon den Weg dorthin bezeichnet. Es ist deshalb wichtig zu betonen, dass es keinen Zustand gibt, der *an sich* nachhaltig oder unnachhaltig ist. Trotz sehr starkem Bezug auf wissenschaftliche Fakten (egal ob natur- oder gesellschaftswissenschaftliche) ist Nachhaltigkeit ein Leitbild, oder ein „gesellschaftliches Reflexionsinstrument“ (Lange 2008) und kein „Ziel“ das endgültig erreicht werden kann. Demnach kann es auch keine Verhältnisse geben, die abschließend als nachhaltig oder unnachhaltig eingeordnet werden können.

„Auch insofern erscheint es angemessener und fruchtbarer, den Blick auf jeweils konkrete Problemfelder und deren Entwicklungsdynamik zu richten und hier nicht nach Nachhaltigkeit schlechthin zu suchen, sondern die Bedingungen für mehr oder weniger radikale Veränderungen zugunsten von nachhaltigeren Optionen der Entwicklung in den Mittelpunkt zu stellen.“ (Lange 2008: 10)

Nachhaltigkeit und Unnachhaltigkeit sind also keine absoluten, sondern komparative Begriffe. Auch wenn es aufgrund dieses Umstandes nicht leicht ist zwischen „nachhaltig“ und „unnachhaltig“ zu unterscheiden, ist eine Unterscheidung auch ohne absoluten Kriterien möglich und nötig (vgl. Schmidt/ Ipsen 2004: 15; Tremmel 2003: 129). Gerade weil Nachhaltigkeit so ein abstrakter Begriff ist, der in konkreten Situationen dem praktischen Handeln angepasst werden und dafür konkretisiert werden muss, kann eine Gegenüberstellung von Nachhaltigkeit und Unnachhaltigkeit helfen den Begriff greifbarer zu machen. Weil der Nachhaltigkeitsbegriff heute in unterschiedlichster Art und Weise benutzt wird, verweist Brocchi deshalb darauf, dass nicht alles, was als

nachhaltig bezeichnet wird, zwangsläufig dem Leitbild der Nachhaltigkeit entsprechen muss (z.B. „nachhaltiges Wachstum“) und andersherum nicht alles, was dem Leitbild im Prinzip entspricht, auch als nachhaltig bezeichnet wird (vgl. Brocchi 2008: 34). In Bezug auf diese Anmerkung soll deshalb weniger über die bestimmten Worte, als über die Kulturen, die dahinter stehen, diskutiert werden, und es wird einer *Kultur* oder den Kulturen der Nachhaltigkeit eine *Kultur* der Unnachhaltigkeit gegenübergestellt.

Es stellt sich immer wieder die Frage, wie genau, wie eng, wie detailliert, Nachhaltigkeit nun definiert werden müsste, um handlungsweisend sein zu können. In Anbetracht dessen, dass oftmals mehr Konsens darüber besteht, was *nicht* gewollt wird oder was vermieden werden soll, ist es durchaus sinnvoll nicht-nachhaltige Entwicklungen zu untersuchen, anstatt von positiven Zielvorgaben für Nachhaltigkeit auszugehen (vgl. Reusswig 1997: 89). Der „ökologische Fußabdruck“ (vgl. Wackernagel/ William 1997) ist das wohl das am häufigsten zitierte Maß für so etwas wie Unnachhaltigkeit. Wenn sich Nachhaltigkeit vom Grundprinzip her auf das ökologische Gleichgewicht bezieht, dann lässt sich Unnachhaltigkeit natürlich zunächst an der Übernutzung der Ökosysteme ablesen<sup>85</sup>. Um den befürchteten Kollaps durch die Überschreitung der „Grenzen des Wachstums“ (Meadows et al. 1990) zu vermeiden, geht es in dieser Negativstrategie darum den ökologischen Fußabdruck zu reduzieren, d.h. die (vor allem westlichen) Lebensweisen und Wirtschaftskreisläufe wieder an die Naturkreisläufe und -zusammenhänge zu koppeln (vgl. Grober 2010a: 68f.). Doch Nachhaltigkeit bedeutet weit mehr als Schutz des Planeten und Ressourcenschonung. Nachhaltigkeit bezieht sich ebenso auf die Suche nach einer guten und tragbaren

Lebensqualität und dem größtmöglichen Glück für alle Menschen – ohne Einschränkungen und frei zugänglich. Wenn sich Nachhaltigkeit also auch an Lebensverhältnissen, Wohlbefinden, Gesundheit, und das gesellschaftliche Miteinander messen lässt, gilt dies genauso für Unnachhaltigkeit.

Brocchi stellt einigen Charakteristika einer Kultur der Nachhaltigkeit (wie sie in Kapitel 2.4 dargestellt wurde) solchen der momentan dominanten Kultur entgegen (siehe Abb. 1), um den Vergleich nachhaltig – unnachhaltig zu illustrieren<sup>86</sup>. Er betont dabei, dass das dominante Wertesystem nicht nur die momentane Weltsicht reproduziert, sondern auch Lebensstile und tägliche Entscheidungen prägt. Es geht dabei um systematische Unterschiede zwischen nachhaltigen und unnachhaltigen Kulturen. Wie eine Gesellschaft ihre Grenzen zur (ökologischen, sozialen oder kulturellen) Umwelt gestaltet ist dabei ein wesentliches Merkmal. Während eher geschlossene und unflexible Grenzen ein Zeichen für Unnachhaltigkeit darstellen, haben nachhaltige Gesellschaften eher offene und flexible Grenzen. Dies beruht auf der Überzeugung, dass kein System ohne seine Umwelt und den Austausch mit seiner Umwelt existieren kann und jedes System deshalb sowohl Offenheit und Flexibilität benötigt, jedoch auch Grenzen, die es von seiner Umwelt differenziert (siehe Kapitel 2.4). Dementsprechend wichtig ist die Orientierung eines Systems an seiner Umwelt. Nachhaltige Gesellschaften orientieren sich an ihrer Umwelt und passen sich (evolutionär) an; unnachhaltige Gesellschaften sind eher selbstreferentiell und darauf konzentriert die eigenen festgelegten Strukturen zu reproduzieren und auszudehnen. Brocchi bezieht sich immer wieder auf die Natur als Vorbild für nachhaltige Systeme, da sich natürliche evolutionär entwickelte Systeme selbst erhalten können,

ohne andere zu zerstören. So betont er, dass natürliche Systeme nachhaltig sind, da sie auf die Komplexität ihrer Umwelt mit biologischer *Vielfalt* reagieren. Standardisierung und Vereinheitlichung, all zu schwere Reduzierungen der Komplexität können schädlich (sogar tödlich) für das System sein und von daher als Kennzeichen unnachhaltiger Systeme benannt werden. Als vermeintlicher „Herrscher über die Natur“ versuchen unnachhaltige Gesellschaften außerdem ihre Umwelt an ihr System anzupassen, anstatt ihr System der Umwelt entsprechend zu gestalten.

Unnachhaltigkeit könnte synonym für den Mensch-Natur-Dualismus, Ausbeutung, oder eine technologische, rein ökonomische Weltsicht verwendet werden. Die folgende Tabelle fasst einige weitere Merkmale der dominanten (unnachhaltigen) Kultur im Gegensatz zu einer Kultur der Nachhaltigkeit zusammen:

Abb. 1 Dominante Kultur vs. Kultur der Nachhaltigkeit (Brocchi 2007a: 11)

<b>Heute dominante Kultur</b>	<b>Kultur der Nachhaltigkeit</b>
Selbstreferentielle Modelle wichtiger als die Wirklichkeit	Erfahrung, Umweltwahrnehmung und Umweltkommunikation sind wichtiger als Modelle und Weltbilder
Quantität	Qualität
Monodimensional	Multidimensional, systemisch
Industrielle Zeit, Beschleunigung	Biologische Zeit (s. Reproduktionsrhythmus der erneuerbaren Ressourcen), Entschleunigung
Funktionalisierung, Ordnung, Kontrolle	Kreativität, Lernen, Dynamik, Kommunikation
Globalisierte Monokultur, Standardisierung	Kulturvielfalt, Toleranz, Kommunikation unter Autonomien
Assimilation	Integration

Weitere Werte: Geld, Macht, Gewalt, Leistung, Wettbewerb, Besitzen, Wachstum	Weitere Werte: Gerechtigkeit, Emotionen, Kooperation, Nutzen, Gleichgewicht
--	---

Das kulturelle Defizit der Nachhaltigkeitsdebatte lässt sich nun mit dem Begriff der Unnachhaltigkeit gut beschreiben. Denn auch wenn nun Aufwind in die Diskussion um die kulturelle Dimension der Nachhaltigkeit gekommen ist, werden trotz aller Gleichberechtigungsbeschwörungen meist wirtschaftliche Belange in den Vordergrund gestellt. Kulturelle Vielfalt oder Biodiversität stehen eindeutig hinter ökonomischen Zielvorgaben zurück (vgl. Jüdes 2000: 81). So spiegelt sich in der Diskussion um Nachhaltigkeit die gesamtgesellschaftliche Dominanz des „alten Weltbildes“, einer Kultur der Unnachhaltigkeit, wider.

Die westlichen Gesellschaften werden durch rationales Denken, ein mechanistisches und materielles Weltbild und die Strukturen des globalen Kapitalismus bestimmt. Der Glaube an die freie Marktwirtschaft und an Wirtschaftswachstum als Lösung aller Probleme verhindert dabei in vieler Hinsicht wirklich nachhaltige Entwicklung. Ein oft angeführtes Beispiel für die Ironie des zwingenden Wachstums ist das Bruttoinlandsprodukt (BIP) als Maßstab für den Entwicklungsgrad einer Gesellschaft. Eine derartige Quantifizierung und Monetarisierung der gesellschaftlichen Prozesse sagt wenig über ihre Qualität und das Wohlbefinden der Bevölkerung aus (vgl. Brocchi 2007: 121). Faktoren der Nachhaltigkeit wie Glück, (Lebens-)Qualität oder Gerechtigkeit werden hier zugunsten reiner Wachstumszahlen vernachlässigt. In einer Kultur der Nachhaltigkeit stellt die Wirtschaft nur die Handlungsmittel und legt nicht die Handlungsziele fest, wie Brocchi bemerkt. Der Markt wird als Teil der Gesellschaft verstanden und darf

diese nicht dominieren (vgl. ebd.). Diese Dominanz der Ökonomie ist also Teil einer Kultur der Unnachhaltigkeit. Dabei ist nicht Wachstum an sich als Wert unnachhaltig, sondern der quantitative Maßstab, die reine Anhäufung und Steigerung von Waren und BIP (vgl. Grober 2010a: 69). Die Absolutsetzung von Werten wie Wachstum, Macht, Geld etc. verursacht Strukturen der Unnachhaltigkeit, da sie andere Werte wie Offenheit, Glück oder Wohlergehen zurückdrängt. Dabei sind das ins Endlose weisende ökonomisch-technische Fortschrittsideal und die liberale Fokussierung kein „Sachzwang“ und bestehen „an sich“, sondern menschengemacht. Es geht also nicht darum dem „System Wirtschaft“ alle Schuld zu zuweisen, sondern liberale Traditionen in Frage zu stellen und Verantwortung für das eigene Handeln zu übernehmen (vgl. Ekardt 2005: 127).

Die Verbindung von Zeitdiagnosen und Nachhaltigkeitsvokabular zielt nun auf die Betonung einzelner – die Nachhaltigkeit hemmender – Aspekte, die sich aus den aktuellen Transformationen ergeben oder sich in den neuen Strukturen widerspiegeln. Anhaltspunkt dafür ist die Beobachtung, dass nicht nur die Arbeitsverhältnisse, sondern auch Lebensstile und Charakterstrukturen durch die *zunehmende Ökonomisierung* beeinflusst werden (vgl. Koppetsch 2006: 29). Länder, Kulturen und Lebensbereiche werden durch die Globalisierung immer stärker vom Kapitalismus<sup>87</sup> durchdrungen und durch ein weitgehend gemeinsames Set ökonomischer Regeln organisiert (vgl. Capra 2002: 176). Kapitalistische Wachstums- und Gewinnmaximierungsnormen dominieren immer mehr gesellschaftliche Bereiche (vgl. Massarrat 2006; Bröckling et al. 2000; Buestrich/Wohlfahrt 2008). Der Charakter der Arbeit verändert sich durch die zunehmende Tendenz zur „Vermarktlichung“, also durch die Anpassung

an die Logik des Marktes und dementsprechend an andere Bewertungskriterien. Der Kapitalismus erlebt, so Boltanski, eine „zweite Jugend“ und eignet sich alles an, was einst sein Außen darstellte, um es in ökonomische Ressourcen zu verwandeln, die im Profitstreben verwertbar sind (vgl. Boltanski 2007: 8). Die Debatte über Nachhaltigkeit ist in dieser Hinsicht eng mit Kapitalismuskritik verknüpft, doch im Zentrum steht dabei vor allem die *einseitige* Ausrichtung aller Lebensbereiche am kapitalistischen System, als der Kapitalismus als Wirtschaftsform an sich<sup>88</sup>. Die Idee der sozialen Marktwirtschaft zum Beispiel beinhaltete so etwas wie einen Marktrand, einen Bereich, der vom Markt „verschont“ werden sollte. Heute bestimmt die Marktlogik vielfach auch solche Bereiche, die ehemals geschützt waren: „in historisch vom Kapitalismus verschonten Berufsfeldern, Milieus und Regionen wurden die sozialen Beziehungen dem Profitstreben und die alltäglichen Erfahrungen der Kalkulierbarkeit unterworfen“ (ebd.). Dabei widerspricht die Verbreitung eines einseitigen Entwicklungsmodells – das der kapitalistischen Globalisierung<sup>89</sup> – den Prinzipien der kulturellen Nachhaltigkeit, da die Dominanz eines Systems und die Verbreitung seiner Logik in alle anderen Systeme die natürliche kulturelle (Ko-)Evolution verhindert. Besonderes Augenmerk wird deshalb auf die Tendenzen der Vermarktlichung und Ökonomisierung der Arbeits- und Lebensverhältnisse durch Ideale des aktuellen „neoliberalen Systems“<sup>90</sup> gelegt.

Statt also Kritik am Neoliberalismus oder Kapitalismus zu üben, soll hier eine Kritik an der Dominanz der Unnachhaltigkeit westlicher Gesellschaften, die global ausgeweitet wird, herausgearbeitet werden. So zeichnen die Analysen von Sennett oder Boltanski und Chiapello nicht eine zunehmende Vermarktlichung oder Neoliberalisierung nach,

sondern eine zunehmende Flexibilisierung, Vernetzung oder Bedeutung des Wissens. Nicht die Marktorientierung wird als Hauptmerkmal der neuen Form des Kapitalismus hervorgehoben, sondern die Verbreitung der Netzlogik (vgl. Demirovic 2008: 30; Boltanski/ Chiapello 2003: 180). Neben dem Markt ist das flexible Netzwerk die zentrale Eigenschaft eines sich neu entwickelnden Netzwerk- oder flexiblen Kapitalismus. Wie dabei zu zeigen ist, ist nicht das Netzwerk unnachhaltig, sondern die Konsequenzen aus den Strukturen dieses neuen „Netzwerkkapitalismus“.

Wie nun eine Verbindung vom Nachhaltigkeitsvokabular mit soziologischen Zeitdiagnosen aussehen kann, soll im folgenden Kapitel skizzenhaft dargestellt werden. So wie in der Medizin durch eine Diagnose bestimmte Symptome einem bestimmten Krankheitsbegriff zugeordnet werden, können entsprechend durch die Zeitdiagnosen bestimmte Befunde mit dem Begriff der Unnachhaltigkeit verbunden werden. Der Fokus liegt auf den neuen Arbeitsverhältnissen im „Neuen Geist des Kapitalismus“ (Boltanski/ Chiapello 2003). Exemplarisch wird den Prinzipien der Nachhaltigkeit „das Projekt“ als Metapher für die neue Art der Arbeits- und Lebensorganisation, und „Flexibilität“ als das neue Ideal entgegengesetzt.

### 3.3 Das Leben ist ein Projekt

Mit dem Neuen Geist des Kapitalismus stellen Boltanski und Chiapello einen allgemeinen theoretischen Rahmen vor, der ein Verständnis davon vermitteln soll, wie sich mit wirtschaftlichen Tätigkeiten verbundene Ideologien wandeln können. Denn wie sie schreiben ist der Mensch der Geschichte nicht nur unterworfen, er bringt sie auch hervor (vgl. Boltanski/ Chiapello 2005: 320). Im Zentrum ihrer Studie steht die

neue Rechtfertigungslogik des Kapitalismus, die sie symbolisch mit dem Projektbegriff umschreiben. Mit dieser Organisationsform verschieben sich Zeit- und Raumwahrnehmung, persönliche Kontakte verändern ihren Charakter, und das eigene Leben wird zu einem Projekt, das es erfolgreich zu gestalten gilt. Der Titel dieser Arbeit spielt auf diese Projektlogik an und stellt sie durch die Führungszeichen gleich in Frage: Bei der Dominanz dieser Logik besteht die Gefahr, dass das Leitbild auch als Projekt gesehen wird, doch Nachhaltigkeit ist kein Projekt oder als solches zu gestalten. Nachhaltigkeit bezieht sich im Wesentlichen auf Dauerhaftigkeit und Stabilität und steht als Leitbild für einen *evolutionären Prozess der Veränderung*. Ein Projekt dagegen stellt ein einmaliges Vorhaben mit einem definierten Ziel dar, das innerhalb von einer festgelegten Zeitspanne erreicht werden soll (vgl. Bröckling 2005: 364). Die zeitdiagnostischen Thesen über die Logik der projektbasierten Polis stehen deshalb im Mittelpunkt der folgenden Betrachtungen, weil sie aufzeigen, welches Denken dominiert, und inwiefern dieses dem Nachhaltigkeitskonzept entgegengesetzt ist.

### *Veränderungen des Kapitalismus*

Der neue „flexible Kapitalismus“ zeichnet sich nach Boltanski und Chiapello durch flexible Netzwerkunternehmen und deren Logik aus, welche sich auf die gesamte Struktur der zukünftigen Gesellschaft auszudehnen scheint. Die relevante und zentrale Diagnose ist, dass diese *Netzwerklogik* der Unternehmen substantiell auf alle gesellschaftlichen Prozesse und Lebensformen einwirkt und die Struktur des wirtschaftlichen *und* gesellschaftlichen Lebens formt<sup>91</sup>. Boltanski und Chiapello konzentrieren sich in ihrer Diagnose auf die Rechtfertigungsordnungen des neuen Kapitalismus und sprechen bei den Veränderungen von einem „neuen Geist des Kapitalismus“, der

diese auszeichnet. Eine ähnliche Diagnose stellt Sennett, der beschreibt, dass die „Kultur des neuen Kapitalismus“ (Sennett 2009, 2005) nicht nur die Wirtschaft betrifft, sondern die gesamte Gesellschaft, all ihre Institutionen und den menschlichen Charakter beeinflusst. Dieser neue Kapitalismus zeichne sich insbesondere durch Flexibilitäts- und Mobilitätsansprüche der modernen Unternehmen aus, die sich auch auf den Menschen und seine Persönlichkeit auswirken.

Die Neustrukturierungen des Kapitalismus zeichnen sich für Boltanski und Chiapello zum Beispiel in der größeren Flexibilität des Managements oder der Dezentralisierung und Vernetzung innerhalb der Unternehmen und zwischen ihnen ab. Vor dem jüngsten Transformationsprozess ging es noch darum die oberen Führungskräfte an zentralisierte Unternehmen zu binden und hierarchische Strukturen zu stabilisieren, damit Anreize des „Aufstiegs“ geschaffen wurden. Der Neue Geist des Kapitalismus muss nun das Wirtschaften in vernetzten und globalen Unternehmen rechtfertigen. Mit dem Modell des „New Management“, das sich seit den 1970er-Jahren etablierte (siehe dazu Boltanski/ Chiapello 2003: 108-129), gilt es gerade hierarchische Strukturen abzuschaffen und anstelle der Möglichkeit des „Aufstiegs“ Gelegenheiten zu schaffen, um an jedem beliebigen Punkt ein- und aussteigen zu können. Unternehmen werden zunehmend netz- oder projektbasiert organisiert, damit diese Verhältnisse geschaffen werden können (vgl. Boltanski/ Chiapello 2005: 307; Sennett 2005: 19-66). Die „Kultur des Projekts“ (Boltanski 2007) bezieht sich zwar primär auf die Welt der Unternehmen, doch zunehmend dehnt sie sich auf andere Bereiche aus. Der Managementdiskurs<sup>92</sup> der 1990er-Jahre beziehe sich vor allem auf schlanke, flexible Unternehmen, stellen dazu Boltanski und Chiapello fest, Flexibilität, Mobilität, Kreativität, Eigenverantwortung

und Selbstkontrolle, flache Hierarchien, Innovation, Projekt- und Teamfähigkeiten gehören hier zu den Schlüsselbegriffen (vgl. Boltanski/ Chiapello 2003: 108-129). Die neue Art des Engagements betrachtet im Gegensatz zum alten Ideal der Arbeitsplatzsicherheit die Karriere als Abfolge von Projekten (vgl. Boltanski/ Chiapello 2005: 294). Die Sicherheit einen Arbeitsplatz zu bekommen, oder zu behalten, beruht heute auf der „employability“ (Beschäftigungsfähigkeit) einer Person, die durch zunehmende Erfahrung gewonnen wird. Mit den neuen Unternehmensstrukturen geht auch eine neue Vorstellung von Ökonomie und Gesellschaft im allgemeinen einher, die sich nach Boltanski und Chiapello (und Castells) um die Metapher des Netzes rankt: „An die Stelle eines homogenen und klar abgegrenzten Raums tritt nun ein offenes Netz, in dem die einzelnen Punkte mannigfaltige Verbindungen eingehen können“ (Boltanski 2007: 8). Entsprechend wird das Arbeits- und Sozialleben als eine real und virtuell vernetzte Welt betrachtet, die sich aus vielen befristeten, aber reaktivierbaren Kontakten begründet (vgl. Boltanski/ Chiapello 2003: 149).

### 3.3.1 Die projektbasierte Polis als „dominantes Paradigma“

Die aktuellen Wandlungen des Kapitalismus beschreiben Boltanski und Chiapello durch ihr Konzept der Rechtfertigungsordnung des Projekts, der projektbasierten Polis, die hier kurz umrissen werden soll<sup>93</sup>. Ihre umfassende empirische Studie *Der neue Geist des Kapitalismus* beschreibt nicht nur den Wandel der Arbeitswelt<sup>94</sup>, sondern auch die spezifischen neuen Anforderungen an den Menschen in dieser neuen Phase des Kapitalismus. Die Gestalt des neuen Rechtfertigungsgehäuses lässt dabei erkennen, wie sehr sich die Menschen heute in ihrem selbst, in ihren sozialen Beziehungen und in

ihrem Verhältnis zur Welt auf die Projektlogik und das Ideal des „Projektemachens“ beziehen.

Die Theorie des Wandels bei Boltanski und Chiapello organisiert sich um die drei Schlüsselbegriffe „Kapitalismus“, „Geist des Kapitalismus“ und „Kritik des Kapitalismus“. Vereinfacht gesagt geht ihr Modell davon aus, dass der Kapitalismus einen *Geist*, eine bestimmte Ideologie<sup>95</sup>, voraussetzt welcher sich durch die Vereinnahmung der Kritik am Kapitalismus immer wieder verwandelt<sup>96</sup>. Der Begriff „Polis“ bezeichnet die sich wandelnden Rechtfertigungsordnungen, die sich aus der Kritik am Kapitalismus speisen (vgl. Boltanski/ Chiapello 2003: 61f.). Eine zentrale Aussage des Buches besteht darin zu zeigen, woher die heute so dominante Rede von der Projektform und vom Netzwerk kommt. Boltanski und Chiapello zeigen auf, wie es dem Kapitalismus gelungen ist die Kritik der Achtundsechziger-Bewegung<sup>97</sup> aufzunehmen und sich damit selbst, sowie die Ordnungsvorstellungen betrieblicher Arbeitsorganisation, privater Beziehungen und individueller Lebensentwürfe neu zu formieren. So ist der Ausgangspunkt der Studie das Wiedererstarken des Kapitalismus seit den 1970er-Jahren bei gleichzeitiger Verschlechterung und zunehmender Prekarisierung der sozialen Lebenslagen der Menschen<sup>98</sup> und dem Verstummen der Kritik angesichts dieser Veränderungen (vgl. ebd.: 21ff.).

Der Kapitalismus kann selbst keine Rechtfertigungen erzeugen, bedient sich dazu an seiner Kritik und entwirft damit unterschiedliche Legitimationsmuster. Die Polis dient als normativer Bezugspunkt zur Ausbildung dieser Rechtfertigungsmuster, sie legt die Wertigkeiten und Rangordnungen fest, also die Konventionen auf deren Basis entschieden wird, wer wichtig ist und sich „richtig“ verhält und wer nicht. Boltanski und Chiapello unterscheiden sechs Polis-Formen in der

modernen Gesellschaft (vgl. ebd.: 63) und entwerfen schließlich anhand ihrer vergleichenden Untersuchung der Managementliteratur der 1960er- bis 1990er-Jahre die neue, siebte Polis, die den neuen Geist des Kapitalismus prägt. Während zum Beispiel in der „marktwirtschaftlichen Polis“ derjenige eine hohe Wertigkeit besitzt, der auf einem Wettbewerbsmarkt begehrte Güter anbietet, durch die er sich bereichern und als guter Kaufmann bewähren kann, gründet in der „industriellen Polis“ die Wertigkeit der Menschen schlicht auf ihrer Effizienz. In der projektbasierten Polis kommt der netzbildenden Tätigkeit des Vermittlers die höchste Wertigkeit zu, das Maß der Wertigkeit ist dabei die *Aktivität* an sich (vgl. ebd.: 155). Je höher der Aktivitätsgrad im „Verbindungen knüpfen“, „Kontakte herstellen“ oder „Netzbilden“ desto höher die Stellung in der gesellschaftlichen Rangordnung. Aktiv sein bedeutet „Projekte ins Leben rufen“ und sich in ein Netz eingliedern. Der Unternehmergeist zeigt sich in der *Vielzahl* der unterschiedlichsten Projekte, die nacheinander entwickelt aber parallel in Angriff genommen werden:

„So gesehen, handelt es sich bei dem Projekt um etwas Vorübergehendes. Das Leben wird dabei als eine *Abfolge* von Projekten aufgefasst, die umso wertvoller sind, je deutlicher sie sich voneinander unterscheiden. Dabei ist die Projektbezeichnung [...] und vor allem die Projektzuordnung auf der Grundlage einer Unterscheidung zwischen Freizeit- und Arbeitsbezug in der Logik dieser Polis ohne oder bestenfalls von sekundärer Bedeutung. Wichtig ist vielmehr, Tätigkeiten zu entwickeln, d.h. niemals um ein Projekt oder eine Idee verlegen zu sein, unablässig Pläne zu schmieden, gemeinsam mit anderen an einem Projekt zu sitzen.“ (Boltanski/ Chiapello 2003: 156)

Das *Projekt* ist das Hauptelement der nach ihm benannten Polis. Die Abfolge aneinandergereihter Projekte ergibt ein immer größer werdendes *Netz*, welches am Leben erhalten werden muss. Stillstand

bedeutet sozialer Tod, wer sich innerhalb des Netzes nicht ständig neue Projekte sucht, läuft Gefahr ausgeschlossen zu werden und sich damit seine Lebensgrundlage zu entziehen (vgl. Boltanski/ Chiapello 2003: 157). „Networking“ wird zur Lebensaufgabe. Damit verschwimmen die Grenzen von Arbeit und Freizeit, denn jede/r könnte potentiell der/die nächste ProjektpartnerIn oder ArbeitgeberIn sein. Nicht nur Unternehmensstrukturen, sondern auch Sozialstrukturen nehmen „projektbasierte“ Formen an, soziale Beziehungen müssen mit der Logik des Projekts in Einklang stehen (vgl. Boltanski 2007: 8). Da Projekte zudem nicht außerhalb sozialer Strukturen existieren können, geht es vorderrangig darum sich in neue Projekte einzufügen und die Chance auf neue Kontakte zu erhöhen. Die Zeitstruktur der Projektpolis unterscheidet sich grundlegend von den anderen Polis-Formen. Die Idee eines Karrieremodells, welches auf biographische Kontinuität beruht, wird durch die diskontinuierlichen Rhythmen der Projektsuche ersetzt, dauerhaftes Engagement in einer Firma wird durch vielseitige Aktivitäten in möglichst unterschiedlichen Projekten abgelöst. Der/ die TrägerIn der höchsten Wertigkeit in der projektbasierten Polis und damit das dominante gesellschaftliche Leitbild ist also der „flexible Mensch“, der sich in diesem Balanceakt des Netzwerks zurecht findet und dabei andere motiviert ebenfalls teilzuhaben. Die eigene Weiterentwicklung und Verbesserung der „employability“ ist wichtige Voraussetzung um zu überleben. Der Mensch muss flexibel, kommunikativ, kontaktfreudig, anpassungsfähig, vertrauenswürdig und begeisterungsfähig sein – das sind in etwa die Schlüsselqualifikationen, die Boltanski und Chiapello aus dem Verhaltensregelkatalog der Manager herausgearbeitet haben. Flexibilität und Anpassungsfähigkeit haben im Managementdiskurs explizit positive Bedeutung und nichts

mit Unterordnung zu tun: der Netzwerk-Mensch ist aktiv und autonom (vgl. Boltanski/ Chiapello 2003: 158). Vorbild für den Umgang mit wichtigen informellen Beziehungsgeflechten ist im übrigen die Organisationsform des Künstlers/ der Künstlerin, der „im Chaos zu Hause“, in „steter Lauerstellung“ auf neue Projekte, und „im Ungewissen heimisch“ ist (vgl. ebd.: 162)<sup>99</sup>.

### 3.3.2 Zu den Auswirkungen der Projekt-Logik

Diese Skizze der projektbasierten Polis verweist schon sehr illustrativ aber eindrücklich auf die vorherrschende Logik im „flexiblen Kapitalismus“. Anhand dieser Diagnose von Boltanski und Chiapello über die heute geltenden Wertigkeiten und Normen lassen sich – so also die These – sehr gut Strukturen der Unnachhaltigkeit aufdecken und veranschaulichen. Dabei ist wichtig zu betonen, dass nicht Flexibilität an sich, oder gar netzwerkbasierte Strukturen unnachhaltig erscheinen. Gerade das Netzwerk als Organisationsform entspricht in vielen Hinsichten auch den Ansprüchen offener, flexibler Kulturen der Nachhaltigkeit, da Austausch und beständige Anpassung in diesen Strukturen ermöglicht werden. Aus den Erkenntnissen der allgemeinen Systemtheorie wird deutlich, dass Leben auf *Prozessen* und nicht auf festen Strukturen basiert. So betont zum Beispiel Capra in seiner Kritik am mechanistischen Verständnis der Welt, dass Organisationen *lebende* Systeme seien und diese deshalb nur funktionieren könnten, wenn sie als bewegliches Netzwerk organisiert sind (vgl. Capra 2002: 149). Kulturelle Nachhaltigkeit geht außerdem von der Erkenntnis aus, dass alles miteinander zusammenhängt – eine Erkenntnis, die sich ebenfalls im Netzwerkdenken niederschlägt. Genauso ist Flexibilität eine zentrale Eigenschaft der Kultur der Nachhaltigkeit, so bezieht sich

das Wort ursprünglich auf die Fähigkeit, nachzugeben und sich dann wieder erholen zu können, wie bei einem Baum, der sich verbiegt, und dann wieder in die ursprüngliche Form zurückkehrt (vgl. Sennett 2009: 57). Sich anpassen können, ohne dabei sein selbst zu verlieren, spontan, kreativ, offen und mobil sein: all das sind Attribute der Flexibilität im positiven Sinne. Doch heute geht es in der projektbasierten Polis im Gegensatz dazu nur noch um reine Anpassungsfähigkeit im Sinne der eigenen Verwertbarkeit auf dem Markt. Die Kritik, so wie sie hier interpretiert wird, bezieht sich dabei auf das Extrem, auf das Unbedingte, das Ausufernde. Für „das unternehmerische Selbst“ (Bröckling 2007) bedeutet Flexibilität oftmals Rastlosigkeit, Ortlosigkeit, Stress. Insbesondere Sennett hat durch seine Arbeiten dem Begriff diesen zeitdiagnostischen Bedeutungsgehalt zugewiesen: „Flexibilität“ markiert für ihn eine Zäsur der ökonomischen Rationalität, eine Schwelle, die durch die spezifisch neue Gestaltung der Zeit den „neuen Geist des Kapitalismus“ ankündigt (vgl. Opitz 2006: 293). In der Projektarbeit finden diese Entwicklungen ihren Ausdruck – statt fester, sicherer Arbeitsstellen werden vermehrt flexible Projektarbeitsplätze geschaffen.

Wie oben gezeigt wurde, ist die Orientierung eines Systems an seiner Umwelt ein zentrales Merkmal einer Kultur der Nachhaltigkeit, Kulturen der Unnachhaltigkeit dagegen sind selbstreferentiell und versuchen nur die eigenen Strukturen zu reproduzieren und auszudehnen. Was durch Zeitdiagnosen wie die von Boltanski und Chiapello betont wird, und weshalb sie als „Kritik an der Unnachhaltigkeit moderner Gesellschaften“ interpretiert werden können, ist die Dominanz *einer* Logik, die sich zunehmend auf andere gesellschaftlichen Systeme ausbreitet. So beschreiben Boltanski und Chiapello zum Beispiel, wie

sich durch die neuen Unternehmensstrukturen auch die Grenzen zwischen Warenwelt und Marktrand verschieben. Menschen oder menschliche Beziehungen, die eigentlich nicht als Marktgut betrachtet wurden, werden stärker als bisher in die Profitdynamik des Kapitalismus eingebunden und ihnen wird ein „ökonomischer Wert“ zugewiesen (vgl. Boltanski/ Chiapello 2003: 504f.)<sup>100</sup>. Die Diagnose, dass sich zunehmend alles an der ökonomischen Dimension ausrichtet und auch das Nachhaltigkeitsleitbild unter dieser einseitigen Ausrichtung leidet (vgl. Brocchi 2008: 40), findet hier ihre Bestätigung. Die Ausbreitung der Projektlogik auf alle anderen Bereiche ist deshalb „unnachhaltig“, weil im übertragenen Sinn nicht das System der Umwelt, sondern die Umwelt dem System versucht wird anzupassen. Wie sich in den Diagnosen von Boltanski und Chiapello, Sennett und anderen zeigt, überträgt sich die wirtschaftliche Logik schließlich auch auf das Menschliche, und das Selbst: „Der Kapitalismus hat sich Freiräume des Handelns und der Ökonomisierung erschlossen, wie er sie in einem solchen Ausmaß noch nie zuvor besessen hatte“ (Boltanski/ Chiapello 2003: 505). Wenn nur noch diese Logik gilt, wie soll sich das Leitbild der Nachhaltigkeit – das ökonomischen Wachstumszwängen eindeutig entgegengesetzt steht – dann durchsetzen? Der Vorwurf der Ökonomisierung bezieht sich hier spezifisch auf die Verbreitung des kapitalistischen Selbstzwecks: es geht in immer mehr Bereichen des Lebens schlicht darum den Nutzen zu vermehren. Der Mensch sieht sich auf verschiedensten Märkten als Konkurrent: auf dem Bildungsmarkt, dem Informationsmarkt, dem Heiratsmarkt, dem Gesundheitsmarkt – überall muss er sich messen, der Beste sein oder werden, alles muss sich lohnen (vgl. Schramme 2007: 110). Die Netz- oder Projektlogik ist dabei auf besondere Weise

in der Lage dieses nutzenorientierte Handeln zu verbreiten und ins Extreme zu treiben.

### *Kurzfristigkeit vs. der Blick für das Ganze*

Das Konzept der Nachhaltigkeit steht für Dauerhaftigkeit, Weitblick und die Sorge um die Zukunft, während sich in der Projektform Kurzfristigkeit, Endlichkeit und die Fokussierung auf das Hier und Jetzt widerspiegeln. Verpflichtungen und Bindungen gelten höchstens für die Lebensdauer eines Projekts, darüber hinaus werden Leistungen und Loyalitäten nicht anerkannt. Die Projektlogik verdeutlicht, dass es in diesen neuen Produktionsverhältnissen hauptsächlich darum geht *ergebnisorientiert* zu denken und zu arbeiten, dass es um das Erreichen der Ziele geht und nicht darum, *wie* sie erreicht werden. Kurzfristige Ergebnisse werden gegenüber langfristigen (Lern-)Erfolgen vorgezogen, das wichtigste in der Projektpolis ist der Erfolg, nicht der Kontext. Das (Berufs-)Leben als reine Abfolge von Projekten und die ständige nutzenorientierte Suche nach neuen Aufträgen und Bekanntschaften verhindern den für eine nachhaltige Entwicklung nötigen Blick für das Ganze und für den Kontext. Die Quantifizierung und Monetarisierung, die durch diese Logik verbreitet wird (Wie viele Projekte hast Du grade? Was würde Dir diese potentielle Freundschaft bringen?), kann eindeutig einer Kultur der Unnachhaltigkeit zugeordnet werden (vgl. Brocchi 2007: 121). Insbesondere Werte wie Erfahrung, Qualität, Lernen, die der Kultur der Nachhaltigkeit zugeordnet wurden (siehe Abb.1 Seite 87), werden durch Ergebnisorientierung und Erfolgswänge abgewertet. Sennett betont, dass die *Entwertung der Erfahrung* zudem einer Entwürdigung der Subjekte gleichkommt, weil ihnen die entscheidende Möglichkeit, ein positives Selbstwertgefühl aufgrund ihrer Fähig- und Fertigkeiten zu entwickeln, entzogen wird

(vgl. Sennett 2009: 129).

### *Vielzahl an Projekten vs. Stabilität und Qualität*

Wie Boltanski und Chiapello aber auch Sennett beschreiben, hat die „Kultur des neuen Kapitalismus“ (Sennett 2005) das ehemalige Leitbild der Berufskarriere als langfristigen Lebensentwurf durch eine Abfolge von möglichst vielen und unterschiedlichen Projekten abgelöst. Sennett zeichnet mit dem „flexiblen Menschen“ einen neuen individualisierten Sozialcharakter ab, dessen *soziale Identität* dadurch immer brüchiger wird. Da die Karriere als Erzählrahmen, als Garant für Sicherheit und Ordnung so nicht mehr existiere, komme es zu einer „Zersetzung der Persönlichkeit“ („corrosion of character“). Sennett kritisiert, dass die neuen flexiblen Strukturen und Anforderungen überhaupt verhindern würden Charakter, Fähigkeiten oder Vertrauen auszubilden, weil dazu schlicht die Zeit fehle (vgl. Sennett 2009: 37). Dabei ist Charakter (oder Persönlichkeit), wie Boltanski und Chiapello zeigen, für den Netzwerkmenschen überlebenswichtig<sup>101</sup>. Paradigmatisch für eine Kultur der Nachhaltigkeit zeichnet sich für Sennett auch der Charakter des Menschen durch sein Bedürfnis nach Stabilität und Langfristigkeit aus. Der Verlust von Stabilität, Routinen und langfristige Bindungen durch die Logik des „flexiblen Kapitalismus“ verhindere die Möglichkeiten zu lernen, eigenes Handeln zu variieren, oder Ruhe zu finden (vgl. ebd.: 42f.). Bei aller Kritik an Sennetts Vorliebe für „Verfallsgeschichten“<sup>102</sup>, wird durch seine Diagnose die Unnachhaltigkeit des neuen Arbeitsethos besonders deutlich. Handwerkliche Fertigkeiten, tiefes Engagement oder Loyalität werden nicht wertgeschätzt in einer sich ständig umstrukturierenden, routinelosen, kurzfristigen Ökonomie, wie er schreibt (vgl. ebd.: 131). Entschleunigung und Qualität als nachhaltige Werte finden sich in etwa

in der handwerklichen Einstellung wieder – genau diese Einstellung ist jedoch laut Sennett heute kaum zu finden (vgl. Sennett 2007). Das Leben als Projekt, mit all den Konsequenzen wie sie durch die projektbasierte Polis beschrieben werden, konterkariert nicht nur den Weitblick und das Gefühl für das Ganze, die für das Leitbild der Nachhaltigkeit nötig wären. Dieses Sinnbild verdeutlicht auch zu welchen Unsicherheiten und prekären Lebenslagen es im „flexiblen Kapitalismus“ kommt.

### *Mobilität vs. Status*

Der Persönlichkeitstypus der Projektwelt zeichnet sich insbesondere durch seine Unabhängigkeit von langfristigen Bindungen jeglicher Art und die Verfügbarkeit für alle möglichen noch zu entdeckenden Projekte aus. Stabilität und Verwurzelung, Bindungen und Gewissheiten schließen sich für den mobilen Nomaden aus: „das Merkmal derjenigen, die ins soziale Abseits geraten, [ist, LG] zuallererst ihre Unbeweglichkeit (ihre Unveränderlichkeit)“ (Boltanski/ Chiapello 2003: 399). Wie ein Chamäleon passt sich der Netzwerk mensch jeder neuen Situation an. „Der ungebundene Mensch opfert einen gewissen Aspekt seines Seelenlebens, seiner Beständigkeit sich selbst gegenüber, um sich so besser seinen Kontaktpersonen und den stets veränderlichen Situationen, in denen er handeln muss, anzupassen“ (Boltanski/ Chiapello 2003: 171). Es ist in dieser Logik unter allen Umständen zu vermeiden, dass Projekte und Ideen ausgehen, keiner Gruppe anzugehören oder immer irgendetwas in Planung zu haben. Stets gilt es verheißungsvolle neue Kontakte zu knüpfen und neue Informationen zu suchen, und „redundante“ Kontakte zu vermeiden. Die „Leichtigkeit“, die in der Netzwerkwelt verlangt wird, wird über die Loslösung von „überflüssigem Ballast“ geschaffen: „In diesem Sinne

„leicht“ zu sein bedeutet, keine institutionellen Verpflichtungen zu haben, der Autonomie den Vorzug vor der Sicherheit zu geben, aber auch sich vom Ballast der eigenen Leidenschaften und Werte zu befreien“ (Boltanski 2007: 10). Verpflichtungsgefühl und Verantwortung auszubilden erscheint unter diesen Umständen schwierig.

Status hat keine Wertigkeit mehr, wichtig ist nur noch Beweglichkeit, Veränderbarkeit, Spontaneität. Dabei betonen Boltanski und Chiapello, dass Status wichtig ist, um Sicherheit und Stabilität zu generieren. Insbesondere die Arbeitsplatzsicherheit und -stabilität der Menschen verschaffe ihnen Freiräume und Möglichkeiten die „unnachhaltigen“ Ideale des neuen Geistes des Kapitalismus – wie zum Beispiel Mobilität – überhaupt in Frage zu stellen (vgl. Boltanski/ Chiapello 2003: 508). So arbeiten die beiden heraus, dass Mobilität eine neue Form der Ausbeutung darstellt (vgl. ebd.: 397ff.). Mobilität bezieht sich dabei nicht nur auf die Bewegung im geographischen Raum, sondern auch auf die Fähigkeit, mit unterschiedlichen Personen zu verkehren und sich in verschiedenen Gedankenwelten zu Hause zu fühlen. In der projektbasierten Polis werden Mobilität und die Fähigkeit Kontakte zu knüpfen als absolute Werte anerkannt, wodurch eine andere Form von Freiheit tendenziell ausgeschlossen wird, deren Legitimität immer weniger garantiert ist: „Die Freiheit, sich für Stabilität zu entscheiden, Treue als Wert anzuerkennen und ein Erbe anzutreten, das als solches akzeptiert wird, nicht, weil es eventuell Profite einbringt, sondern aufgrund seiner bloßen Existenz“ (ebd.: 509). Ganz sinnbildlich für das Streben nach Nachhaltigkeit wird hier Status nicht als Rückschritt, sondern emanzipatorisches Ziel betrachtet – Status garantiert eine gewisse Unabhängigkeit vom Markt, er ist „Ausdruck einer individuellen Position in ihrer Beständigkeit, für eine bestimmte Dauer und in einem

bestimmten Raum, für die es keine Rolle spielt, wie zu einem bestimmten Zeitpunkt die Interaktion mit anderen verläuft“ (Boltanski/Chiapello 2003: 510). Boltanski und Chiapello betonen, dass es wichtig ist, mehrere Lebensentwürfe nebeneinander existieren zu lassen, da sich zwar einige in der Netzwerkwelt wohl fühlen mögen, doch andere hier zum Scheitern verurteilt sind, weil sie andere Fähigkeiten, als die hier erforderlichen mitbringen. Und auch Sennett hält fest: „Die Fähigkeit, sich von der eigenen Vergangenheit zu lösen und Fragmentierung zu akzeptieren, ist der herausragende Charakterzug der flexiblen Persönlichkeit [...] die im neuen Kapitalismus wirklich zu Hause ist“ (vgl. Sennett 2009: 80). Doch diese Eigenschaften werden von den „Siegern“ getragen, „auf den Charakter jener, die keine Macht haben, wirkt sich das neue Regime ganz anders aus“ (ebd.).

### *Scheitern und Ausschluss*

Obwohl es in der projektbasierten Polis wichtig ist sich von sozialen Bindungen zu befreien, um mobil zu bleiben, besteht permanent gleichzeitig der Zwang sich durch Beziehungen zu anderen zu definieren. In der vernetzten Welt werden die Individuen durch gegensätzlichen Sorgen umgetrieben: dass es ihnen nicht gelingt sich zu vernetzen und genügend (neue) Kontakte zu knüpfen, also marginalisiert und ausgeschlossen zu werden<sup>103</sup>, und der Sorge, sich in der Vielzahl der Kontakte und Verknüpfungen zu verlieren und damit die Einheit des eigenen Lebens zu verlieren (vgl. Boltanski 2007: 10). Die Verwaltung des eigenen Lebens gleicht einem Projektmanagement, bei dem es darum geht das „Projekt-Ich“ gewinnbringend zu gestalten, auf keinen Fall zu scheitern oder aufzugeben. Wie Boltanski und Chiapello beschreiben, geht die Freiheit der autonomen Projektarbeit eben mit dem Zwang sich ständig selber einbringen zu müssen und

sich weiter zu vernetzen einher. Jeder freundschaftliche Kontakt könnte schließlich tendenziell ein geschäftlicher werden, das eine schließt das andere nicht mehr aus. Verantwortung und Entscheidungsmacht werden noch mehr auf die ArbeiterInnen verlagert, die immer höherem Druck ausgesetzt sind: „Um den ständigen Wechsel der Aufgaben und sozialen Beziehungen auszuhalten, benötigen nicht nur Projektteams, sondern auch die Individuen ein Höchstmaß an Selbstrationalisierung, Gleichgewichtssinn und Irritationsbereitschaft“ (Bröckling 2005: 381). Die hohen Aktivitäts- und Mobilitätsanforderungen des neuen Management können jedoch von vielen ArbeitnehmerInnen nicht erfüllt werden, allein schon, wenn ihre Sozialisation ihnen die nötige Kompetenz oder Reputation verwehrt – die Ressourcen sind ungleich verteilt, wie Boltanski und Chiapello festhalten (vgl. Boltanski/ Chiapello 2003: 508). Der „permanente Kampf mit sich selbst“ (Boltanski 2007) und der ständige Zwang sich selbst zu inszenieren und darzustellen verweigert Momente der Ruhe, des Etwas-sein-lassens und des Loslassens. Die Anforderung an den Menschen, sich an die unternehmerische Logik der Flexibilität und den Anforderungen der Märkte anzupassen, überfordern und überlasten ihn<sup>104</sup>. Doch das Ziel verfehlen ist keine Option in einem System in dem nur der Erfolg zählt. „Scheitern ist das große moderne Tabu“ (Sennett 2009: 159).

Den glücklichen GewinnerInnen der neuen Arbeitsweisen, den netzwerk-kompetenten ProjektemacherInnen, steht also eine große Masse an vom *Ausschluss* bedrohten VerliererInnen gegenüber. Inkompetent ist, wer sich nicht engagieren kann, wer nicht in der Lage ist sich einzubringen, anzupassen oder in neue Projekte zu wechseln. Intoleranz, Verschlossenheit oder Kompromissunfähigkeit und vor allem Inflexibilität führen dazu an den Rand des Netzwerks gedrängt zu

werden (vgl. Boltanski/ Chiapello 2003: 66). Das „Verhaftet-sein“ als Gegenbegriff zur Flexibilität stellt in dieser Welt nahe zu das größte Manko dar, wer Bindungen eingeht und immobil wird (sich an einen Ort, Familie, Besitz oder Beruf bindet) verliert an Wertigkeit: „Paradoxerweise sind heute Ortsgebundenheit, Firmentreue und Verlässlichkeit *Prekaritätsfaktoren*“ (ebd.: 402). Deshalb bringt insbesondere Status Nachteile mit sich, da er Mobilität und Abwechslung einschränkt und vor allem die Bewährungsprobe par excellence, den Projektwechsel, verhindert (vgl. ebd.: 166). Autonomie wird wichtiger als Sicherheit. Auf den Märkten des Alles oder Nichts bekommt der Gewinner alles und andere werden behandelt als wären sie ersetzbar und überflüssig (vgl. Sennett 2009: 201).

### *Gegensätze und Vielfalt*

Boltanski und Chiapello benennen ein grundlegendes Prinzip der Nachhaltigkeit, wenn sie die Absolutheit der Werte der Projektpolis kritisieren: Gegensätze und Grenzen sind (überlebens-)wichtig. So wie die Mobilen von der Immobilität der anderen abhängig sind (vgl. Boltanski/ Chiapello 2003: 400), so wichtig ist die Grenze zwischen Eigeninteresse und Uneigennützigkeit. Die Ausdehnung der Marktsphäre, die sich vor allem in der zunehmenden Ökonomisierung des Menschlichen zeigt, muss nach Boltanski und Chiapello begrenzt werden<sup>105</sup>. Nach dem Prinzip der Nachhaltigkeit verringert die Dominanz *einer* Logik die Evolutionsfähigkeit kultureller Systeme und erhöht ihre Krisenhaftigkeit (vgl. Brocchi 2007: 122f.)<sup>106</sup>. Wie Capra schreibt, entstehen Lösungen in einem bestimmten Kontext und lassen sich oft gar nicht auf andere Systeme übertragen:

„In menschlichen Organisationen entstehen emergente Lösungen im Kontext einer bestimmten Organisationskultur, und daher lassen sie sich im Allgemeinen nicht auf eine andere Organisation mit einer anderen Kultur übertragen. Das ist gewöhnlich ein großes Problem für Unternehmensführer, die natürlich darum bemüht sind, erfolgreiche organisatorische Veränderungen zu wiederholen. Dabei neigen sie dazu, eine neue Struktur, die sich bewährt hat, zu replizieren, ohne das stillschweigende Wissen und den Sinnzusammenhang mit einzubeziehen, aus denen diese neuen Strukturen hervorging.“ (Capra 2002: 161)

Die Verschiedenheit und Gegensätzlichkeit der Systeme und ihrer Logiken ist für die kulturelle Evolution und Weiterentwicklung wichtig, außerdem kann die Übertragung einer Logik auf ein anderes System dieses sogar zerstören. Die Normierungs-, Disziplinierungs- und Ökonomisierungstendenzen der momentan vorherrschenden Industriekultur untergraben ihre eigenen Variationsmöglichkeiten und verhindern damit jeglichen kulturellen Wandel (vgl. Glaeser 1992: 202). Brocchi merkt dazu an, dass die (neoliberale) Globalisierung dabei sei die gleichen Fehler wie einst bei der Kolonialisierung zu wiederholen, da sie die Zerstörung von Vielfalt und Eigenheiten weltweit vorantreibt<sup>107</sup>.

Kulturen der Nachhaltigkeit zeichnen sich, wie gezeigt wurde, durch Evolution aus, durch das langsame aber beständige Verändern und Anpassen an die Umwelt, aber eben auch durch ihre Grenzen zu anderen umliegenden Systemen. Die Verwertungs- und Projektlogik ist absolut, nicht offen und flexibel (da nur der Erfolg gilt) und in dieser Hinsicht eher unnachhaltig. Das Konzept der kulturellen Nachhaltigkeit tritt deshalb der rein quantitativen Wachstums- und Verwertungslogik des Kapitalismus entgegen. Der (ideologischen) Unendlichkeit der Wertschöpfung wird zum einen die (natürliche) Endlichkeit der Rohstoffe gegenübergestellt (vgl. Lintzel 2007: 174). Zum anderen geht

es um die Wahrung und Wertschätzung von (Lebens-)Qualität, sowie um den Eigenwert der Dinge. Sennett zweifelt an der Übertragbarkeit der unternehmerischen Logik auf den Menschen oder den Sozialstaat, weil diese Werte dadurch verloren gehen. Wie er betont, ist es ein menschliches Grundbedürfnis, eine Arbeit um ihrer selbst willen gut zu machen. In seinem jüngsten Buch *Handwerk* (Sennett 2007) betont er, dass der Eigenwert der Tätigkeiten unter den aktuellen Produktionsbedingungen unterschätzt wird, und Qualität oder die Investition in Fähigkeiten, die auf längere Sicht angelegt sind, hier zu kurz kommen.

#### *Das „Projekt Nachhaltigkeit“*

Der große Zugewinn durch Projektarbeit – offene, flexible Arbeitsstrukturen, die Experimentierfreude und Risikobereitschaft unterstützen, kreative Prozesse ermöglichen usw. – soll durch die hier dargestellten Nachteile nicht in Abrede gestellt werden. Es sollte jedoch deutlich geworden sein, dass sich die Projektlogik zwar für gewisse Bereiche anbietet, doch nicht auf alles übertragbar ist. Auch wenn Flexibilität, Mobilität oder projektbasierte Arbeit an sich keineswegs als unnachhaltig zu bezeichnen sind, sollte deutlich geworden sein, dass die Absolutsetzung *einer* Logik unnachhaltige Strukturen mit sich bringt. Das aktuell dominante Paradigma, das hier sinnbildlich durch Boltanski und Chiapellos projektbasierte Polis dargestellt wurde, steht zudem vielen Grundsätzen der Nachhaltigkeit entgegen. Die These, dass soziologische Zeitdiagnosen wie *Der neue Geist des Kapitalismus* oder *Der flexible Mensch* als Kritik an der Unnachhaltigkeit moderner Gesellschaften gedeutet werden können, konnte somit bestätigt werden. Es wurde gezeigt, dass hier auf Werte und Strukturen verwiesen wird, die ein Umdenken in Richtung Nachhaltigkeit eher

hemmen als fördern und deshalb einer Kultur der Unnachhaltigkeit zugeordnet werden können. Wobei auch darauf verwiesen wurde, dass es sich eben um eine „Momentaufnahme“ handelt, und zum Beispiel Flexibilität grade im momentanen Kontext der Arbeitsgesellschaft zu negativen Konsequenzen führen kann.

# Schlussbetrachtungen

## *Bewertung von Begriff und Konzept der Nachhaltigkeit*

Wie gezeigt wurde ist das Leitbild der Nachhaltigkeit, das in seiner ursprünglichen Idee schon über Jahrhunderte besteht und erst in den letzten Jahrzehnten mit den Begriffen „Nachhaltigkeit“ oder „Sustainability“ gerahmt wird, Gegenstand höchst relevanter und sehr lebhafter Diskussionen über den Zustand und die Zukunft der menschlichen Entwicklung. Die weltweite Einigung auf einen Begriff und gewisse Grundprinzipien kann als ein Versuch gedeutet werden, einer komplexer werdenden Welt gerecht zu werden und eine erste Verständigungsbasis zu schaffen. Allerdings bleibt dieses Leitbild auch 20 Jahre später unzugänglich und abstrakt. Eine „illusionlose Bilanz“ muss festhalten, dass die Euphorie um den Nachhaltigkeitsdiskurs nicht lange nach der Rio-Konferenz von den Verheißungen und den Erfolgsgeschichten der Globalisierung übertönt wurde. Globale wirtschaftliche Belange überlagern heute soziale oder kulturelle Vorstellungen von nachhaltiger Entwicklung (vgl. Grober 2002a).

„Wenn ich ein Wort gebrauche“, sagte Goggelmoggel in recht hochmütigem Ton, „dann heißt es genau, was ich für richtig halte – nicht mehr und nicht weniger.“ „Fragt sich nur“, sagte Alice, „ob man Wörter einfach etwas anderes heißen lassen kann.“ „Es fragt sich nur“, antwortete Goggelmoggel, „wer der Stärkere ist, weiter nichts.“ (Grober 2010a: 67)

Mit dieser kleinen Szene aus „Alice hinter den Spiegeln“, Lewis Carrolls Kinderbuch aus dem England des 19. Jahrhunderts, versucht Ulrich Grober zu verdeutlichen, in welches semantische Machtspiel das Wort „nachhaltig“ geraten ist. Wie gezeigt wurde, ist es bei Gebrauch dieses Wortes zunächst wichtig, zwischen zwei Bedeutungsebenen zu

unterscheiden: zum einen gibt es den alltäglichen Sprachgebrauch von „nachhaltig“, der sich zunächst nur darauf bezieht, dass etwas „dauerhaft“, „nachdrücklich“ oder „weitreichend“ ist. Zum anderen steht er für ein ganzes Zukunftskonzept und die Idee einer ökologisch tragbaren und global gerechten zukünftigen Entwicklung. Wo diese beiden Ebenen verwischt werden, kommt es zur Verwirrung und letztendlich zur Sinnentleerung. „Nachhaltigkeit“ gehört mittlerweile in die rhetorische Zauberkiste der Politiker, sie suggeriert Weitsichtigkeit und Handlungsfähigkeit. Der Begriff wird in Medien und Politik dabei oftmals auf der Ebene der Alltagssprachlichen Bedeutung und losgelöst von seinen ursprünglichen Zusammenhängen verwendet, wobei gleichzeitig vorgegeben wird, es sei die ökologische bzw. kulturelle Dimension gemeint.

Durch die Darstellung der kulturellen Perspektive auf das Nachhaltigkeitskonzept wurde zudem sehr deutlich, dass auch innerhalb des Nachhaltigkeitsdiskurses AkteurlInnen mit unterschiedlichen Weltbildern, Interessen und Wertepräferenzen um eine Definitionsmacht des Begriffs kämpfen. Das Nachhaltigkeitskonzept wird momentan für verschiedene Sichtweisen auf die aktuelle Krisenlage verwendet und stößt auch deshalb an die Grenzen seiner Glaubwürdigkeit. So wird auf der einen Seite über „nachhaltiges Wachstum“ und Effizienzstrategien gesprochen und auf der anderen Seite betont, dies sei ein Widerspruch in sich und es könne nur um einen tatsächlich geringeren Ressourcenverbrauch gehen. Eher technik- und wirtschaftszentrierte Lösungsansätze stehen der Forderung nach einem Umdenken hin zu einem „langsamer, weniger, besser, schöner“ (Glauber 2006) entgegen. Über grundlegende Prinzipien, wie globale Gerechtigkeit und die Erhaltung

der Möglichkeiten für zukünftige Generationen, herrscht dabei auf beiden Seiten weitgehend Einigkeit. Doch wie „nachhaltige Entwicklung“ tatsächlich gestaltet werden kann und muss und welche Maßnahmen ergriffen werden sollten – darüber gehen die Meinungen weit auseinander. Statt einer „nachhaltigen“ Sicherung des Status quo und damit nur einer „vernünftigen“ Verlängerung der Gegenwart (vgl. Lintzel 2007: 175), sollte es aus kultureller Sicht vielmehr um ein tatsächliches Umdenken und wirkliche Veränderung gehen.

Die Debatte um kulturelle Nachhaltigkeit enthält den Tenor, dass etwas weniger über Lösungsansätze und dafür mehr über *Ursachen* für die heutigen Probleme und Zukunftssorgen diskutiert wird. Dazu gehört eindeutig, dass der Begriff *deutlich abgegrenzt* und damit *wieder gebrauchsfähig* gemacht wird. Bisher definierte sich Nachhaltigkeit laut Sachs wie ein „Alleskleber, von dem kein Teil mehr loskommt, weder Freund noch Feind“ (Sachs 1997: 99). Wie dargestellt wurde bezieht sich *kulturelle Nachhaltigkeit* im Wesentlichen darauf, dass der Mensch als Teil der Natur und nicht als „Herrscher“ über sie anerkannt wird und dass es um den Entwurf einer tragbaren, zukunftsfähigen und vor allem evolutionären Entwicklung geht. Grenzenlosen Fortschrittsoptimisten, die Nachhaltigkeit und (unendliches) Wachstum für vereinbar halten, setzt kulturelle Nachhaltigkeit risiko- und grenzbewusstes Denken entgegen. Das heißt, dass aus dieser Perspektive die Grenzen der Aufnahmefähigkeit des Globus für menschliche Aktivitäten anerkannt werden und versucht wird, menschliches Verhalten an Rhythmus und Reproduktionszyklen der Natur anzupassen.

Es wurde gezeigt, dass trotz der Schwierigkeiten und der Kontroversen um die Vereinnahmung des Begriffs an diesem festgehalten werden kann, weil er Substanz hat und auf etwas Größeres verweist: auf die

Hoffnung einer Entwicklung, die dem plötzlichen Kollaps gefeit ist. „Nachhaltigkeit“ ist dabei wie der Schirm für ein Wortfeld, in dem sich Vokabeln für ein wünschenswertes und zukunftsfähiges Leben sammeln (vgl. Grober 2010: 14). Die Unschärfe des Konzepts wird zu seinem Vorteil gedeutet und die Elastizität des Begriffs ermöglicht ähnliche Ansätze zu vereinen: so gehören zum Beispiel „grün“, „ökologisch“, „naturgemäß“, „Lebensqualität“ oder sogar „Management“ von „Umwelt“ durchaus zu diesem Wortfeld (vgl. ebd.). Wichtig ist eben nur, dass sich der Begriff „Nachhaltigkeit“ abgrenzt und ganz klar ist, dass damit grundsätzlich das Prinzip verbunden ist, „von den Zinsen“ zu leben und nicht „von der Substanz“. Wie Grober durch seine akribische „Kulturgeschichte des Begriffs“ (Grober 2010) verdeutlicht, ist die Idee der Nachhaltigkeit seit Jahrhunderten mit dem Grundbedürfnis der Menschen nach Sicherheit und intuitiven Vorsorgedenken verbunden. Die weltweite Bewegung um diesen Begriff sei mittlerweile stark gewachsen, Erfahrungen und Kenntnisse würden seit Jahrzehnten unter diesem Begriff verhandelt – daher sei „Nachhaltigkeit“ als Begriff nicht mehr „so einfach wegzuradiieren“ (vgl. Grober 2002a). In der vorliegenden Arbeit wurde aufgezeigt, dass Nachhaltigkeitsbegriff und -konzept durchaus Bestand haben und positiv bewertet werden können.

### *Stärken und Chancen der kulturellen Perspektive auf Nachhaltigkeit*

Der vorherrschende Nachhaltigkeitsdiskurs beruht auf dem unauflösbaren immanenten Widerspruch, dass die „ökologische Krise“ letztlich mit genau den Strukturen und Instrumenten gelöst werden soll, welche aus kultureller Sicht überhaupt erst zu dieser Krise führten (vgl. Dingler 2003: 341). „Nachhaltigkeit“ kann kein Lösungsansatz zur Bearbeitung der Krise sein solange nur die *Symptome* behandelt

werden und nicht die *Ursachen*. In der Debatte um kulturelle Nachhaltigkeit spiegelt sich deshalb eine neue Art des Denkens wider, welches menschliches Handeln auf natürliche Prozesse und „Kulturen der Nachhaltigkeit“ bezieht. Doch dieses „neue Denken“ steht einer immer noch dominanten Weltsicht gegenüber, die den Wertevorstellungen des Wirtschaftswachstums verhaftet ist. Diese Konkurrenzsituation zu betonen ist nicht sehr populär: „Sie passt nicht ins Bild des erfolgsorientierten, kurzatmigen Politikmanagements, welches auch die Nachhaltigkeitsdebatte beherrscht“ (vgl. Lucas/ Matys 2003: 13). Insofern verwundert es nicht, dass das aus kultureller Sicht erforderliche Thema „notwendiger Wertewandel“ nur wenig Gehör findet:

„*Daß* Nachhaltigkeit ein gesamtgesellschaftliches Transformationskonzept ist, ist also seine Stärke und seine Schwäche zugleich: Stärke, weil es Umweltprobleme in ihren gesellschaftlichen Kontext einreihet und damit den Übergang von Problemverlagerungen zu Problemlösungen zu leisten verspricht. Schwäche, weil damit als Erfolgsbedingung eben auch ein gesamtgesellschaftlicher Transformationsprozeß notwendig wird.“ (Schäfer/ Schön 2000: 236)

Dabei betonen Leggewie und Welzer zum Beispiel, dass dieser Wertewandel nicht als Horrorszenario empfunden werden muss, sondern schlicht als Herausforderung gesehen werden könne: „Wenn man die große Transformation nicht als *Veränderungszumutung*, sondern als *Veränderungschance* begreift, kann man sie auch als ein ureigenes Projekt verstehen, das die Gesellschaft in vielerlei Hinsicht besser machen kann als sie ist“ (Leggewie/ Welzer 2009: 174). Wie sie betonen, löst zwar schon der Begriff „Veränderung“ Entsetzen aus, weil er sofort mit „Verzicht“ gleichgesetzt wird und „in dem Augenblick, in dem man ‚Verzicht‘ sagt, der Status quo blitzartig als ein Optimum

erscheint, an dem nicht herumgeschraubt werden darf“ (ebd.: 175) – doch dieser Reflex werte den gegebenen Zustand auf, obwohl er unter anderen Umständen Gegenstand heftiger Kritik sein kann, also vielleicht gar nicht so ideal ist (vgl. ebd.). Kulturelle Nachhaltigkeit reflektiert deshalb die gegenwärtigen Werte und Normen und betont noch mehr die Dimensionen der Lebensqualität, der Lebenskunst und der Frage nach einem „schönen Leben“ (siehe z.B. Schmid 2000). *Wertehaltungen* sollten aus dieser Perspektive zu einem zentralen Schwerpunkt der Debatte werden, so auch die Frage danach welches Welt- und Menschenbild dem neu zu entwickelnden Fortschrittsverständnis Substanz und Zielorientierung verleihen kann.

Da vorherrschende (Werte-)Systeme nicht abgeschafft werden können (und sollen), geht es darum, die Herausforderungen des Nachhaltigkeitsleitbildes anzunehmen und zu versuchen neue Wertfiguren in den Diskurs mit einzubeziehen (vgl. Krainer/ Trattnigg 2007: 10f.). Der transdisziplinäre Forschungsansatz und das Instrumentarium der Kulturwissenschaften wurden in dieser Beziehung als wichtige Umsetzungsmittel genannt, denn insbesondere die Fähigkeit Zusammenhänge zu erkennen und den Blick für das Ganze zu bewahren ist existenziell für die Idee der Kulturen der Nachhaltigkeit. Weil sich nicht nur die Gesellschaft, sondern auch das wissenschaftliche System zunehmend ausdifferenziert, wächst „die unüberschaubar werdende Flut konditionaler, selbstungewisser, zusammenhangloser Detailergebnisse“ (Beck 1986: 256) und nur durch die „Spezialisierung auf den Zusammenhang“ kann das wissenschaftliche System in der Lage sein, auf komplexe und abstrakte Bedrohungen wie die ökologische Krise zu reagieren, wie Ulrich Beck dazu betont (vgl. ebd.: 295).

Durch das Prinzip der Kulturen der Nachhaltigkeit wird deutlich, dass es um Zusammenhänge, Ganzheitlichkeit, Toleranz aber vor allem auch einen holistischen Ansatz geht.

„Der Anfang besteht in der Erkenntnis der Zusammenhänge. Immer mehr wird man sehen können, dass es keine ‚speziellen‘ Fragen gibt, die isoliert erkannt oder gelöst werden können, da alles schließlich ineinander greift und voneinander abhängig ist. Die Fortsetzung des Anfang ist: weitere Zusammenhänge zu entdecken und sie für die wichtigste Aufgabe des Menschen ausnützen – für die Entwicklung“ (Kandinsky 1973: 107f.).

Kandinsky versuchte – im Hinblick auf die strikte Trennung von Wissenschaft, Technik und Kunst und damit ebenso aktuell für den Nachhaltigkeitsdiskurs – mit seiner Kunst dem ausschließenden „entweder/ oder“-Denken ein „Und“ entgegenzusetzen. Damit soll an dieser Stelle auf seine Erkenntnis verwiesen werden, dass Pluralismus und kulturelle Vielfalt sowie Gelassenheit in der Lebenskunst wichtiger sein können als das „entweder/ oder“ der klassischen Moderne, welche auf Eindeutigkeit, grundsätzliche Berechenbarkeit und Unwiderlegbarkeit aus war (vgl. Wehrspau/ Schoemps 2002: 55). Ebenso sollte es bei Nachhaltigkeit nicht ausschließlich um quantifizierbare Werte und monetarisierbare Prozesse, sondern auch um immaterielle Werte wie Glück, Wohlergehen oder eben um mehr Qualität gehen. Deshalb wird nicht gänzlich von einer ökonomischen Sichtweise auf die Probleme Abstand genommen, aber darauf verwiesen, dass es verschiedene Perspektiven auf ein Problem geben kann und die Lösung im ganzheitlichen Ansatz liegt.

Das Leitbild der Nachhaltigkeit hat sich zwar auch zur Frage nach dem „richtigen“ Weg in die Zukunft entwickelt, doch es sollte nicht erwartet werden, dass dieses Konzept *einen* Weg oder *ein* Ziel vorgibt, sondern

es zeigt stattdessen wie Möglichkeiten und Handlungsspielräume eröffnet und vor allem erhalten werden können. Und so wird betont, dass es nicht darum geht exakte Regeln aufzustellen, auch wenn das im Diskurs gerne so gehandhabt wird oder verlangt wird, sondern um *Leitlinien* und *Vorschläge* für eine tragbare Entwicklung (vgl. Kopfmüller et al. 2001: 174). Eine wichtige Erkenntnis liegt deshalb auch darin, dass es gar nicht möglich ist Verhaltensregeln zu formulieren, „die allgemein gültig das Problem der Nachhaltigkeit an jedem Ort des Globus, zu jeder Zeit und in jeder Gesellschaft beschreiben und Handlungsnormen daraus abzuleiten vermögen“ (Schenkel 2002: 38). Die Erhaltung und Erschaffung von Vielfalt erscheint in diesem Sinne als wahres Grundprinzip der Nachhaltigkeit.

#### *Das Aufdecken von Strukturen, die Nachhaltigkeit hemmen*

Die Prinzipien der Kulturen der Nachhaltigkeit lehren, dass der Weg das Ziel und das Ziel der Weg ist. Durch den systemischen Ansatz wird dabei zudem deutlich, dass zwischen Prozess und Ergebnis der Entwicklung nicht so sehr unterschieden werden sollte (vgl. Brocchi 2007a: 17). Für die Kulturen der Nachhaltigkeit ergibt sich daraus etwas sehr wichtiges:

„Wenn nicht nur die Inhalte, sondern auch die Typologie des Mediums, die Organisationsform oder der künstlerische Prozess eine Kultur bestimmen, dann braucht die Nachhaltigkeit nicht nur neue Paradigmen, Weltbilder oder Werte (Kultur der Nachhaltigkeit), sondern auch neue Kommunikationsformen (kulturelle Strategie der Nachhaltigkeit), die eine kulturelle Evolution ständig fördern und die Durchsetzung von selbstreferentiellen Weltbildern (Ideologien) hemmen.“ (Brocchi 2007a: 17)

Es ist eine große Herausforderung und Aufgabe des

Nachhaltigkeitsdiskurses Strukturen und Werte aufzudecken, die diesem Leitbild entgegenstehen und die seine Durchsetzung hemmen. Brand merkt an, dass die Nachhaltigkeitsdebatte zum Beispiel noch keine überzeugenden Konzepte in die öffentliche Debatte eingebracht habe, die den auf das traditionelle Dreigestirn „Wachstum - Erwerbsarbeit - Konsum“ fixierten hegemonialen Diskurs in Frage stellen könnten (vgl. Brand 2007: 160).

In Bezug darauf soll das Aufzeigen einer möglichen Verbindung von soziologischen Zeitdiagnosen und dem Nachhaltigkeitsdiskurs einen Beitrag dazu leisten, die Dominanz selbstreferentieller Logiken und Strukturen aufzudecken, die eine nachhaltige Entwicklung eher hemmen als fördern. Dabei konnte im Rahmen dieser Arbeit nur skizzenhaft<sup>108</sup> herausgearbeitet werden wie die „Kritik an der Moderne“ auch als „Kritik an der Unnachhaltigkeit moderner Gesellschaften“ umgedeutet werden könnte. So steht die Ausbreitung der Logik des Netzwerkkapitalismus, insbesondere das Lob der Flexibilität und die Übertragung der Projektlogik auf das Selbstverständnis der Menschen, den Prinzipien einer Kultur der Nachhaltigkeit entgegen. Nicht nur weil es hier um Kurzfristigkeit und ergebnis- und profitorientiertes Arbeiten geht, sondern auch weil diese Logik der Ausdruck eines selbstreferentiellen Systems ist, das in seinem Extrem Vielfalt unterdrückt und prekäre Strukturen fördert.

Die Denkweisen und Lebenseinstellungen der Menschen werden durch die aktuelle Kultur und die dominanten Paradigmen geprägt – dies ist die Grundannahme der kulturellen Nachhaltigkeit. Es gilt deshalb verstärkt bei der Gestaltung der Kultur mitzuwirken und zum Beispiel durch zivilgesellschaftliche Initiativen eine Umorientierung einzuleiten (vgl. Brocchi 2007: 124). Schulen, Universitäten und andere

Bildungsinstitutionen können dabei nachhaltige Denkweisen fördern, denn „nur wer in breiten Horizonten denkt und Zusammenhänge verstehen kann, kann die Ursachen komplexer Probleme begreifen und nachhaltige Lösungen vorschlagen“ (ebd.). „Nachhaltigkeitslabore“ könnten neue Lebens-, Konsum- und Arbeitsmodelle entwerfen und erproben, von denen gesamtgesellschaftliche Lernprozesse ausgehen können (vgl. ebd.)<sup>109</sup>. Auch und insbesondere KünstlerInnen und Kultur-AkteurInnen können dabei einen wichtigen Beitrag zum Umorientierungsprozess leisten und helfen unnachhaltige Strukturen aufzudecken. So zeichnet zum Beispiel Dieleman eine Reihe von Möglichkeiten auf, wie Künstler als gesellschaftsstrukturierende Akteure die Reflexionen der gegenwärtigen Verhältnisse stärken und damit zum Umdenken auf ökologischen, ökonomischen und sozialen Ebenen beitragen können (vgl. Dieleman 2008). Kurt und Wehrspau bilanzieren, dass „Nachhaltigkeit“ in dem Maße an gesellschaftlichem Prestige und öffentlichem Interesse gewinnen wird, wie man darin nicht nur ein „Umweltprogramm“ sieht, sondern in ihr eine Strategie „zur Humanisierung der Moderne“ und zur Sicherung des Individualismus und der Freiheit von morgen erkennt:

„Und so der Nachhaltigkeitsdiskurs tatsächlich offensiver als bisher Allianzen, Bündnisse und Kooperationen mit dem Feld kulturell-künstlerischer Praxis eingeht, wird man ihn schließlich vielleicht doch noch als das verstehen, was er von Anfang an war oder sein sollte: ein Reflektieren von Kultur auf ihre eigene Verallgemeinerbarkeit und Zukunftsfähigkeit.“ (Kurt/ Wehrspau 2001: 25)

### *Grenzen und Begrenzungen als Chance*

Die abschließenden Worte der vorliegenden Arbeit widmen sich noch mal den „Grenzen des Nachhaltigkeitskonzepts“. Denn Grenzen

können einerseits als Schranke interpretiert werden – das Konzept kommt hier aus genannten Gründen nicht weiter; andererseits setzt das Konzept der Nachhaltigkeit selbst Grenzen – es stellt der weiter-so-Haltung von Politik und Wirtschaft, die „grenzenloses“ Wachstum als Lösung propagieren, aber schwerfällig auf Krisen reagieren, ein Endlichkeitsbewusstsein entgegen und fordert auf dies als Chance zu begreifen.

Ein „Problem“ der grenzbewussten DenkerInnen liegt darin, überhaupt Grenzen aufzuzeigen – da der vermeintliche Kollaps trotz beständiger Warnrufe (von Malthus, Meadows usw., siehe Kapitel 1.3) ausbleibt, entsteht der Eindruck, es gäbe gar keine Grenzen. Deshalb liegt eine Stärke der kulturellen Nachhaltigkeit darin, den Fokus zu verschieben und Grenzen anders zu definieren. Nicht das Nachzeichnen einer exakten „Grenzlinie“, die bei Überschreiten zum Katastrophenszenario führt, sollte zentral für den Nachhaltigkeitsdiskurs sein, sondern die Frage nach einem guten, tragbaren und schönen Hier und Jetzt und der Verweis darauf, dass unerfreuliche Veränderungen meist nicht plötzlich, sondern schleichend auftreten (vgl. Sachs 2006: 26). Der plötzliche Kollaps mag absehbar, aber schwer nachzuweisen sein, doch die Tatsache, dass Gletscher abschmelzen, Inseln versinken, und sich die Vielfalt der Arten verringert, ist nachweisbar. Die Erhaltung von Lebensräumen, Vielfalt und Optionen ist zentraler Gegenstand des Nachhaltigkeitsleitbildes, deshalb könnten Einschränkung und Verlust mehr in den Blickpunkt gestellt werden. Sachs schlägt deshalb vor von Metaphern wie „Abgrund“ oder „Kollaps“ Abstand zu nehmen, und neue Metaphern, wie zum Beispiel das „Aufribbeln“ eines Gewebes zu wählen (vgl. ebd.).

Die Fähigkeit zur Begrenzung ist ein Leitmotiv der Nachhaltigkeit. Nicht

das zu tun, was theoretisch möglich wäre, ist schließlich eine große Herausforderung unserer Zeit, wie Grober hervor hebt (vgl. Grober 2010a: 69). Dabei wird zunehmend auf die Frage nach der Lebensqualität verwiesen, da es in den Industrienationen mehr und mehr darum geht das „rechte Maß“ in der Flut der Optionen zu finden. Sachs betont: „Das rechte Mass [sic] zu suchen, ist keine Empfehlung für ein moralisch besseres, sondern für ein unabhängigeres Leben“ (Sachs 2006a: 34). In der heutigen Multioptionsgesellschaft bedrohe nicht mehr der Mangel, sondern der Überfluss an Optionen die Unabhängigkeit der Personen. Seinem Leben eine Form zu geben, verlange deshalb heute mehr denn je die Fähigkeit „nein“ zu sagen, schreibt Sachs (vgl. ebd.). Dabei ist nicht die Vielfalt der Optionen problematisch, sondern die Frage, ob der Mensch damit umzugehen weiß. Dass es nicht gelingt Krisen wie den Klimawandel abzuwenden oder gar nicht erst entstehen zu lassen, steht für Dürr in Zusammenhang mit einer „notorischen Vernachlässigung des ‚Systemischen‘ gegenüber dem ‚Lokal-Ursächlichen‘, einer bewussten Unterbetonung des ‚Gemeinsamen‘ gegenüber dem ‚Individuellen‘ und einer Abwertung von ‚Solidarität und Gemeinsinn‘ gegenüber der isolierten Eigenleistung und dem ‚Eigennutz‘“ (Dürr 2009: 121). In der Betonung der kulturellen Dimension der Nachhaltigkeit liegt die Chance auf diese Missstände und damit auf Ursachen für größere Krisen zu verweisen.

# Literatur

- Altvater, Elmar (1992): Der Preis des Wohlstands oder Umweltplünderung und neue Welt(un)ordnung. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Bachmann, Günther (2008): Gatekeeper. A Foreword. In: Kagan, Sacha; Kirchberg, Volker (2008): Sustainability. A new frontier for the arts and cultures. Frankfurt a.M.: VAS, S. 8-13.
- Bargatzky, Thomas (1986): Einführung in die Kulturökologie. Umwelt, Kultur und Gesellschaft. Berlin: Reimer.
- Bauman, Zygmunt (2008): Flüchtige Zeiten. Leben in der Ungewissheit. Hamburg: Hamburger Edition.
- Beck, Ulrich (1986): Die Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Beck, Ulrich; Giddens, Anthony; Lash, Scott (1996): Reflexive Modernisierung. Eine Kontroverse. Frankfurt a.M.: edition Suhrkamp.
- Becke, Guido (2008): Soziale Nachhaltigkeit in flexiblen Arbeitsstrukturen. Problemfelder und arbeitspolitische Gestaltungsperspektiven. Berlin: LIT.
- Beckmann, Suzanne C. (2000): Nachhaltige Entwicklung: Paradigmenkrise statt Kommunikationsproblem? In: UBA (2000): Strategien zur Popularisierung des Leitbildes „Nachhaltige Entwicklung“ aus sozialwissenschaftlicher Perspektive. Tagungsdokumentation in zwei Bänden. Berlin: UNESCO-Verbindungsstelle für Umwelterziehung, S. 60-72.
- Bergthaller, Hannes (2004): Ökologie zwischen Wissenschaft und Weltanschauung. Untersuchungen zur Literatur der modernen amerikanischen Umweltbewegung: Aldo Leopold, Rachel Carson, Gary Snyder und Edward Abbey. Dissertationsschrift an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn. url: <http://deposit.ddb.de/cgi-bin/dokserv?idn=973469889> (14.05.2010).
- Blätzel-Mink, Birgit; Kastenholz, Hans; Schneider, Melanie; Spurr, Astrid (2003): Nachhaltigkeit und Transdisziplinarität: Ideal und Forschungspraxis. Arbeitsbericht der Akademie für Technikfolgenabschätzung in Baden-Württemberg, Nr. 229 Januar 2003. url: [elib.uni-stuttgart.de/opus/volltexte/2004/1723/pdf/ab229.pdf](http://elib.uni-stuttgart.de/opus/volltexte/2004/1723/pdf/ab229.pdf) (14.05.2010).
- Blazejczak, Jürgen; Hildebrandt, Eckart; Spangenberg, Joachim; Weidner, Helmut (2000): Arbeit und Ökologie. Ein neues Forschungsprogramm. Wuppertal Paper Nr. 92.
- BMBF (Bundesministerium für Bildung und Forschung) (2008): Bundesbericht Forschung und Innovation 2008. Bonn u.a.: Bundesministerium.

- BMU (Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz und Reaktorsicherheit) (1998): Nachhaltige Entwicklung in Deutschland. Entwurf eines umweltpolitischen Schwerpunktprogramms. Bonn (Eigendruck).
- BMU (Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz und Reaktorsicherheit) (1997): Agenda 21 – Dokumente. Konferenz der Vereinten Nationen für Umwelt und Entwicklung im Juni 1992 in Rio de Janeiro. Bonn (Eigendruck).
- Boltanski, Luc (2007): Leben als Projekt. Prekarität in der schönen neuen Netzwerkwelt. In: polarkreis e.V. (Hg.): Polar. Halbjahresmagazin zu Politik, Theorie, Alltag. Ausgabe 2 „Ökonomisierung“, Frühjahr 2007. Frankfurt a.M. u.a.: Campus, S. 7-13.
- Boltanski, Luc; Chiapello, Eve (2005): Die Rolle der Kritik für die Dynamik des Kapitalismus: Sozialkritik versus Künstlerkritik. In: Miller, Max (2005): Welten des Kapitalismus. Institutionelle Alternativen in der globalisierten Ökonomie. Frankfurt a.M. u.a.: Campus, S. 285-321.
- Boltanski, Luc; Chiapello, Eve (2003): Der neue Geist des Kapitalismus. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.
- Bosch, Gerhard; Kalina, Thorsten; Lehndorff, Steffen; Wagner, Alexandra; Weinkopf, Claudia (2001): Zur Zukunft der Erwerbsarbeit. Eine Positionsbestimmung auf der Basis einer Analyse kontroverser Debatten. Arbeitspapier 43, Hans-Böckler-Stiftung.
- Bourdieu, Pierre (1998): Gegenfeuer. Wortmeldungen im Dienste des Widerstands gegen die neoliberale Invasion. Konstanz: UVK.
- Brand, Karl-Werner (2007): Nachhaltigkeitskommunikation: eine soziologische Perspektive. In: Michelsen, Gerd; Godemann, Jasmin (2007): Handbuch Nachhaltigkeitskommunikation. Grundlagen und Praxis. 2. überarb. Aufl.. München: oekom, S. 151-161.
- Brand, Karl-Werner (2001): Wollen wir was wir sollen? Plädoyer für einen dialogisch-partizipativen Diskurs über nachhaltige Entwicklung. In: Fischer, Andreas (2001): Vom schwierigen Vergnügen einer Kommunikation über die Idee der Nachhaltigkeit. Frankfurt a.M.: VAS, S. 12-34.
- Brand, Karl-Werner (2000): Nachhaltigkeitsforschung – Besonderheiten, Probleme und Erfordernisse eines neuen Forschungstypus. In: ders. (2000): Nachhaltige Entwicklung und Transdisziplinarität. Besonderheiten, Probleme und Erfordernisse der Nachhaltigkeitsforschung. Berlin: Analytica, S. 9-28.
- Brand, Karl-Werner (2000a): Resonanz für Nachhaltige Entwicklung: Theoretische Perspektiven. In: UBA (Umweltbundesamt) (2000): Strategien zur Popularisierung des Leitbildes „Nachhaltige Entwicklung“ aus sozialwissenschaftlicher Perspektive. Tagungsdokumentation in zwei Bänden. Berlin: UNESCO-Verbindungsstelle für Umwelterziehung, S. 46-59.

- Brand, Karl-Werner (1998): Soziologie und Natur. Theoretische Perspektiven. Opladen: Leske + Budrich.
- Brand, Karl-Werner (1998a): Soziologie und Natur. Eine schwierige Beziehung. Zur Einführung. In: ders. (1998): Soziologie und Natur. Theoretische Perspektiven. Opladen: Leske + Budrich, S. 9-29.
- Brand, Karl-Werner (1997): Nachhaltige Entwicklung. Eine Herausforderung an die Soziologie. Opladen: Leske + Budrich.
- Brand, Karl-Werner (1997a): Probleme und Potenziale einer Neubestimmung des Projekts der Moderne unter dem Leitbild „nachhaltige Entwicklung“. Zur Einführung. In: ders. (1997): Nachhaltige Entwicklung. Eine Herausforderung an die Soziologie. Opladen: Leske + Budrich, S. 9-32.
- Brand, Karl-Werner; Fürst, Volker (2002): Voraussetzungen und Probleme einer Politik der Nachhaltigkeit - Eine Exploration des Forschungsfeldes. In: Brand, Karl-Werner (2002): Politik der Nachhaltigkeit. Voraussetzungen, Probleme, Chancen - eine kritische Diskussion. Berlin: edition sigma, S. 15-109.
- Brand, Karl-Werner; Jochum, Georg (2000): Der deutsche Diskurs zu nachhaltiger Entwicklung. Abschlussbericht eines DFG-Projekts zum Thema „Sustainable Development/ Nachhaltige Entwicklung - Zur sozialen Konstruktion globaler Handlungskonzepte im Umweltdiskurs“. MPS-Texte 1/2000.
- Brand, Ulrich (2004): Nachhaltige Entwicklung: ein Schlüsselkonzept weltgesellschaftlicher Bildung? In: Jahrbuch für Pädagogik 2004, (die Seitenangaben beziehen sich auf das pdf Dokument). url: <http://www.uibk.ac.at/peacestudies/downloads/peacelibrary/nachhaltigeentwicklung.pdf> (19.07.2010).
- Brandl, Sebastian; Hildebrandt, Eckart (2002): Zukunft der Arbeit und soziale Nachhaltigkeit. Zur Transformation der Arbeitsgesellschaft vor dem Hintergrund der Nachhaltigkeitsdebatte. Opladen: Leske+Budrich.
- Breuel, Birgit (1999): Agenda 21. Vision: nachhaltige Entwicklung. Frankfurt a.M. u.a.: Campus.
- Brocchi, Davide (2009): Einführung in die Nachhaltigkeitskritik. In: Glocalist Review. Digitale Wochenzeitung, Ausgabe Nr. 239-240/2009 vom 24.08.2009, hrg. von Christian Neugebauer, S. 40-43. url: <http://www.glocalist.com/23.0.html> (14.05.2010).
- Brocchi, Davide (2008): The Cultural Dimension of Sustainability. In: Kagan, Sacha; Kirchberg, Volker (2008): Sustainability. A new frontier for the arts and cultures. Frankfurt a.M.: VAS, S. 26-58.
- Brocchi, Davide (2007): Die Umweltkrise - eine Krise der Natur. In: Altner, Günter et al. (2007): Jahrbuch Ökologie 2008. München: Beck, S. 115-126.

- Brocchi, Davide (2007a): Die kulturelle Dimension der Nachhaltigkeit. In: Webmagazin Cultura21, 2007, S. 1-18. url: <http://www.davidebrocchi.eu/artikel.html> (14.05.2010).
- Bröckling, Ulrich (2007): Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bröckling, Ulrich (2005): Projektwelten. Anatomie einer Vergesellschaftungsform. In: Leviathan. Berliner Zeitschrift für Sozialwissenschaft. Jg. 2005, Heft 3, S. 364-383.
- Bröckling, Ulrich; Krasmann, Susanne; Lemke, Thomas (2000): Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Brot für die Welt; BUND; eed e.V. (2009): Wegmarken für einen Kurswechsel. Eine Zusammenfassung der Studie „Zukunftsfähiges Deutschland in einer globalisierten Welt“ des Wuppertal Instituts für Klima, Umwelt, Energie. url: [http://www.brot-fuer-die-welt.de/weltweit-aktiv/index\\_2242\\_DEU\\_HTML.php](http://www.brot-fuer-die-welt.de/weltweit-aktiv/index_2242_DEU_HTML.php) (19.07.2010).
- Brown, Lester R. (1981): Building a Sustainable Society. A Worldwatch Institute book. New York u.a.: Norton.
- Buestrich, Michael; Wohlfahrt, Norbert (2008): Die Ökonomisierung der Sozialen Arbeit. In: APuZ 12-13/ 2008.
- BUND; Brot für die Welt; eed e.V. (2009): Zukunftsfähiges Deutschland in einer globalisierten Welt. Ein Anstoß zur gesellschaftlichen Debatte. Eine Studie des Wuppertal Instituts für Klima, Umwelt, Energie. Frankfurt: Fischer.
- BUND; Misereor (1997): Zukunftsfähiges Deutschland. Ein Beitrag zu einer global nachhaltigen Entwicklung. Studie des Wuppertal Instituts für Klima, Umwelt, Energie GmbH. 4. überarb. und erw. Aufl. Basel u.a.: Birkhäuser.
- Bundesregierung (2008): Für ein nachhaltiges Deutschland. Fortschrittsbericht 2008 zur nationalen Nachhaltigkeitsstrategie. Berlin. url: <http://www.bundesregierung.de/Webs/Breg/nachhaltigkeit/DE/Berichte/Berichte.html> (14.05.2010).
- Bundesregierung (2004): Perspektiven für Deutschland. Unsere Strategie für eine nachhaltige Entwicklung. Fortschrittsbericht 2004. Berlin. Url: <http://www.bundesregierung.de/Webs/Breg/nachhaltigkeit/DE/Berichte/Berichte.html> (14.05.2010).
- Bundesregierung (2002): Perspektiven für Deutschland. Unsere Strategie für eine nachhaltige Entwicklung. Berlin. url: <http://www.bundesregierung.de/Webs/Breg/nachhaltigkeit/DE/Berichte/Berichte.html> (14.05.2010).

- Burger, Paul (2007): Nachhaltigkeitstheorie als Gesellschaftstheorie. Ein philosophisches Plädoyer. In: Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften (2007): Nachhaltigkeitsforschung - Perspektiven der Sozial- und Geisteswissenschaften. Bern: SAGW, S. 13-34.
- Burger, Paul (2004): Was ist nachhaltige Entwicklung? In: Uni Nova 97, Juli 2004, S. 6-7.
- Capra, Fritjof (2002): Verborgene Zusammenhänge. Vernetzt denken und handeln - in Wirtschaft, Politik, Wissenschaft und Gesellschaft. Bern u.a.: Scherz.
- Capra, Fritjof (1990): Wendezeit. Bausteine für ein neues Weltbild. 19. überarb. und erw. Aufl. Bern u.a.: Scherz.
- Carson, Rachel (1994): Silent Spring. With an introduction by Vice President Al Gore. Boston u.a.: Houghton Mifflin.
- Castel, Robert (2000): Die Metamorphosen der sozialen Frage. Eine Chronik der Lohnarbeit. Konstanz: UVK.
- Castel, Robert; Dörre, Klaus (2009): Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts. Frankfurt a.M. u.a.: Campus.
- Castells, Manuel (2003): Jahrtausendwende. Teil 3 der Trilogie Das Informationszeitalter. Opladen: Leske+Budrich.
- Castells, Manuel (2002): Die Macht der Identität. Teil 2 der Trilogie Das Informationszeitalter. Opladen: Leske+Budrich.
- Castells, Manuel (2001): Der Aufstieg der Netzwerkgesellschaft. Teil 1 der Trilogie Das Informationszeitalter. Opladen: Leske+Budrich.
- Catton, William R.; Dunlap Riley E. (1980): A New Ecological Paradigm for Post-Exuberant Sociology. In: American Behavioral Scientist, Vol. 24, No. 1, S. 15-47.
- Daly, Herman E. (1999): Wirtschaft jenseits von Wachstum. Die Volkswirtschaftslehre nachhaltiger Entwicklung. Salzburg u.a.: Pustet.
- Daly, Herman E. (1999a): Ecological Economics and the Ecology of Economics. Essays in Criticism. Cheltenham: Elgar.
- Daly, Herman E. (1977): Steady-State Economics. The economics of biophysical equilibrium and moral growth. San Fransisco: Freeman and company .
- Demirovic, Alex (2008): Neoliberalismus und Hegemonie. In: Butterwegge, Christoph; Lösch, Bettina; Ptak, Ralf (2008): Neoliberalismus. Analysen und Alternativen. Wiesbaden: VS, S. 17-33.
- Deutschmann, Christoph (2008): Kapitalistische Dynamik. Eine gesellschaftstheoretische Perspektive. Wiesbaden: VS.

- Dieleman, Hans (2008): Sustainability, Art and Reflexivity: why artists and designers may become key change agents in sustainability. In: Kagan, Sacha; Kirchberg, Volker (2008): Sustainability. A new frontier for the arts and cultures. Frankfurt a.M.: VAS, S. 108-146.
- Dingler, Johannes (2003): Postmoderne und Nachhaltigkeit. Eine diskurstheoretische Analyse der sozialen Konstruktionen von nachhaltiger Entwicklung. München: oekom.
- Döring, Ralf (2004): Wie stark ist schwache, wie schwach starke Nachhaltigkeit? Wirtschaftswissenschaftliche Diskussionspapiere, Diskussionspapier 08/2004, Greifswald. url: [www.rs.uni-greifswald.de/bwl/paper.html](http://www.rs.uni-greifswald.de/bwl/paper.html) (14.05.2010)
- Döring, Ralf; Egan-Krieger, Tanja von; Muraca, Barbara; Ott, Konrad (2007): Die ethische Idee der Nachhaltigkeit und ihre Kommunikation. In: Michelsen, Gerd; Godemann, Jasmin (2007): Handbuch Nachhaltigkeitskommunikation. Grundlagen und Praxis. 2. überarb. Aufl.. München: oekom, S. 97-108.
- Dürr, Hans-Peter (2009): Warum es ums Ganze geht. Neues Denken für eine Welt im Umbruch. München: oekom.
- Dürr, Hans-Peter (2002): Was heißt wissenschaftliches Querdenken? In: pö\_forum. Zukunftsfähige Wissenschaft braucht Querdenken. Herausforderungen für Lehre und Forschung durch Nachhaltigkeit. Dokumentation der gleichnamigen Tagung des Global Challenges Network e.V. an der Evangelischen Akademie Tutzing vom 11.-13. Dezember 2001 (veröffentlicht in politische ökologie 75 2002), S. 6-9. url: <http://www.oekom.de/zeitschriften/politische-oekologie/politische-oekologie-forum.html> (14.05.2010).
- Eblinghaus, Helga; Stickler, Armin (1996): Nachhaltigkeit und Macht. Zur Kritik von Sustainable Development. Mit einer Dokumentation der Debatte um die Studie „Zukunftsfähiges Deutschland“. 2. Aufl. Frankfurt a.M.: IKO.
- Ehrenberg, Alain (2004): Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft in der Gegenwart. Frankfurt a.M. u.a.: Campus.
- Ekardt, Felix (2005): Das Prinzip Nachhaltigkeit. Generationengerechtigkeit und globale Gerechtigkeit. München: C.H. Beck.
- Enquete-Kommission „Schutz des Menschen und der Umwelt“ (1998). Konzept Nachhaltigkeit. Vom Leitbild zur Umsetzung. Abschlussbericht der Enquete-Kommission „Schutz des Menschen und der Umwelt“ des 13. Deutschen Bundestages. Bonn: Deutscher Bundestag.

- Enquete-Kommission „Schutz des Menschen und der Umwelt“ (1994): Die Industriegesellschaft gestalten. Perspektiven für einen nachhaltigen Umgang mit Stoff- und Materialströmen. Abschlussbericht der Enquete-Kommission „Schutz des Menschen und der Umwelt - Bewertungskriterien und Perspektiven für Umweltverträgliche Stoffkreisläufe in der Industriegesellschaft“ des 12. Deutschen Bundestages. Bonn: Economica.
- Finke, Peter (2003): Kulturökologie. In: Nünning, Ansgar; Nünning, Vera (2003): Konzepte der Kulturwissenschaften. Theoretische Grundlagen - Ansätze - Perspektiven. Stuttgart, Weimar: J.B. Metzler, S. 248-279.
- Fischer, Andreas; Hahn, Gabriela (2001): Vom schwierigen Vergnügen einer Kommunikation über die Idee der Nachhaltigkeit. Frankfurt a.M.: VAS.
- Fischer, Joachim (2008): In welcher Gesellschaft leben wir eigentlich? In der bürgerlichen! In: APuZ 9-10/ 2008, S. 9-16.
- Fromm, Erich (1976): Haben oder Sein. Die seelischen Grundlagen einer neuen Gesellschaft. Stuttgart: Deutscher Taschenbuchverlag.
- Giddens, Anthony (1997): Konsequenzen der Moderne. 2. Aufl. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Glaeser, Bernhard (1992): Natur in der Krise? Ein kulturelles Missverständnis. In: GAIA Vol. 1, No. 4 (Juli 1992), S. 195-203.
- Glauber, Hans (2006): Langsamer, weniger, besser, schöner. 15 Jahre Toblacher Gespräche: Bausteine für die Zukunft. München: oekom.
- Godemann, Jasmin (2007): Verständigung als Basis inter- und transdisziplinärer Zusammenarbeit. In: Michelsen, Gerd; Godemann, Jasmin (2007): Handbuch Nachhaltigkeitskommunikation. Grundlagen und Praxis. 2. überarb. Aufl.. München: oekom, S. 86-96.
- Griefahn, Monika (2002): Nachhaltigkeitspolitik und Kulturpolitik - eine Verbindung mit Zukunft? In: Kurt, Hildegard; Wagner, Bernd (2002): Kunst – Kultur – Nachhaltigkeit. Die Bedeutung von Kultur für das Leitbild Nachhaltige Entwicklung. Kulturpolitische Gesellschaft e.V. Essen: Klartext, S. 59-67.
- Grober, Ulrich (2010): Die Entdeckung der Nachhaltigkeit. Kulturgeschichte eines Begriffs. München: Kunstmann.
- Grober, Ulrich (2010a): Die Erde zuerst. Über den Begriff „Nachhaltigkeit“ - und wie damit Unsinn getrieben wird. In: Greenpeace Magazin, Ausgabe 3.10 (Mai-Juni 2010), S. 66-69.
- Grober, Ulrich (2002): Tiefe Wurzeln: Eine kleine Begriffsgeschichte von 'sustainable development' - Nachhaltigkeit. In: Natur und Kultur, Transdisziplinäre Zeitschrift für ökologische Nachhaltigkeit, Jg. 3, Heft 1 (2002), S. 116-128.

- Grober, Ulrich (2002a): Konstruktives braucht Zeit. Über die langsame Entdeckung der Nachhaltigkeit. In: APuZ 31-32/ 2002, ohne Seitenangaben.
- Grober, Ulrich (2001): Die Idee der Nachhaltigkeit als zivilisatorischer Entwurf. In: APuZ 24/ 2001, S. 3-5.
- Grunwald, Armin (2004): Die gesellschaftliche Wahrnehmung von Nachhaltigkeitsproblemen und die Rolle der Wissenschaften. In: Ipsen, Dirk; Schmidt, Jan C. (2004): Dynamiken der Nachhaltigkeit. Marburg: Metropolis, S. 313-341.
- Grunwald, Armin; Kopfmüller, Jürgen (2006): Nachhaltigkeit. Frankfurt a.M. u.a.: Campus.
- Haan, Gerald de; Kuckartz, Udo; Rheingans, Anke; Schaar, Katrin (1996): Leitbilder im Diskurs um Ökologie, Gesundheit und Risiko. In: Haan, Gerald de (1996): Ökologie - Gesundheit - Risiko. Perspektiven ökologischer Kommunikation. Berlin: Akademie, S. 291-314.
- Habermas, Jürgen (1981): Die Moderne als unvollendetes Projekt. In: ders.: Kleine Politische Schriften I-IV. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 444-464.
- Haller, Max (2006): Soziologische Theorie im systematisch-kritischen Vergleich. 2., überarb. Aufl. Wiesbaden: VS.
- Hanschitz, Rudolf-Christian; Schmidt, Esther; Schwarz, Guido (2009): Transdisziplinarität in Forschung und Praxis. Chancen und Risiken partizipativer Prozesse. Wiesbaden: VS.
- Harborth, Hans-Jürgen (1993): Dauerhafte Entwicklung statt globaler Selbsterstörung. Eine Einführung in das Konzept des „Sustainable Development“. Berlin: edition sigma.
- Harribey, Jean-Marie (2004): Das Gerede von der Nachhaltigkeit. Wachstum und Entwicklung gehören nicht zusammen. In: Le Monde Diplomatique vom 14.07.2004, ohne Seitenangaben.
- Hauff, Volker (1987): Unsere gemeinsame Zukunft. Der Brundtland-Bericht der Weltkommission für Umwelt und Entwicklung. Greven: Eggenkamp.
- Held, Martin; Kümmerer, Klaus (2004): Rhythmen und Resilienz. Nachhaltige Entwicklung in zeitlicher Perspektive. In: Ipsen, Dirk; Schmidt, Jan C. (2004): Dynamiken der Nachhaltigkeit. Marburg: Metropolis, S. 113-150.
- Hildebrandt, Eckart (2000): Flexible Arbeit und nachhaltige Lebensführung. In: ders. (2000a): Reflexive Lebensführung. Zu den sozialökologischen Folgen flexibler Arbeit. In Zusammenarbeit mit Gudrun Linne. Berlin: Ed. Sigma, S. 271-310.
- Hildebrandt, Eckart (2000a): Reflexive Lebensführung. Zu den sozialökologischen Folgen flexibler Arbeit. In Zusammenarbeit mit Gudrun Linne. Berlin: edition sigma.

- Hildebrandt, Eckart; Lorentzen, Børge; Schmidt, Eberhardt (2001): Towards a sustainable worklife. Building social capacity. European approaches. Berlin: edition sigma.
- Hirsch Hadorn, Gertrude; Brun, Georg (2007): Ethische Probleme nachhaltiger Entwicklung. In: Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften (2007): Nachhaltigkeitsforschung - Perspektiven der Sozial- und Geisteswissenschaften. Bern: SAGW, S. 235-253.
- Horkheimer, Max; Adorno, Theodor W. (2003): Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente. 14. Aufl. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Hösle, Vittorio (1991): Philosophie der ökologischen Krise. Moskauer Vorträge. München: Beck.
- Hossay, Patrick (2006): Unsustainable. A Primer for Global Environmental and Social Justice. London u.a.: Zed Books.
- Hübner, Renate (2007): Materielle Kultur - eine Kultur des Materiellen? In: Krainer, Larissa; Trattnigg, Rita (2007): Kulturelle Nachhaltigkeit. Konzepte, Perspektiven, Positionen. München: oekom, S. 223-258.
- Illouz, Eva (2003): Der Konsum der Romantik. Liebe und die kulturellen Widersprüche des Kapitalismus. Frankfurt a.M. u.a.: Campus.
- Ipsen, Dirk; Schmidt, Jan C. (2004): Dynamiken der Nachhaltigkeit. Marburg: Metropolis.
- Jerman, Tina (2001): Zukunftsformen. Kultur und Agenda 21. Essen: Klartext.
- Jüdes, Ulrich (2000): „Culture of Sustainability“: Zur Bedeutung emergenter Zielfunktionen im Sustainability-Diskurs. In: UBA (2000): Strategien zur Popularisierung des Leitbildes „Nachhaltige Entwicklung“ aus sozialwissenschaftlicher Perspektive. Tagungsdokumentation in zwei Bänden. Berlin: UNESCO-Verbindungsstelle für Umwelterziehung, S. 73-83.
- Kagan, Sacha (2010): Cultures of Sustainability and the aesthetics of the pattern that connects. In: Futures: The journal of policy, planning and futures studies, 2010 (im erscheinen, die Seitenzahlen beziehen sich deshalb auf das verfügbare pdf-Dokument). url: <http://sachakagan.wordpress.com/writings/> (19.07.2010)
- Kagan, Sacha (2008): Sustainability as a New Frontier for the Arts and Cultures. In: Kagan, Sacha; Kirchberg, Volker (2008): Sustainability. A new frontier for the arts and cultures. Frankfurt a.M.: VAS, S. 14-24.
- Kagan, Sacha; Kirchberg, Volker (2008): Sustainability. A new frontier for the arts and cultures. Frankfurt a.M.: VAS.
- Kandinsky, Wassily (1973): und (1927). In: ders. (1973): Essays über Kunst und Künstler. 3. Aufl. Zürich: Benteli, S. 97-108.

- Kirchberg, Volker (2009): Einführende Rede sowie Abschlussbemerkungen zur Ringvorlesung „Transdisziplinarität der Kulturwissenschaften. Stadt und Kultur - Kulturwissenschaftliche Perspektiven“ an der Leuphana Universität Lüneburg am 15.10.2009.
- Kirchberg, Volker (2008): Angst and Unsustainability in Postmodern Times. In: Kagan, Sacha; Kirchberg, Volker (2008): Sustainability. A new frontier for the arts and cultures. Frankfurt a.M.: VAS, S. 93-105.
- Kneer, Georg; Nassehi, Armin; Schroer, Markus (1997): Soziologische Gesellschaftsbegriffe. Konzepte moderner Zeitdiagnosen. München: Wilhelm Fink.
- Kocyba, Hermann (2005): Selbstverwirklichungszwänge und neue Unterwerfungsformen. Paradoxien der Kapitalismuskritik. In: Arbeitsgruppe SubArO (2005): Ökonomie der Subjektivität – Subjektivität der Ökonomie. Berlin: edition sigma.
- Kocyba, Hermann; Voswinkel, Stephan (2005): Kritik (in) der Netzwerkökonomie. In: Wagner, Gabriele; Hessinger, Philipp (2005): Ein Neuer Geist des Kapitalismus? Paradoxien und Ambivalenzen der Netzwerkökonomie. Wiesbaden: VS, S. 41-62.
- Kopfmüller, Jürgen; Brandl, Volker; Jörissen, Juliane; Paetau, Michael; Banse, Gerhard; Coenen, Reinhard; Grunwald, Armin (2001): Nachhaltige Entwicklung integrativ betrachtet. Konstitutive Elemente, Regeln, Indikatoren: Berlin: edition sigma.
- Koppetsch, Cornelia (2006): Das Ethos der Kreativen. Eine Studie zum Wandel von Arbeit und Identität am Beispiel der Werbeberufe. Konstanz: UVK.
- Kraemer, Klaus (2008): Die Soziale Konstitution der Umwelt. Wiesbaden: VS.
- Krainer, Larissa; Trattning, Rita (2007): Kulturelle Nachhaltigkeit. Konzepte, Perspektiven, Positionen. München: oekom.
- Krainer, Larissa; Trattning, Rita (2007a): Nachhaltigkeit ist eine Frage der Kultur. In: dies.: Kulturelle Nachhaltigkeit. Konzepte, Perspektiven, Positionen. München: oekom, S. 9-25.
- Krönig, Franz Kasper (2007): Die Ökonomisierung der Gesellschaft. Systemtheoretische Perspektiven. Bielefeld: transcript.
- Kuckartz, Udo; Rheingans-Heintze, Anke (2006): Trends im Umweltbewusstsein. Umweltgerechtigkeit, Lebensqualität und persönliches Engagement. Herausgegeben vom Umweltbundesamt. Wiesbaden: VS.
- Kuhn, Katina (2008): Die kulturelle Dimension nachhaltiger Entwicklung. Kulturkonzepte im Spiegel moderner Entwicklungsparadigmen: Modernisierung, Dependenz, Weltsystem, Nachhaltigkeit. Saarbrücken: VDM.

- Kuhn, Thomas S. (2007): Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. 2. rev. und um das Postskriptum von 1969 ergänzte Aufl. [Nachdr.]. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Kurt, Hildegard (2002): Nachhaltigkeit - eine Herausforderung an die Kunst? In: Kulturpolitische Mitteilungen Nr. 97, II/ 2002, S. 46-49.
- Kurt, Hildegard (2000): Kultur und Kunst in der Agenda 21? Anmerkungen zu einem schwierigen Verhältnis. In: Fechter, Michael; Krannich, Margreth (2000): Gesellschaftliche Perspektiven. Arbeit - Geschlecht - Natur - Neue Medien. Essen: Klartext, S. 112-118.
- Kurt, Hildegard; Wagner, Bernd (2002): Kunst – Kultur – Nachhaltigkeit. Die Bedeutung von Kultur für das Leitbild Nachhaltige Entwicklung. Kulturpolitische Gesellschaft e.V. Essen: Klartext.
- Kurt, Hildegard; Wagner, Bernd (2002a): Einführung. In: dies. (2002): Kunst – Kultur – Nachhaltigkeit. Die Bedeutung von Kultur für das Leitbild Nachhaltige Entwicklung. Kulturpolitische Gesellschaft e.V. Essen: Klartext, S. 13-30.
- Kurt, Hildegard; Wagner, Bernd (2002b): Versuchsanordnungen für Zukunft. Resümee und Ausblick. In: dies. (2002): Kunst – Kultur – Nachhaltigkeit. Die Bedeutung von Kultur für das Leitbild Nachhaltige Entwicklung. Kulturpolitische Gesellschaft e.V. Essen: Klartext, S. 247-264.
- Kurt, Hildegard; Wehrspaan, Michael (2001): Kultur. Der verdrängte Schwerpunkt des Nachhaltigkeits-Leitbildes. Überlegungen zur Notwendigkeit und den Chancen einer stärker kulturpolitischen Fundierung der Umweltpolitik. In: GAIA Vol. 10, No. 1 (März 2001), S. 16-25.
- Lange, Hellmuth (2008): Nachhaltigkeit als radikaler Wandel. Die Quadratur des Kreises? Wiesbaden: VS.
- Lazzarato, Maurizio (1998): Immaterielle Arbeit. In: Negri, Toni; Lazzarato, Maurizio; Virno, Paolo: Umherschweifende Produzenten. Immaterielle Arbeit und Subversion. Berlin: ID Verlag, S. 39-52.
- Leggewie, Claus; Welzer, Harald (2009): Das Ende der Welt, wie wir sie kannten. Klima, Zukunft und die Chancen der Demokratie. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Leitschuh-Fecht, Heike (2002): Moderationsthesen: Zum Verhältnis von Kultur und Nachhaltigkeit. Ideenworkshop des deutschen Nachhaltigkeitsrates vom 11./12.12.2001. url: <http://www.nachhaltigkeitsrat.de/dokumente/studien/konferenzpapiere/ideenworkshop-kultur-und-nachhaltigkeit/> (14.05.2010).
- Lintzel, Aram (2007): Sinncontainer „Nachhaltigkeit“. In: polarkreis e.V. (Hg.): Polar. Halbjahresmagazin zu Politik, Theorie, Alltag. Ausgabe 2 „Ökonomisierung“, Frühjahr 2007. Frankfurt a.M. u.a.: Campus, S. 174-175.

- Linz, Manfred (2004): Weder Mangel noch Übermaß. Über Suffizienz und Suffizienzforschung. Wuppertal Paper Nr. 145. url: [www.zappo-berlin.de/content/zappopedia/pub\\_docs/WP145.pdf](http://www.zappo-berlin.de/content/zappopedia/pub_docs/WP145.pdf) (14.05.2010).
- Linz, Manfred (1998): Spannungsbogen: „Zukunftsfähiges Deutschland“ in der Kritik. Berlin u.a.: Birkhäuser.
- Lorey, Isabell (2007): Vom immanenten Widerspruch zur hegemonialen Funktion. Biopolitische Gouvernementalität und Selbst-Prekarisierung von KulturproduzentInnen. In: Raunig, Gerald; Wuggenig, Ulf (2007): Kritik der Kreativität. Wien: Turia + Kant, S. 121-136.
- Lorey, Isabell (2006): Gouvernementalität und Selbst-Prekarisierung. Zur Normalisierung von KulturproduzentInnen. transform.eipcp.net. url: <http://transform.eipcp.net/transversal/1106/lorey/de> (19.07.2010).
- Lucas, Rainer; Matys, Thomas (2003): Erlebnis Nachhaltigkeit? Möglichkeiten und Grenzen des Eventmarketing bei der Vermittlung gesellschaftlicher Werte. Wuppertal Paper Nr. 136. url: [www.wupperinst.org/uploads/tx\\_wibeitrag/WP136.pdf](http://www.wupperinst.org/uploads/tx_wibeitrag/WP136.pdf) (14.05.2010).
- Luhmann, Niklas (1986): Ökologische Kommunikation. Kann die moderne Gesellschaft sich auf ökologische Gefährdungen einstellen? Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Luks, Fred (2001): Die Zukunft des Wachstums. Theoriegeschichte, Nachhaltigkeit und die Perspektiven einer neuen Wirtschaft. Marburg: Metropolis.
- Lutz, Rüdiger (1984): Die sanfte Wende. Aufbruch ins ökologische Zeitalter. München: Kösel.
- Mäder, Ueli (2007): Nachhaltige Entwicklung in der Risikogesellschaft. In: Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften (2007): Nachhaltigkeitsforschung - Perspektiven der Sozial- und Geisteswissenschaften. Bern: SAGW, S. 221-234.
- Malthus, Thomas R. (1798): An Essay on the principle of population, as it affects the future improvement of society. London: J. Johnson.
- Martin, Graham D. (2005): Does it matter? The unsustainable world of the materialists. Edinburgh: Floris.
- Massarrat, Mohssen (2006): Kapitalismus, Machtungleichheit, Nachhaltigkeit. Perspektiven zu revolutionären Reformen. Hamburg: VSA.
- McRobbie, Angela (2002): „Jeder ist kreativ“ Künstler als Pioniere der New Economy? In: Huber, Jörg (2002): Singularitäten – Allianzen. Institut für Theorie der Gestaltung und Kunst Zürich, S. 37-59.

- Meadows, Donella H.; Meadows, Dennis L.; Randers, Jorgen (1992): Die neuen Grenzen des Wachstums. Die Lage der Menschheit: Bedrohung und Zukunftschancen. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt.
- Meadows, Dennis; Meadows, Donella; Zahn, Erich; Milling, Peter (1990): Die Grenzen des Wachstums. Bericht des Club of Rome zur Lage der Menschheit. 15. Aufl. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt.
- Michelsen, Gerd (2007): Nachhaltigkeitskommunikation: Verständnis – Entwicklung – Perspektiven. In: Michelsen, Gerd; Godemann, Jasmin (2007): Handbuch Nachhaltigkeitskommunikation. Grundlagen und Praxis. 2. überarb. Aufl. München: oekom, S. 25-41.
- Mills, John Stuart (2004): Principles of political Economy. Amherst, NY : Prometheus Books.
- Mohr, Hans (1995): Qualitatives Wachstum. Lösung für die Zukunft. Stuttgart u.a.: Weitbrecht.
- Nassehi, Armin (2001): Gesellschaftstheorie und Zeitdiagnose. Soziologie als gesellschaftliche Selbstbeschreibung. In: Bohn, Cornelia; Willems, Herbert (2001): Sinngeneratoren. Fremd- und Selbstthematization in soziologisch-historischer Perspektive. Konstanz: UKV, S. 551-570.
- Nassehi, Armin (2001a): Moderne Gesellschaft. In: Kneer, Georg; Nassehi, Armin; Schroer, Markus (2001): Klassische Gesellschaftsbegriffe der Soziologie. München: Wilhelm Fink, S. 208-245.
- Niessen, Frank (2007): Nachhaltigkeit, Kapitalismus und Demokratie. Über die politischen und ökonomischen Realisierungsbedingungen einer nachhaltigen Entwicklung. Hamburg: Kovac.
- Nünning, Ansgar; Nünning, Vera (2003): Kulturwissenschaften: Eine multiperspektivische Einführung in einen interdisziplinären Diskussionszusammenhang. In: dies.: Konzepte der Kulturwissenschaften. Theoretische Grundlagen - Ansätze - Perspektiven. Stuttgart, Weimar: J.B. Metzler, S. 1-18.
- Oehme, Ines (2007): Stand der Nachhaltigkeitsdiskussion: Eine Übersicht zur Konzeptionalisierung im deutschsprachigen Raum. In: Krainer, Larissa; Trattnigg, Rita (2007): Kulturelle Nachhaltigkeit. Konzepte, Perspektiven, Positionen. München: oekom, S. 203-222.
- Ökoinstitut Südtirol (1998): Schönheit. Zukunftsfähig leben. Toblacher Gespräche 1998. Kurzfassung der Referate. Toblach: Eigenverlag.
- Opitz, Sven (2006): Richard Sennett. Das Spiel der Gesellschaft – Öffentlichkeit, Urbanität und Flexibilität. In: Moebius, Stephan; Quadflieg, Dirk (2006): Kultur. Theorien der Gegenwart. Wiesbaden: VS, S. 282-296.

- Ort, Claus-Michael (2003): Kulturbegriffe und Kulturtheorien. In: Nünning, Ansgar; Nünning, Vera (2003): Konzepte der Kulturwissenschaften. Theoretische Grundlagen - Ansätze - Perspektiven. Stuttgart, Weimar: J.B. Metzler, S. 19-38.
- Ott, Konrad (2002): Nachhaltigkeit des Wissens - was könnte das sein? In: Heinrich-Böll-Stiftung (2002): Gut zu Wissen. Links zur Wissensgesellschaft. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 208-235.
- Ott, Konrad; Döring, Ralf (2008): Theorie und Praxis starker Nachhaltigkeit. 2. überarb. und erw. Aufl. Marburg: Metropolis.
- Ott, Konrad; Döring, Ralf (2007): Soziale Nachhaltigkeit: Suffizienz zwischen Lebensstilen und politischer Ökonomie. In: Beckenbach, Frank et al. (2007): Soziale Nachhaltigkeit. Jahrbuch Ökologische Ökonomie Bd.5. Marburg: Metropolis, S. 35-71.
- Pongs, Armin (2000): In welcher Gesellschaft leben wir eigentlich? Gesellschaftskonzepte im Vergleich. Band 2. München: Dilemma.
- Pongs, Armin (1999): In welcher Gesellschaft leben wir eigentlich? Gesellschaftskonzepte im Vergleich. Band 1. München: Dilemma.
- Ptak, Ralf (2008): Grundlagen des Neoliberalismus. In: Butterwegge, Christoph; Lösch, Bettina; Ptak, Ralf (2008): Kritik des Neoliberalismus. 2. verbesserte Aufl. Wiesbaden: VS Verlag, S. 13-86.
- Ramadier, Thierry (2004): Transdisciplinary and its challenges: the case of urban studies. In: Futures 36 (2004), S. 423-439.
- Renn, Ortwin (1996): Rolle und Stellenwert der Soziologie in der Umweltforschung. In: Diekmann, Andreas; Jaeger, Carlo C. (1996): Umweltsoziologie. Sonderheft der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 28-58.
- Renn, Ortwin; Deuschle, Jürgen; Jäger, Alexander; Weimer-Jehle, Wolfgang (2007): Leitbild Nachhaltigkeit: Eine normativ-funktionale Konzeption und ihre Umsetzung. Wiesbaden: VS.
- Renn, Ortwin; Knaus, Anja; Kastenholz, Hans (1999): Wege in eine nachhaltige Zukunft. In: Breuel, Birgit (1999): Agenda 21. Vision: nachhaltige Entwicklung. Frankfurt a.M. u.a.: Campus, S. 17-74.
- Reusswig, Fritz (1997): Nicht-nachhaltige Entwicklungen. Zur interdisziplinären Beschreibung und Analyse von Syndromen des Globalen Wandels. In: Brand, Karl-Werner (1997): Nachhaltige Entwicklung. Eine Herausforderung an die Soziologie. Opladen: Leske + Budrich, S. 71-90.
- Ritzer, George (2006): Die McDonaldisierung der Gesellschaft. 4. völlig neue Aufl. Konstanz: UVK.
- Ritzer, George (2005): Die Globalisierung des Nichts. Konstanz: UVK.

- Robinson, John (2004): Squaring the circle? Some thoughts on the idea of sustainable Development. In: Ecological Economics 48 (2004), S. 369-384.
- Rothauer, Doris (2005): Kreativität & Kapital. Kunst und Wirtschaft im Umbruch. Wien.
- Sachs, Wolfgang (2006): Die Produktivität von Grenzen. Toblacher Thesen 1999. In: Glauber, Hans (2006): Langsamer, weniger, besser, schöner. 15 Jahre Toblacher Gespräche: Bausteine für die Zukunft. München: oekom, S. 25-29.
- Sachs, Wolfgang (2006a): Schön nachhaltig - nachhaltig schön? Aus den Toblacher Gesprächen 1999. In: Glauber, Hans (2006): Langsamer, weniger, besser, schöner. 15 Jahre Toblacher Gespräche: Bausteine für die Zukunft. München: oekom, S. 30-34.
- Sachs, Wolfgang (2002): Nach uns die Zukunft. Der globale Konflikt um Gerechtigkeit und Ökologie. Frankfurt a.M.: Brandes & Apsel.
- Sachs, Wolfgang (1997): Sustainable Development. Zur politischen Anatomie eines internationalen Leitbilds. In: Brand, Karl-Werner (1997): Nachhaltige Entwicklung. Eine Herausforderung an die Soziologie. Opladen: Leske + Budrich, S. 93-110.
- Sachs, Wolfgang (1994): Globale Umweltpolitik im Schatten des Entwicklungsdenkens. In: ders.: Der Planet als Patient. Über die Widersprüche globaler Umweltpolitik. Berlin u.a.: Birkhäuser, S. 15-42.
- Sachs, Wolfgang (1994a): Der Planet als Patient. Über die Widersprüche globaler Umweltpolitik. Berlin u.a.: Birkhäuser.
- Schäfer, Martina; Schön, Susanne (2000): Nachhaltigkeit als Projekt der Moderne. Skizzen und Widersprüche eines zukunftsfähigen Gesellschaftsmodells. Berlin: edition sigma.
- Schenkel, Werner (2002): Kunst, Kultur und Nachhaltigkeit? Einführungsvortrag in die Tagung am 10./11. Januar 2002. In: Kurt, Hildegard; Wagner, Bernd (2002): Kunst – Kultur – Nachhaltigkeit. Die Bedeutung von Kultur für das Leitbild Nachhaltige Entwicklung. Kulturpolitische Gesellschaft e.V. Essen: Klartext, S. 31-42.
- Schimank, Uwe (2007): Ökologische Gefährdungen, Anspruchsinflationen und Exklusionsverkettungen – Niklas Luhmanns Beobachtung der Folgeprobleme funktionaler Differenzierung. In: Schimank, Uwe; Volkmann, Ute (2007): Soziologische Gegenwartsdiagnosen I. Eine Bestandsaufnahme. Wiesbaden: VS, S. 125-142.
- Schimank, Uwe; Volkmann, Ute (2007): Soziologische Gegenwartsdiagnosen I. Eine Bestandsaufnahme. Wiesbaden: VS.
- Schimank, Uwe; Volkmann, Ute (1999): Gesellschaftliche Differenzierung. Bielefeld: transcript.

- Schmid, Wilhelm (2000): *Schönes Leben? Einführung in die Lebenskunst*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Schmidt, Jan C.; Ipsen, Dirk (2004): *Dynamische Perspektiven einer nachhaltigen Entwicklung. Eine einleitende Skizze*. In: Ipsen, Dirk; Schmidt, Jan C. (2004): *Dynamiken der Nachhaltigkeit*. Marburg: Metropolis, S. 7-22.
- Schmitz, Angela; Stephan, Petra (1996): *Die Weltkonferenz zu Umwelt und Entwicklung in Rio de Janeiro 1992. Ausweg aus dem Interessensdschungel?* In: Messner, Dirk; Nuscheler, Franz (1996): *Weltkonferenzen und Weltberichte. Ein Wegweiser durch die internationale Diskussion*. Bonn: Dietz, S. 175-185.
- Schramme, Thomas (2007): *Zweckimperialismus und Zweckvergessenheit. Arbeit und Ökonomisierung*. In: polarkreis e.V. (Hg.): *Polar. Halbjahresmagazin zu Politik, Theorie, Alltag*. Ausgabe 2 „Ökonomisierung“, Frühjahr 2007. Frankfurt a.M. u.a.: Campus, S. 109-112.
- Sebaldt, Martin (2002): *Sustainable Development – Utopie oder realistische Vision? Karriere und Zukunft einer entwicklungspolitischen Strategie*. Hamburg: Dr. Kovac.
- Sebaldt, Martin (2002a): *Sustainable Development – Utopie oder realistische Vision. Zur Einführung*. In: ders. (2002): *Sustainable Development – Utopie oder realistische Vision? Karriere und Zukunft einer entwicklungspolitischen Strategie*. Hamburg: Dr. Kovac, S. 9-20.
- Sebaldt, Martin (2002b): *„Von den Zinsen leben, nicht von der Substanz“*. Problemhintergrund und Entwicklung der Idee der Nachhaltigkeit. In: ders. (2002): *Sustainable Development – Utopie oder realistische Vision? Karriere und Zukunft einer entwicklungspolitischen Strategie*. Hamburg: Dr. Kovac, S. 23-48.
- Sennett, Richard (2009): *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus*. 6. Aufl. Berlin: Berlin Verlag.
- Sennett, Richard (2007): *Handwerk*. Berlin: Berlin Verlag.
- Sennett, Richard (2005): *Die Kultur des neuen Kapitalismus*. Berlin: Berlin Verlag.
- Siebert, Horst (2007): *Nachhaltigkeitskommunikation: Eine systemisch-konstruktivistische Perspektive*. In: Michelsen, Gerd; Godemann, Jasmin (2007): *Handbuch Nachhaltigkeitskommunikation. Grundlagen und Praxis*. 2. überarb. Aufl.. München: oekom, S. 134-142.
- Sieferle, Rolf Peter (2007): *Nachhaltigkeit aus umwelthistorischer Perspektive*. In: Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften (2007): *Nachhaltigkeitsforschung - Perspektiven der Sozial- und Geisteswissenschaften*. Bern: SAGW, S. 79-97.

- Spangenberg, Joachim (2006): Nachhaltigkeitsdiskurse. Das HGF-Konzept als Verständigungsbasis nutzen. In: Kopfmüller, Jürgen (2006): Ein Konzept auf dem Prüfstand. Das integrative Nachhaltigkeitskonzept in der Forschungspraxis. Berlin: edition sigma, S. 83-95.
- SRU (Der Rat von Sachverständigen für Umweltfragen) (1994): Umweltgutachten 1994. Für eine dauerhaft-umweltgerechte Entwicklung. Stuttgart: Metzler-Poeschel.
- Stehlik, Thomas (2002): Systemisches Denken. Die theoretische Perspektive nachhaltiger Strategien. In: Sebaldt, Martin (2002): Sustainable Development – Utopie oder realistische Vision? Karriere und Zukunft einer entwicklungspolitischen Strategie. Hamburg: Dr. Kovac, S. 49-93.
- Stehr, Nico (1994): Arbeit, Eigentum und Wissen: zur Theorie von Wissensgesellschaft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Steinbuch, Anja (2010): Plötzlich grün - die neuen Ökokonzerne. In: SZ online vom 05.01.2010. url: <http://www.sueddeutsche.de/finanzen/136/498430/text/> (14.05.2010).
- Tremmel, Jörg (2003): Nachhaltigkeit als politische und analytische Kategorie. Der deutsche Diskurs um nachhaltige Entwicklung im Spiegel der Interessen der Akteure. München: oekom.
- Tutzinger Manifest für die Stärkung der kulturell-ästhetischen Dimension nachhaltiger Entwicklung (2001). url: <http://www.kupoge.de/ifk/tutzinger-manifest/> (14.05.2010).
- UBA (Umweltbundesamt) (2000): Strategien zur Popularisierung des Leitbildes „Nachhaltige Entwicklung“ aus sozialwissenschaftlicher Perspektive. Tagungsdokumentation in zwei Bänden. Berlin: UNESCO-Verbindungsstelle für Umwelterziehung.
- UBA (Umweltbundesamt) (1997): Nachhaltiges Deutschland. Wege zu einer dauerhaft umweltgerechten Entwicklung. Berlin: Schmidt.
- Ullrich, Wolfgang (2006): Haben wollen. Wie funktioniert die Konsumkultur? Frankfurt a.M.: S. Fischer.
- UNESCO (1998): The Power of Culture. Aktionsplan über Kulturpolitik für Entwicklung. Verabschiedet von der UNESCO-Weltkonferenz "Kulturpolitik für Entwicklung", Stockholm, Schweden, 30. März - 2. April 1998. url: <http://www.unesco.de/458.html?&L=8> (14.05.2010).
- UNESCO (1996): Our Creative Diversity. Report of the World Commission on Culture and Development. 2nd ed. rev. Paris: UNESCO Publishing.
- Wackernagel, Mathis; Rees, William (1997): Unser ökologischer Fußabdruck. Wie der Mensch Einfluß auf die Umwelt nimmt. Basel u.a.: Birkhäuser.

- WBGU (Wissenschaftlicher Beirat der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen) (1998): Welt im Wandel. Strategien zur Bewältigung globaler Umweltrisiken. Jahresgutachten 1998. Kurzfassung. Berlin (Eigendruck).
- Wehrspaun, Charlotte; Wehrspaun, Michael (2003): Eine neue Zukunft für den Fortschritt? In: APuZ 27/2003, S. 3-5.
- Wehrspaun, Charlotte; Wehrspaun, Michael (2002): Von der Paradoxie des Fortschritts zum unvermittelten Leitbild der Nachhaltigkeit. In: Altner, Günter et al. (2002): Jahrbuch Ökologie 2003. München: Beck, S. 38-59.
- Wehrspaun, Michael; Schoembs, Harald (2002): Schwierigkeiten bei der Kommunikation von Nachhaltigkeit. Ein Problemaufriss. In: Kurt, Hildegard; Wagner, Bernd (2002): Kunst – Kultur – Nachhaltigkeit. Die Bedeutung von Kultur für das Leitbild Nachhaltige Entwicklung. Kulturpolitische Gesellschaft e.V. Essen: Klartext, S. 43-57.
- Weizsäcker, Ernst Ulrich von; Lovins, Amory B.; Lovins, L. Hunter (1995): Faktor vier. Doppelter Wohlstand – halbiertes Naturverbrauch. Der neue Bericht an den Club of Rome. München: Droemer Knauer.
- Welsch, Wolfgang (1988): Unsere postmoderne Moderne. 2. durchges. Aufl. Weinheim: VCH, Acta Humaniora.
- Willke, Gerhard (2003): Neoliberalismus. Frankfurt a.M. u.a.: Campus.

<sup>1</sup> Die Weltkommission für Umwelt und Entwicklung verabschiedete 1987 den sogenannten Brundtland-Bericht, der die hier genannte Kurzdefinition entworfen und damit die Auffassung von Nachhaltigkeit grundlegend geprägt hat (vgl. Hauff 1987).

<sup>2</sup> Diese Zustimmung bezieht sich insbesondere auf die Generationengerechtigkeit, den fairen Handel und Ressourcenschonung (siehe Kuckartz/ Rheingans-Heintze 2006: 17).

<sup>3</sup> Dies betonte er in seinem Vortrag „Lebensstile – Zahlenspiele. Wie viel menschliche Aktivität verträgt die Geobiosphäre?“ an der Leuphana Universität Lüneburg am 24.6.2010 im Rahmen der Sustainability Lectures (Lüneburger Denkanstöße zur zukünftigen Entwicklung).

<sup>4</sup> In der deutschen Ausgabe wird „sustainable“ zwar mit „aufrechterhaltbar“ übersetzt (vgl. Meadows et al. 1990: 142), doch hier kommt es auf den Bedeutungsgehalt an, auf den Gegenbegriff zu Kollaps.

<sup>5</sup> In der vorliegenden Arbeit werden Zitate immer originalgetreu übernommen, d.h. auf eine „Hervorhebung im Original“ wird nicht gesondert verwiesen. Hervorhebungen oder Bemerkungen durch die Autorin werden jedoch entsprechend [LG] gekennzeichnet.

<sup>6</sup> Die Gleichsetzung entspricht also nicht der exakten Ursprungsbedeutung und Erstverwendung der Begriffe. Nähere Erläuterungen und eine genaue sprachliche Analyse finden sich z.B. bei Tremmel 2003: 89-99, Grober 2002.

<sup>7</sup> In diesem Band von Schmidt und Ipsen findet sich mit dem Aufsatz von Held und Kümmerer eine detaillierte Argumentation für diese zeitliche Perspektive, die betont, dass nicht das Festhalten von bestimmten Zuständen, sondern das Anerkennen von Prozessen des Lebens und der Entwicklung und die Berücksichtigung des Zusammenspiels unterschiedlicher Raum- und Zeitskalen für eine nachhaltige Entwicklung erforderlich seien (vgl. Held/ Kümmerer 2004).

<sup>8</sup> Einen Eindruck der Bandbreite vermittelt z.B. Tremmel 2003: 99-114.

<sup>9</sup> So zumindest wird es dargestellt. Aus mancher Sicht ist dieses Drei-Säulen-Modell an sich schon ökonomisch zentriert und damit keineswegs ein Modell der Gleichberechtigung (siehe S. 15f.).

<sup>10</sup> Einen guten Überblick über die Inhalte der drei Säulen geben z.B. Kopfmüller et al. 2001: 47ff.

<sup>11</sup> Enquete-Kommissionen werden vom Deutschen Bundestag einberufen, um als überfraktionelle Arbeitsgruppen bedeutsame Sachkomplexe zu bearbeiten.

<sup>12</sup> Die Helmholtz-Gemeinschaft Deutscher Forschungszentren e.V. (HGF) ist durch den Zusammenschluss von 16 naturwissenschaftlich-technischen und medizinisch-biologischen Forschungszentren die größte Wissenschaftsorganisation Deutschlands (siehe: [www.helmholtz.de](http://www.helmholtz.de)).

<sup>13</sup> Die Argumentation für eine kulturelle Dimension wird in Kapitel 3 dargelegt; für die Ergänzung einer kulturellen *und* politischen Dimension plädiert z.B. Massarrat (2006); Kopfmüller et al. (2001: 48ff.) verweisen auf AutorInnen und Studien, die bisher auf die institutionelle Säule Bezug nahmen und erläutern deren Inhalte (ebd.: 102-115).

<sup>14</sup> In *Silent Spring* weist Carson die schlimmen Nebeneffekte von synthetischen Pestiziden auf, welche seitdem Zweiten Weltkrieg die Landwirtschaft revolutioniert hatten. Es war das erste Buch über ein ökologisches Krisenphänomen, das ein Massenpublikum erreichte, wie Bergthaller erklärt (Bergthaller 2004: 26).

<sup>15</sup> Michelsen geht sogar soweit zu sagen, dass die Diskussion um nachhaltige Entwicklung als „konsequente Fortführung der Kommunikation über Umweltprobleme interpretiert werden“ kann (vgl. Michelsen 2007: 25).

<sup>16</sup> Der Club of Rome ist eine 1968 gegründete Non-Profit-Organisation, die durch Identifizierung und Analyse der essentiellen Probleme der Menschheit als Katalysator für einen Wandel agieren möchte ([www.clubofrome.org](http://www.clubofrome.org)).

<sup>17</sup> Zu Zielsetzungen, Ergebnissen und Versäumnissen von Rio siehe z.B. Schmitz/ Stephan 1996.

<sup>18</sup> Robinson verweist in diesem Zusammenhang auf englischsprachige Literatur, z.B. auf Lester R. Brown, der mit seinem Werk *Building a Sustainable Society* (Brown 1981) quasi parallel zur Entwicklung des Sustainability-Konzepts Mitte der 1980er-Jahre zur Etablierung des Begriffs beigetragen hat (vgl. Robinson 2004: 372).

<sup>19</sup> Die Studie *Zukunftsfähiges Deutschland* versucht beispielsweise zu konkretisieren, was Nachhaltigkeit für einen Industriestaat wie Deutschland bedeuten könnte und damit die Ziele der *Agenda 21* umsetzbar zu machen. Sie hat große Aufmerksamkeit erfahren und eine heftige Debatte über die Leitbilder und Strategien entfacht, die sie zur Veränderung der Lebens- und Wirtschaftsweise vorschlägt (dazu Linz 1998, Eblinghaus/ Stickler 1996). In der aktuellen Nachfolgestudie *Zukunftsfähiges Deutschland in einer globalisierten Welt* (BUND et al. 2009) wird weiterhin für einen Kurswechsel plädiert und versucht, Lösungswege aus dieser „tiefen Krise“ aufzuzeigen.

<sup>20</sup> Gemeint ist die Bayer AG (siehe <http://www.bayer.de/de/Nachhaltigkeit.aspx>).

<sup>21</sup> Auch die Zugehörigkeit zur Kategorie des Gemeinwohls ist ein Indiz dafür, warum man eigentlich nicht *gegen* Nachhaltigkeit sein kann, obwohl der Begriff von Gegensätzen durchzogen ist (vgl. Hirsch Hadorn/ Brun 2007: 240).

<sup>22</sup> So werden die Begriffe Umwelt- und Nachhaltigkeitsforschung oft synonym verwendet, da die Umweltdebatte seit Anfang der 1990er-Jahre mithilfe des Begriffs „Sustainable Development“ neu gerahmt wurde (vgl. Brand 2000: 9), eigentlich sind sie aber differenziert zu betrachten. Ebenso wird mit dem Begriff der Nachhaltigkeitskommunikation der Begriff der Umweltkommunikation fortgeführt und erweitert, grenzt sich aber insofern von diesem ab, als dass es hier eben auch um eine disziplinäre Erweiterung geht (vgl. Michelsen 2007).

<sup>23</sup> Ausführlich zu den normativen Grundlagen der Nachhaltigkeit (für Deutschland) siehe Renn et al. 2007; zu ethischen Problemen siehe Hirsch Hadorn/ Brun 2007.

<sup>24</sup> Kuhn (2008) erläutert anschaulich (für ihr Anliegen die Bedeutung der Kultur für nachhaltige Entwicklung zu bestimmen) die drei Schlüsselbegriffe Kultur, Nachhaltigkeit und *Entwicklung*, und diskutiert dabei ausführlich und kritisch entwicklungstheoretische Paradigmen und entwicklungspolitische Ansätze. Eine ausführliche Analyse von „Nachhaltiger Entwicklung“ als hegemoniales Konzept findet sich z.B. bei Dingler 2003: 220-240.

<sup>25</sup> Nicht explizit in Bezug auf den Entwicklungsbegriff, jedoch auf die Normativität und Problematik im Umgang mit der „Dritten Welt“ bezogen, bemerkt Kurt (2000) außerdem, dass das Fehlen der kulturellen Dimension in der Agenda 21 auf das Empfinden zurückzuführen sein könnte, dass man in den Ländern der „Dritten Welt“ die „Proklamierung so genannter universeller Werte als weiteren Versuch des Westens, über die ökonomische Vorherrschaft hinaus auch eine kulturelle Welthegeemonie zu erlangen“ (Kurt 2000: 114) verstehen könnte.

<sup>26</sup> Grunwald betont, dass in diesem Zusammenhang problematisch sei, dass Massenmedien sich gerne dramatischer oder katastrophentypischer Ereignisse annehmen, nicht aber komplexen, langwierigen und undurchsichtigen Problemen, d.h. die Aufmerksamkeitsspanne beim Thema Nachhaltigkeit fällt dann sehr gering aus. Die Wahrnehmung ist entweder durch eine „trockene Diskussion“ der Experten, oder eine weniger fundierte, „aufgeregte“ (meist pessimistische) Meinung der Medien geprägt (vgl. Grunwald 2004).

<sup>27</sup> Dabei kann es nicht darum gehen Grenzen der Umweltbelastung als absolute Schranken zu sehen, denen sich die gesellschaftliche Entwicklung anpassen muss, sondern schlicht um die Erkenntnis, dass die Tragkapazität begrenzt ist und dass es „Grenzen des Wachstums“ gibt. Über den Umgang mit diesen Grenzen oder die Umsetzung und das Verständnis von „Ressourcenschonung“ gibt es verschiedene Meinungen. Es wird aus mancher Sicht sogar angezweifelt, ob es diese Grenzen überhaupt gibt. Aus der im nächsten Kapitel dargestellten Perspektive auf Nachhaltigkeit wird jedoch ersichtlich, dass eine Definition von kultureller Nachhaltigkeit diese Grenzen anerkennt und den bewussten Umgang mit ihnen impliziert.

<sup>28</sup> Öko, Klimaschutz und Nachhaltigkeit sind längst Trend für Unternehmen, Industrie und Konzerne. Die „CeBIT green IT 2010“, oder die weltgrößte Industriemesse in Hannover, die 2010 unter dem Motto „Effizienter – Innovativer – Nachhaltiger“ stattfand, zeugen von der Hoffnung auf ein „grünes Wirtschaftswunder“ (vgl. SZ-Bericht von Steinbuch 2010).

<sup>29</sup> So titelt ein SZ-Bericht zu Anfang des Jahres: „Plötzlich grün – die neuen Ökokonzerne. Goldgräberstimmung pur: Experten prophezeien ein grünes Wirtschaftswunder. Für den Wettlauf um Aufträge haben sich deutsche Unternehmen gut positioniert“ (Steinbuch 2010).

<sup>30</sup> Wie gezeigt wird, unterscheiden sich die Herangehensweisen und das Verständnis von Nachhaltigkeit so grundlegend, dass im Folgenden von „kultureller Nachhaltigkeit“ gesprochen wird, wenn diese bestimmte Perspektive auf das Konzept von anderen Perspektiven deutlicher abgegrenzt werden soll. Der Begriff steht also nicht für ein „neues Konzept“, sondern betont ein bestimmtes Verständnis von Nachhaltigkeit.

<sup>31</sup> So findet sich das Wort „Kultur“ in der gesamten Rio-Deklaration nur ein einziges mal, wie Kurt betont (vgl. Kurt 2000: 112). Ausführlich zu „Kunst und Kultur in der Agenda 21?“ siehe Kurt 2000.

<sup>32</sup> Im Öko-Institut Tirol wurde seit den 1980er-Jahren versucht die Umwelt- bzw. Nachhaltigkeitsdebatte mit Fragen der Ästhetik, Werten, Kultur und Lebensstilen zu verbinden. Die *Toblacher Thesen* entstanden aus dem jährlichen Forum für Umweltfragen, welches bis 1999 in Toblach stattfand.

<sup>33</sup> Dieses Manifest war das Ergebnis der Tagung „Ästhetik der Nachhaltigkeit“ der Evangelischen Akademie Tutzing und fordert insbesondere die engere Verknüpfung von internationaler Nachhaltigkeits- und Kulturpolitik. Die kulturelle Dimension der Nachhaltigkeit hat jedoch nicht zum Ziel eine spezifische Ästhetik der Nachhaltigkeit herauszukristallisieren, auch wenn z.B. die Toblacher Gespräche Schönheit als zentrale Dimension der Nachhaltigkeit bestimmen (siehe Ökoinstitut Südtirol 1998), es also eine Auseinandersetzung mit Ästhetik gibt (vgl. Schenkel 2002: 36). Kurt und Wagner räumen dazu ein, dass die heutige Naturvergessenheit durchaus auch eine ästhetische Herausforderung sei, da es um *Wahrnehmung* gehe (vgl. Kurt/ Wagner 2002b: 253). Ästhetik werde immer wieder nur auf das Schöne reduziert, doch „Als Medium reflektierter Sinnestätigkeit ist Ästhetik über die Sinneswahrnehmung vermittelte Erkenntnis“ (ebd.: 254), die Aktualität von Ästhetik liege also in der Wahrnehmung der ökologischen Krise bzw. des gesellschaftlichen Naturverhältnisses.

<sup>34</sup> 2001 hat die KuPoGe bereits mit dem Sammelband *ZukunftsFormen. Kultur und Agenda 21* (Jerman 2001) einen Diskussionsbeitrag vorgelegt, auf den das Projekt „Die Bedeutung von Kultur für das Leitbild Nachhaltige Entwicklung“ folgte. Die wiederum daraus entstandene Publikation *Kultur – Kunst – Nachhaltigkeit* (Kurt/ Wagner 2002) stellt ebenso einen wichtigen und grundlegenden Beitrag zur Diskussion der kulturellen Dimension dar und veranschaulicht unter anderem anhand einer Darstellung künstlerischer und kultureller Initiativen Vermittlungsmöglichkeiten des Leitbildes nachhaltiger Entwicklung.

<sup>35</sup> Hier heißt es: „[...] sustainability raises the question of how nature itself is conceived and consequently of the cultural values that condition a society's relationship to nature“ (UNESCO 1996: 210).

<sup>36</sup> Zwar registriert die Bundesregierung das Aufgreifen des Themas durch Künstler und Studenten, stützt sich aber ansonsten nur auf die *drei* Dimensionen Wirtschaft, Umwelt und Soziales (vgl. Bundesregierung 2008: 21, 185).

<sup>37</sup> Im Rahmen dieser Arbeit kann die besondere Rolle der Kunst und ihre Fähigkeiten zur „Humanisierung und Ökologisierung der Moderne“ (Kurt/ Wehrspau 2001) beizutragen nicht erläutert werden. Wichtig hervorzuheben ist an dieser Stelle jedoch, dass auch Kunst nicht einfach als Mittel zur Verbreitung des Nachhaltigkeitsleitbildes, sondern als Nährboden für veränderte Denk-, Kommunikations- und Handlungsmuster zu sehen ist (vgl. ebd.). Kurt verweist zum Beispiel auch darauf, dass der Dialog zwischen Kunst und Nachhaltigkeit sich bereits mit der amerikanischen Konzeptkunst in den 1960er-Jahren entwickelte (vgl. Kurt 2002: 47), und sich das Kunstfeld in den 1990er-Jahren zunehmend mit dem gesellschaftlichen Verhältnis zur Natur auseinandersetzt (Kurt 2000: 117). Sie zeigt auf, dass (im Jahr 2000) Nachhaltigkeitspolitik und kritisch gesellschaftsorientierte Gegenwartskunst aneinander vorbei reden, obwohl sie sich inhaltlich und intentional entsprechen (vgl. ebd.: 118).

<sup>38</sup> „Paradigma“ wird hier in Anlehnung an Kuhn (Kuhn 2007) als vorherrschendes Denkmuster in einer bestimmten Zeit verstanden, als Gesamtsicht dessen, worüber in einer Wissenschaft oder Gesellschaft Konsens besteht.

<sup>39</sup> Der Brundtland-Bericht sucht in Anerkennung der ökologischen Krise als globalpolitisches Problem nach einem neuen Entwicklungspfad, und setzt dabei auf die Versöhnung von Ökologie und kapitalistischer Ökonomie. Diese Strategie basiert demnach auf dem Kapitalismus und den westlichen Institutionen, welche dabei jedoch weder in Frage gestellt oder überhaupt problematisiert werden, wie Eblinghaus und Stickler anmerken (vgl. Eblinghaus/ Stickler 1996: 64).

<sup>40</sup> Damit rückt der Brundtland-Bericht eher die armutsbedingte und weniger die wohlstandsbedingte Zerstörung der Umwelt in den Vordergrund. Dies wird 5 Jahre später durch die Beschlüsse in Rio und die *Agenda 21* etwas relativiert, indem hier der Norden und die industrialisierten Länder als Hauptverursacher der ökologischen Krise anerkannt werden und der Fokus von den „Entwicklungsländern“ mit ihrer fehlenden Entwicklung auf die Industrienationen mit ihren Produktions- und Konsummustern gerückt wird (vgl. Dingler 2003: 234).

<sup>41</sup> Die zentrale Lösungsstrategie der *Agenda 21* ist zum Beispiel eine Reformierung der nördlichen Wirtschaftsweise für nachhaltige Produktions- und Konsummuster, so dass anhand sozioökonomischer Transformationsprozesse Gesellschaft und Ökonomie dahingehend verändert werden, dass ökonomisches Wachstum möglich ist, ohne an die Grenzen der Natur zu stoßen (vgl. BMU 1997: 22ff.).

<sup>42</sup> Paradigmatisch gehen die Thesen der Grenzen des Wachstums auf Malthus' Argumentation zurück, dass die Nachfrage nach Ressourcen exponentiell ansteigt, während ihr Angebot durch natürliche Grenzen eingeschränkt ist; dabei leiten sich seine Thesen zu Wachstumsgrenzen aus der Bevölkerungsentwicklung und nicht aus dem Wachstumszwang des ökonomischen Systems ab (vgl. Dingler 2003: 260; Luks 2001: 107ff.).

<sup>43</sup> Niessen (2007) geht in seiner Argumentation soweit, dass nachhaltige Entwicklung unter den Bedingungen des Kapitalismus und der derzeitigen Form von Demokratie generell unvereinbar seien. Zu einem ähnlichen Schluss kommt Dingler (2003).

<sup>44</sup> Konsequenter ökologische TheoretikerInnen fordern deshalb eine Strategie der „Wachstumsrücknahme“, oder sogar den Verzicht auf jegliche Entwicklung, da diese nicht von Wachstum zu trennen sei, oder ohnehin nur der Verbreitung der westlichen Dominanz nütze. Dagegen argumentiert Harribey, dass die Befriedigung der Grundbedürfnisse weltweit nichts mit Vorherrschaft zu tun habe, es aber schon darum gehe das dominante Entwicklungsmodell und die kapitalistischen Produktionsverhältnisse in Frage zu stellen: „Wer einsieht, dass die Menschheit nicht zu Verhältnissen zurückkehren wird, in denen es noch keine Entwicklung gab, und dass die Produktivität folglich weiter ansteigen wird, kommt zur eigentlichen Frage, wie dieses Produktivitätswachstum mit der Reproduktion der Ökosysteme und der Gesellschaft in Einklang gebracht werden kann“ (Harribey 2004).

<sup>45</sup> Einen Überblick über Dalys Theorie und die historischen Wurzeln des Steady State Economic-Ansatzes siehe Luks 2001. Zur Kritik dieses Ansatzes siehe Dingler 2003: 440-453; Daly 1999a.

<sup>46</sup> Ein anderer (ökonomischer) Argumentationsstrang, der zwar am Wachstum festhält, jedoch für eine Berücksichtigung der ökologischen Integrität plädiert, wird unter dem Schlagwort „qualitatives Wachstum“ verhandelt (z.B. Mohr 1995; Weizsäcker et al. 1995).

<sup>47</sup> Eine prägnant zusammengefasste Übersicht über die soziologische Theorie und Umwelt bei Durkheim und Weber bis zu Luhmann und Giddens siehe Kraemer 2008: 75-108.

<sup>48</sup> In der Debatte um einen theoretischen Standort der Umweltsoziologie „tobte“ lange ein Streit um die Relativität bzw. Konstruktivität des Sachwissens und so argumentierten die Realisten im Gegensatz zum dargestellten Standpunkt der KonstruktivistInnen, dass das Verhalten des Menschen durchaus durch objektiv gegebene Veränderungen in der natürlichen Umwelt beeinflusst sei; sie thematisierten Wechselwirkungen zwischen physischen Veränderungen einerseits und sozialen Verhaltensweisen andererseits (vgl. Renn 1996: 39).

<sup>49</sup> Einen guten Überblick über die Geschichte und Entwicklung der Umweltsoziologie gibt Renn 1996.

<sup>50</sup> Zur Diskussion ob die ökologische Problematik einen Bruch mit dem Durkheim'schen Paradigma erfordert und Argumentation, dass dies nicht unbedingt der Fall sei siehe verschiedene Beiträge in Brand 1998.

<sup>51</sup> Mit seiner unbezweifelbaren Erkenntnis und Gewissheit des „Ich denke, also bin ich“ hat Descartes das autonome Subjekt von der Autorität der Kirche oder eines absoluten Herrschers befreit, jedoch auch das Denken von den Bindungen an einen Leib und der Natur insgesamt; die körperlose „res cogitas“ und die materielle Welt sind damit radikal getrennt (vgl. Grober 2010: 70).

<sup>52</sup> Kurt bemerkt dazu, dass das dem Ackerbau entstammende lateinische „cultura“ schließlich „bebauen“ und „pflegen“ zugleich meint, es also eine Balance zwischen nutzen und pflegen geben müsste. Heute aber dominiere das Bebauen über das Pflegen, das Nutzen über das Bewahren, und zwar in allen Bereichen den menschlichen Lebens und Arbeitens. Um die Balance wieder herzustellen müsse zunächst die Natur wieder anerkannt werden (vgl. Kurt 2000: 114).

<sup>53</sup> So schreibt Glaeser: wenn Natur alles ist, was ohne Fremdes Zutun aus sich selbst heraus entsteht und entwickelt, ist der Mensch „qua Spezies“ selbst Teil der Natur, weil „jedes seiner Individuen ohne eigenes Zutun den Bauplan zu seiner Entwicklung und die erforderliche Wachstumspotenz enthält“ (Glaeser 1992: 197).

<sup>54</sup> Naturerkenntnisse entstehen schließlich aus einer menschlichen *Beobachtungsleistung* (vgl. Siebert 2007: 141). Glaeser schlussfolgert daraus, dass Natur ein kulturelles Konzept ist: „'Natur' ist der Erfahrungsprozeß mit Natur, ist somit ein Konstrukt der Kultur“ (Glaeser 1992: 198). Das bedeutet nicht, dass es nicht Natur nicht gibt, sie nicht real ist, sondern es legt Betonung darauf, dass der Mensch diese Realität erst durch Fühlen, Anschauen und Denken *erfährt* (vgl. ebd.).

<sup>55</sup> Die Kulturökologie hat sich deshalb als Wissenschaft dazu verschrieben, die Beziehung zwischen Natur und Kultur, genauer zwischen sozialen Systemen und ihren natürlichen Umwelten zu untersuchen (vgl. Bargatzky 1986). Kulturökologie nimmt im Gegensatz zur Ökologie den Menschen in den Blick und untersucht demnach eine vom Menschen gestaltete, also „kulturierte“ Natur (vgl. Glaeser 1992: 200).

<sup>56</sup> Der Fortschrittsbegriff vereint zwei Bedeutungsebenen und ist „zu verstehen als Begriff, der einerseits Verbesserungen und Weiterentwicklungen in vielerlei konkreten Gebieten meint, der andererseits aber auch für eine generelle, das bürgerliche Bewusstsein besonders kennzeichnende Form der Orientierung im Hinblick auf die Natur, Geschichte und menschliche Existenz steht“ (Wehrspau/ Wehrspau 2002: 39). Der Fortschritt selbst hat eine gewisse Geschichte, deshalb ist auch der Fortschrittsbegriff und damit die öffentliche Rede über Fortschritt geprägt durch seine Vergangenheit, dies gilt es bei der Diskussion über „den Fortschritt“ zu beachten (siehe dazu ebd.).

<sup>57</sup> „Fortschritt heißt: aus dem Bann heraustreten, auch aus dem des Fortschritts, der selber Natur ist, indem die Menschheit ihrer eigenen Naturwüchsigkeit innewird und der Herrschaft Einhalt gebietet, die sie über Natur ausübt und durch welche die der Natur sich fortsetzt. Insofern ließe sich sagen, der Fortschritt ereigne sich dort, wo er endet.“ (Adorno zit.n. Kurt/ Wagner 2001: 19).

<sup>58</sup> Beck (1986) verweist mit seinem Risiko-Begriff letztlich genau auf diese Entwicklung: beim Versuch die Natur vollständig zu domestizieren und sich von ihr zu emanzipieren, haben sich die Menschen zwar unabhängiger von physischen Bedingungen der räumlichen Umwelt gemacht, doch dadurch gleichzeitig in ein größeres Abhängigkeitsverhältnis zu der nötigen sozialen und technischen Infrastruktur. Die Menschen bleiben abhängig von der Natur, erfahren jedoch zunehmend Einschränkungen durch die ökologischen Folgen und Risiken des Emanzipationsprozesses.

<sup>59</sup> Die Debatte über sich gegenüberstehende Weltbilder oder Paradigmen und die Annahme, dass wir uns grade in einem Paradigmenwechsel befinden, spiegelt sich z.B. in zukunftsorientierter Literatur wie „Wendezeit. Bausteine für ein neues Weltbild“ (Capra 1990) oder „Die sanfte Wende. Aufbruch ins ökologische Zeitalter“ (Lutz 1984) wider.

<sup>60</sup> Immerhin war Carlowitz, der „Wortschöpfer“ der modernen Auffassung von Nachhaltigkeit, Aristokrat (vgl. Grober 2010: 112) und die schlussendliche Etablierung des Begriffs wird durch die UNO vorangetrieben.

<sup>61</sup> Der Ansatz Kurt und Wagners zeichnet sich stark durch ihre kulturpolitischen Forderungen aus; auf die kulturell-ästhetischen Aspekte, welche die beiden hervorheben, konnte im Rahmen dieser Arbeit nicht eingegangen werden.

<sup>62</sup> Zwischen „systemtheoretisch“ und „systemisch“ muss streng genommen unterschieden werden, auch wenn beides zusammengehört. Systemtheorie geht vor allem auf Luhmann zurück, doch relativ unbeeinflusst von diesem Theoriestrang haben auch Vester, Capra, Dörner u.a. für *systemisches* Denken plädiert (vgl. Siebert 2007: 136).

<sup>63</sup> Systeme sind zwar selbstreferentiell, sie haben ihre eigene Logik und ihre eigenen Werte – gesellschaftliche Ereignisse sind aber nie nur für ein System relevant, sondern wirken sich auch auf andere aus, außerdem es gibt immer mehrere Sichtweisen auf das gleiche Geschehen: „Die gesellschaftliche Wirklichkeit ist damit nicht eine einzige, sondern so oft und so oft anders vorhanden, wie es divergierende teilsystemische Perspektiven auf sie gibt“ (Schimank 2007: 128).

<sup>64</sup> Kagan verweist folgerichtig auf den anders verstandenen Evolutionsbegriff bei Luhmann, der auch von einer Evolution der sozialen Systeme spricht. Luhmanns Auffassung von Evolution stehe dem hier verwendeten konträr gegenüber (vgl. Kagan 2010: 6f.), weil dieser sich im Prinzip auf ein nicht-evolutionäres Entwicklungsmodell bezieht, welches versucht die Umwelt dem sozialen System unterzuordnen und ihm anzupassen, während ein evolutionäres Entwicklungsmodell das soziale System an seine Umwelt anpasst (vgl. auch Brocchi 2008: 47).

<sup>65</sup> Siehe dazu auch „Denn sie tun nicht, was sie wissen. Warum Umweltbewusstsein und Handeln verschiedene Dinge sind“ (Leggewie/Welzer 2009: 72-99), hier verweisen Leggewie und Welzer z.B. auf so genannte „shifting baselines“, einem Phänomen der Anpassung der eigenen Wahrnehmung an sich verändernde Situationen in der sozialen und physischen Umwelt (vgl. ebd.: 94).

<sup>66</sup> Wie sie z.B. bei Fromm paradigmatisch durch die Charakterstruktur des „Habens“ nachgezeichnet wird (Fromm 1976), oder illustrativ durch Ullrichs „Haben wollen“ (Ullrich 2006).

<sup>67</sup> So setzt sich zum Beispiel das Kulturwissenschaftliche Institut (KWI) im Rahmen des Projekts „Konsumentenverantwortung – Neue Macht und Moral des Verbrauchers“ mit der Rolle der KonsumentInnen und deren Bereitschaft ihre Kauf- und Verbrauchsgewohnheiten an eine veränderte Umwelt anzupassen (siehe: <http://www.kwi-nrw.de/home/projekt-8.html>).

<sup>68</sup> Lange wundert sich, warum sich die Sozialwissenschaften gerade in Bezug auf die geforderten Verhaltensänderungen so schwer tun und sich der Debatte so zögerlich zuwenden, denn die nachhaltigkeitpolitische Kernforderung nach einem radikalen Wandel der Verbrauchsgewohnheiten von Industrie, Staat, Handel und Einzelpersonen sei doch – auch – in sozialwissenschaftlicher Hinsicht eine Herausforderung erster Güte (vgl. Lange 2008: 8).

<sup>69</sup> Kirchberg veranschaulicht den Unterschied zwischen Inter- und Transdisziplinarität am Beispiel eines Mosaiks: „Interdisziplinarität ist der enge Blick auf die einzelnen Beziehungen zwischen Kachelstücken dieses wissenschaftlichen Mosaiks, ein Gesamtblick auf das Mosaik (und damit das Erkennen des eigentlichen Bildmotivs) wird erst durch das transdisziplinäre Vorgehen möglich“ (Kirchberg 2009).

<sup>70</sup> Chancen und Risiken transdisziplinärer Arbeit beschreiben Hanschitz et al. 2009: 192-197, Godemann 2007; Blättel-Mink et al. 2003 zeigen darüber hinaus, dass transdisziplinäre Ansätze durchaus zum Selbstverständnis von Nachhaltigkeitsakteuren gehört, in der Forschungspraxis jedoch schwierig umzusetzen ist.

<sup>71</sup> Die alarmistische Struktur der Medien führe dazu, dass die öffentliche Problemwahrnehmung im Bezug auf Nachhaltigkeit unzureichend sei, weil diese sich auf konkrete Ereignisse beziehe und damit auch konkrete Betroffenheit auslöse, jedoch nur solange das Thema in den Medien sei: „sobald ein Thema aus dem Fokus des Alarmismus heraus fällt, sinkt die Informationsrate in Massenmedien über dieses Thema rapide ab, und die Gesellschaft ‚vergisst‘ das Thema“ (Grunwald 2004: 320). Die (alarmistische) Struktur der Medien sei damit zwar wirkmächtig, doch nicht „nachhaltig“ (vgl. ebd.).

<sup>72</sup> Dass „naturwissenschaftliche“ Themen in der Sozialforschung angekommen sind, veranschaulicht zum Beispiel das Kulturwissenschaftliche Institut (KWI). Leggewie und Welzer (2009) verweisen insbesondere auf die Verbindung von kulturell geprägten Verhaltensmustern und der Klimakrise und machen den Klimawandel damit zur Kultursache. Dieser sei hinsichtlich seiner Ursachen und physikalischen Auswirkungen vielleicht Gegenstand der Naturwissenschaften, im Hinblick auf die Folgen, Einsichten in individuelle und kollektive Anpassungs- und Bewältigungsstrategien und in die Wirkungen des Klimawandels auf Gesellschaften und ihre Beziehungen, jedoch eindeutig Gegenstand der Sozial- und Kulturwissenschaften, schreiben sie (vgl. Leggewie/ Welzer 2009: 31f.).

<sup>73</sup> So geht es insbesondere bei Beck und Giddens darum zu bestimmen, ob die bestehenden Veränderungen den Übergang von der Moderne in die Postmoderne, Zweite Moderne oder reflexive Moderne besiegeln (vgl. Beck et al. 1996; Giddens 1997). Wohin sich dieser Wandel im Sinne einer neuen Epoche bewegt, kann in dieser Arbeit nicht wiedergegeben werden (siehe dazu z.B. Welsch 1988; Beck et al. 1996). Der spezifische Bedeutungshorizont des Begriffs Moderne wie er hier verwendet wird, wird unten noch erläutert.

<sup>74</sup> Wobei der Glaube an die „zivilisatorische Überlegenheit des Nordens“ selbst viel weiter zurück reicht (vgl. Sachs 1997: 94, 96).

<sup>75</sup> Im Brundtland-Bericht heißt es dazu: „Bis vor kurzem noch war die Erde lediglich der große äußere Rahmen, innerhalb dessen menschliches Handeln mit all seinen Folgen fein säuberlich nach Ländern sowie [...] Teilbereichen unterschieden wurde. Diese Kategorien beginnen sich zunehmend aufzulösen. In besonderem Maße gilt dies für die verschiedenen weltweiten ‚Krisen‘, die insbesondere im Verlauf des letzten Jahrzehnts in das Blickfeld der Öffentlichkeit geraten sind. Dabei handelt es sich um keine isolierten Krisen. Es gibt keine Umweltkrise, keine Entwicklungskrise und keine Energiekrise – sie sind alle Teil einer einzigen Krise“ (Hauff 1987: 4).

<sup>76</sup> Der Begriff modern stellt dabei ausdrücklich kein Verweis darauf dar, was innerhalb der Zeitdiagnosen für Aussagen zur derzeitigen Epoche (Moderne, Postmoderne oder Zweiter Moderne etc.) gemacht werden.

<sup>77</sup> Bei der hier angesprochenen „Krise der Moderne“ bezieht sich der Begriff außerdem auch auf das implizite Zeitbewusstsein der Moderne – auf den Ausdruck des Bewusstseins, dass die Gegenwart die Vergangenheit von morgen ist und damit das Morgen im Heute gestaltet werden kann (vgl. Nassehi 2001a: 217). Moderne ist ihrem inneren Wesen gemäß zukunftsorientiert, Vorahnungen der Zukunft gehören damit zur Gegenwart (vgl. Giddens 1997: 218). Wie Giddens beschreibt, bringt die Moderne jedoch neben allem Guten und Neuen auch eine „Institutionalisierung des Zweifels“ mit sich, denn der Dynamik, welche die Moderne auszeichnet, folgen Ungewissheit und Risiko (vgl. ebd.: 217).

<sup>78</sup> Die Debatte um die Qualität und Aussagekraft dieser Diagnosen, und die Frage ob ein einzelner Begriff nun die gesamte Gesellschaft beschreiben kann, oder ob AutorInnen sich nur anhand prägnanter Begriffe selbst vermarkten wollen, kann und soll an dieser Stelle nicht ausgeführt werden. Beispielsweise merkt Fischer an, dass diese „Wimmelbegriffe der Soziologie in gegenwartsdiagnostischer Absicht“ zwar ganz informativ seien, jedoch keinerlei Auskunft über die Gesellschaft prägende Prinzipien geben und eben keine Gesellschaftstheorie bereit halten würden (vgl. Fischer 2008: 10).

<sup>79</sup> Die einschlägigen AutorInnen zu den genannten Aspekten sind u.a. Castells 2001, Sennett 2009, Stehr 1994, Lazzarato 1998.

<sup>80</sup> Speziell zum Zusammenhang von Arbeit und Ökologie siehe Blazejczak et al. 2000; Hildebrandt 2000a, Hildebrandt et al. 2001.

<sup>81</sup> Der Verweis auf eine „Kritik an der Moderne“ und Kulturkritik führt unweigerlich zur Tradition der Frankfurter Schule, zur kritischen Theorie Adorno und Horkheimers (Horkheimer/ Adorno 2003) und ihrem Nachfolger Habermas (1981), welche paradigmatisch auf den Rahmen soziologischer Theorien zur gesellschaftlichen Moderne verweisen (vgl. Nassehi 2001a: 212f.). Es lassen sich Parallelen zwischen dieser „Kritik an der Moderne“ und der in dieser Arbeit angesprochenen Kritik ziehen, diese können jedoch an dieser Stelle nicht vertieft werden.

<sup>82</sup> Anders als bei Kirchberg (2008) wird hier darauf verzichtet eventuelle Lösungsansätze aus den Zeitdiagnosen herauszuarbeiten, da dafür der Rahmen zu eng gesteckt ist. Es geht hier in erster Linie um eine Problemanalyse, also darum der eingangs gestellten Leitfrage nach Hemmnissen für eine nachhaltige Entwicklung und dem Anliegen hemmende Strukturen aufzuzeigen nachzugehen.

<sup>83</sup> Im englischen Sprachgebrauch verhält es sich dagegen scheinbar anders – „unsustainable“ ist ein viel geläufigeres Wort und findet sich in zahlreichen Publikationen wieder (z.B. Hossay 2006; Martin 2005).

<sup>84</sup> Das Präfix un- kann zwar genau so als „Vergrößerung“ von etwas dienen (Untiefe, Unmenge), bezieht sich in dieser Arbeit jedoch explizit auf die verneinende und negativ konnotierte Form.

<sup>85</sup> Der sogenannte Earth Overshoot Day stellt dabei eine greifbare wenn auch unsichtbare Grenze dar: an diesem Tag (2009 war es der 25. September) ist der Vorrat an Naturressourcen verbraucht, den der Planet im gleichen Jahr insgesamt erzeugen konnte. D.h. an diesem Tag ist die Menge an Müll deponiert und Emissionen in die Luft geblasen, die von den Ökosystemen absorbiert werden kann. Seit 1986 wird diese Grenze jedes Jahr überschritten, jedes Jahr ein paar Tage früher (vgl. Grober 2010a: 68).

<sup>86</sup> Die folgende Gegenüberstellung beruht im Wesentlichen auf den Thesen Brocchi (Brocchi 2008: 46f.).

<sup>87</sup> Um „Kapitalismus“ zu definieren verwenden Boltanski und Chiapello eine Minimalformel, welche *„eine Forderung nach unbegrenzter Kapitalakkumulation durch den Einsatz formell friedlicher Mittel“* als zentral erachtet (Boltanski/ Chiapello 2003: 39).

<sup>88</sup> In Kapitel 2.2.1 wurde schon kurz darauf verwiesen, dass es durchaus Stimmen gibt, die eine Vereinbarkeit von nachhaltiger Entwicklung und Kapitalismus generell ausschließen. Auf diese Dimension der Argumentation soll und kann hier jedoch nicht weiter eingegangen werden.

<sup>89</sup> Kulturelle Nachhaltigkeit kritisiert nicht die Globalisierung an sich, sondern den dadurch entgrenzten Kapitalismus und die Konsequenzen daraus, z.B. dass die weltwirtschaftliche Verflechtung durch eine marktradikale, neoliberale Globalisierung viele Länder unvorbereitet traf, neue oder bestehende Ungleichheiten verschärfte und den Wettbewerbsdruck international erhöhte. Neoliberale Globalisierung wird auch im Hinblick auf Fehlentwicklungen innerhalb der Industrieländer kritisiert (siehe z.B. Bourdieu 1998). Erstmal ungeachtet anderer positiver Auswirkungen wird Globalisierung hier also aufgrund der impliziten Ausweitung verschärfter Marktkonkurrenz und damit einhergehendem Wettbewerbsdruck kritisiert.

<sup>90</sup> Als Doktrin der ökonomischen Globalisierung dient der „Neoliberalismus“ vielfach als Kampfpapier gegen das System des Marktkapitalismus mit seiner „sozialen Kälte, ökologischen Blindheit und globalen Zerstörungswut“ (vgl. Willke 2003: 184). Zwar treibt nicht der Neoliberalismus allein eine Ökonomisierung aller Lebensverhältnisse voran – dies gilt schon für den Kapitalismus allgemein, also auch für einen wohlfahrtsstaatlich begrenzten Kapitalismus (vgl. Demirovic 2008: 24). Doch die neoliberale Rechtfertigung einer unbeschränkten Marktgesellschaft ist von einer Herauslösung und Verselbstständigung der Ökonomie gegenüber der Gesellschaft gekennzeichnet (vgl. Ptak 2008: 32). Das Menschenbild des Neoliberalismus – der Menschen als stets seinen individuellen Nutzen maximierendes Wesen und erst durch wirtschaftliches Handeln seine Freiheit erlangend („homo oeconomicus“) – gehört einer Kultur der Unnachhaltigkeit an, deshalb steht auch die neoliberale Ideologie im Blickpunkt und in der Kritik.

<sup>91</sup> Diese Diagnose formuliert auch Castells in seiner Trilogie *das Informationszeitalter* (Castells 2001, 2002, 2003), welche ebenfalls einen interessanten Untersuchungsrahmen bieten würde, hier aber nur ergänzend angeführt werden kann. Im ersten Band mit dem paradigmatischen Titel „Aufstieg der Netzwerkgesellschaft“ beschreibt er in Anlehnung an Weber das Wesen der kulturellen oder institutionellen Transformation der Gesellschaft entsprechend als „Geist des Informationalismus“ (vgl. Castells 2001: 223). Bei Castells sind technische Revolutionen, vor allem die neuen Informationstechnologien verantwortlich für den Wandel. Der Übergang von der Massenproduktion zur flexiblen Fertigung, oder vom „Fordismus“ zum „Postfordismus“, bezeichnet Castells deshalb als „Übergang vom „Industrialismus“ zum „Informationalismus“ (vgl. ebd.: 174).

<sup>92</sup> Boltanski und Chiapello erklären, dass sich in der Managementliteratur, die sich an die Führungskräfte richtet, der *neue Geist des Kapitalismus* erkennen lasse, da sie stark moralisch gefärbt sei, um dem Manager Hinweise zu geben, wie er Kritik abweisen und den Kapitalismus rechtfertigen könne (vgl. Boltanski/ Chiapello 2003: 91-93).

<sup>93</sup> Boltanski und Chiapello merken an, dass sie „gemäß der Methode des Idealtyps“ aus den jüngeren Managertexten spezifische Merkmale herausgearbeitet und in ihrem Extrem dargestellt haben (vgl. Boltanski/ Chiapello 2003: 150), in diesem Sinne wird die projektbasierte Polis hier auch wiedergegeben – als Idealtyp. Trotzdem ist es berechtigt zu kritisieren, dass sie sich auf eine rein negative Beschreibung der projektbasierten Polis beschränken (kritisch dazu z.B. Deutschmann 2008: 95-97).

<sup>94</sup> Obwohl sie sich explizit auf die Transformationen des französischen Kapitalismus seit den 1930er-Jahren beziehen, ist ihr Theoriemodell abstrakt genug, um auf andere Länder übertragen zu werden. Wenngleich ihre Analysen also von französischer Empirie ausgehen, lassen sich ihre Befunde also auch auf Deutschland übertragen (vgl. Kocyba/ Voswinkel 2005: 41).

<sup>95</sup> Mit dem Geist des Kapitalismus bezeichnen die AutorInnen „jene Ideologie, die ein Engagement für den Kapitalismus rechtfertigt und dieses Engagement dabei attraktiv erscheinen lässt“ (Boltanski /Chiapello 2005: 290).

<sup>96</sup> Sie beziehen sich damit auf die These Max Webers, dass der Kapitalismus sich moralisch rechtfertigen muss und einer Ideologie bedarf, die ihn als annehmbare oder sogar wünschenswerte Ordnung erscheinen lässt. Aus sich selbst heraus kann der Kapitalismus keine Motivation schaffen sich an seinem System zu beteiligen, da er ein „absurdes“, von der Moralsphäre losgelöstes System ist, und seine Zweckbestimmung in sich selbst (Kapitalakkumulation als Selbstzweck) und nicht im Allgemeinwohl oder den Interessen eines Gemeinwesens findet (vgl. Boltanski/ Chiapello 2003: 58). Der Geist verleiht dem Kapitalismus die Möglichkeit attraktive und aufregende Lebensperspektiven aber auch Sicherheitsgarantien und sittliche Gründe für das eigene Tun anzubieten (vgl. ebd.: 64). Indem der Kapitalismus die Kritik seiner GegnerInnen aufgreift und sich diese zueigen macht, neutralisiert er diese also nicht nur, sondern legitimiert sich selbst (vgl. ebd.: 42-48).

<sup>97</sup> 1968 bezeichnen die beiden dabei als Ausdruck des absoluten Höhepunkts der Kapitalismuskritik zwischen 1965 und 1975 (vgl. Boltanski/ Chiapello 2005: 305).

<sup>98</sup> In diesem Zusammenhang ist interessant zu erwähnen, dass Boltanski und Chiapello sich bei diesen Befunden auf die sozialhistorische Studie *Die Metamorphosen der sozialen Frage* von Castel (Castel 2000) stützen. Castel malt das Bild eines neuen Typus von ArbeitnehmerInnen, die durch zunehmend prekäre Beschäftigungsverhältnisse, fragmentierte Erwerbsbiographien und soziale Ausgrenzung „sozial verwundbar“ werden. Die „sozialen Fragen“, die hier aufgeworfen werden, sind ebenfalls höchst relevant für den Nachhaltigkeitsdiskurs und die Frage nach der Erwerbsarbeit (siehe auch Castel/ Dörre 2009).

<sup>99</sup> Dieser Bezug in der Managementliteratur auf den/die „KünstlerIn als Rolemodel“, ist ein kontroverser und viel diskutierter Aspekt. Zur zunehmenden Subjektivierung von Arbeit, den Konsequenzen für Kreativschaffende aus diesem Idealbild des neuen Kapitalismus und seiner Zwiespältigkeit siehe Bröckling 2007; Lorey 2006, 2007; McRobbie 2002, Rothauer 2005; Kocyba 2005.

<sup>100</sup> Als weiterer Untersuchungsrahmen für eine Verbindung von Nachhaltigkeit und Zeitdiagnosen würde sich hier Illouz' *Der Konsum der Romantik* (Illouz 2003) anbieten. So stellt die Autorin hier heraus, dass gerade private Beziehungen, die einst eine den ökonomischen Verwertungsprozessen entschieden entgegen gesetzte Sphäre darstellten, gegenwärtig am deutlichsten von den Zwängen des Marktes bestimmt werden.

<sup>101</sup> Die Arbeit ist eben in der projektbasierten Polis keine von der Erwerbperson trennbare Ware, die sich in genormten Berufsqualifikationen oder Arbeitsplatzbeschreibungen vorab fassen lässt, sondern an die Person gebunden, bzw. nicht mehr von der Person zu trennen – diese muss sich also durch ihre besondere Persönlichkeit auszeichnen und absetzen (vgl. Bröckling 2005: 374).

<sup>102</sup> Vgl. Opitz 2006: 295; siehe auch Koppetsch 2006, welche kritisiert, dass Sennett eine „reine Verfallsdiagnose“ entwerfe und die positiven Aspekte des neuen Arbeitsethos völlig aus lasse (vgl. Koppetsch 2006: 36).

<sup>103</sup> Diese Thematik wiederum greift Bauman in *Flüchtige Zeiten. Leben in der Ungewissheit* (Bauman 2008) auf. Er spricht hier von „menschlichem Abfall“ der marktorientierten Gesellschaft, und „überflüssigen Menschen“, die zeitweise aus dem System ausgeschlossen sind, um möglichst schnell wieder aufgenommen zu werden, wobei die Gefahr besteht, nie wieder Anschluss zu finden und für immer „Außenseiter“ zu bleiben.

<sup>104</sup> Eine andere Zeitdiagnose, deren Untersuchung sich in diesem Zusammenhang anbieten würde, wäre Ehrenbergs *Das erschöpfte Selbst* (Ehrenberg 2004). Er stellt die Depression als Krankheit der Überforderung durch die heutige Wahlfreiheit und als „Tragödie der Unzulänglichkeit“ dar, da viele Menschen an den Ansprüchen auf Eigenverantwortung, Selbstverwirklichung, Erfolg und Glück scheitern.

<sup>105</sup> Dabei weisen sie interessanterweise der Künstlerkritik die Aufgabe zu, der Ökonomisierung Grenzen zu setzen, da von ihrem Standpunkt aus bestimmte Güter der Vermarktung entzogen werden sollten, um ihren *Wert an sich* oder ihre *Würde* zu bewahren (Entfremdungskritik). Das Verbot das Menschliche zu ökonomisieren und zu einem Produkt zu machen, kann sich dabei auch auf andere Güter, menschliche Eigenschaften oder Artefakte ausdehnen. So schlagen Boltanski und Chiapello eine Verbindung zur Umweltkritik vor, welche „gegenwärtig eine der wenigen Positionen dar[stellt, LG], von der aus die Vielfalt und Einzigartigkeit der Wesen, Menschen, die belebte Natur und, in manchen Varianten, Artefakte – einen Wert an sich bekommen“ (Boltanski/ Chiapello 2003: 513).

<sup>106</sup> Kulturelle Verarmung durch Standardisierung und Vereinheitlichung zeigen sich z.B. in der globalen Ernährungsproduktion oder der architektonischen Uniformierung der Metropolen dieser Welt, wie Brocchi schreibt (vgl. Brocchi 2007: 122). Die Privatisierung öffentlicher Räume bedeutet weniger Raum für kulturelle Vielfalt, je weniger Vielfalt, desto geringer die Auswahl an Antworten und Lösungen für soziale oder ökologische Probleme (vgl. ebd.: 123).

<sup>107</sup> Eine Zeitdiagnose, die sich zu dieser Thematik anbieten würde, wäre Ritzers *Globalisierung des Nichts* (Ritzer 2005), in der er beschreibt wie sich die Globalisierung auf sozialer und kultureller Ebene auswirkt. Er zeigt auf, dass der Globalisierungsprozess zu einer Entleerung der Bedeutung des sozialen Raumes führt, weil Symbole, Zeichen usw. außerhalb des lokalen Kontextes (der kontextuellen Bedeutung) so verallgemeinert werden, dass sie zu abstrakt und inhaltsleer sind. Ritzer will hier über die Globalisierung aufklären, nicht um sie zu beseitigen, sondern um darauf aufmerksam zu machen, wie sie sich auf gesellschaftliche Verhältnisse auswirken kann.

<sup>108</sup> Wie durch kleine Verweise angemerkt, gibt es eine Vielzahl an weiteren Diagnosen, die sich zu diesem Thema anbieten würden. Außerdem konnte nicht auf vorhandene mögliche Lösungsansätze aus den Diagnosen eingegangen werden, dies könnte ebenfalls an anderer Stelle vertieft werden.

<sup>109</sup> So setzt sich z.B. das Netzwerk Cultura21 für eine kulturelle Wende ein, „die sich als Voraussetzung und Strategie für die dringend nötige sozial-ökologische Wende in der Gesellschaft versteht“. Diese Plattform will „Akteuren der freien Kultur, der Zivilgesellschaft und der (sozial-ökologisch orientierten) Wirtschaft unter sich und untereinander in Dialog bringen“ (siehe: <http://www.cultura21.org/journal.html>). Das Projekt „Über Lebenskunst“ will ebenfalls „neue Wege“ gehen und AkteurInnen aus den verschiedensten Bereichen zusammenbringen: „Die Stadt Berlin steht im Mittelpunkt des mehrteiligen Programms und wird zum Schauplatz für Ideen und Initiativen, die Kultur und Nachhaltigkeit verbinden und neue Denk- und Handlungsansätze wagen“ (siehe: <http://www.ueberlebenskunst.org/programm.html>)

# Das „Projekt Nachhaltigkeit“

Zu den Grenzen des Nachhaltigkeitskonzepts  
aus kultureller Perspektive

Lisa Grabe

“Nachhaltigkeit” ist mittlerweile zum Modewort avanciert und lässt sich aus dem politischen Sprachgebrauch nicht mehr wegdenken. Doch steckt nicht noch mehr hinter diesem Wort als wirtschaftliche Stabilität oder technischer Fortschritt im Zeichen des Umweltschutzes? Die Autorin untersucht die Tragfähigkeit dieses Begriffs und gelangt dabei zu dem Fazit, dass Nachhaltigkeit kein “Projekt” ist, dass kurzfristig in Angriff genommen werden kann, wenn es brenzlich wird. Es handelt sich vielmehr um ein Leitbild, das einen gesamtgesellschaftlichen Transformationsprozess einleiten soll. Die zentrale These lautet, dass Nachhaltigkeit deshalb eine genuin kulturelle Herausforderung ist.

**Lisa Grabe** (\*1982) hat von 2003 bis 2010 angewandte Kulturwissenschaften mit den Hauptfächern Kulturtheorie und Sozial- und Kulturgeschichte an der Leuphana Universität Lüneburg studiert.

Volume 1 in the Cultura21 eBooks Series on Culture and Sustainability / Erster Band der Cultura21 eBooks Reihe zu Kultur und Nachhaltigkeit

**cultura<sup>21</sup>**

ISBN 978-3-945253-00-7